Deutsche Theologen über den Krieg

Deutsche Theologen über den Krieg

Stimmen aus schwerer Zeit

gesammelt und herausgegeben

von

Wilhelm Laible

1915

Dörffling & Franke, Verlag, Leipzig

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by 1915 Dörffling & Franke, Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 7

In diesem Zeichen wirst du siegen! 9
Von Prof. D. Victor Schultze, Greifswald

Zur Kriegslage 11
Von Prof. D. Bonwetsch, Göttingen

Winke und Warnungen für Predigten in der Kriegszeit. . 15
Von Prof. D. Wohlenberg, Erlangen

Die Aufgabe der Kirche in der Gegenwart 22
Von Prof. D. Ihmels, Leipzig

Die Kriegspredigt 48
Von Prof. D. Ückeley, Königsberg i. Pr.

Der heilige Krieg 61
Von Oberkonsist. Präs. D. v. Bezzel, München

Die Religion in Kriegszeiten 80
Von Prof. D. Grützmacher, Erlangen

Idealismus oder Christentum? 85
Von Prof. D. Dunkmann, Greifswald

Der Krieg und die Buße 101
Von Prof. D. Bornhäuser, Marburg

Christentum und Patriotismus 106
Von Prof. D. Schaeder, Kiel

Kriegsgedanken 113
(Die Bedeutung des Gebetes, Trost, Sieg des Guten)
Von Prof. D. Stange, Göttingen

Der Krieg in neutestamentlicher Beleuchtung 122
Von Prof. D. Johannes Haußleiter, Greifswald

Seite

Die Schicksalsstunde der Volkskirche 140
Von Prof. D. Hilbert, Rostock

Gottes Gerechtigkeit in den Schicksalen der Völker . . . 150
Von Prof. D. Lemme, Heidelberg

Vom Kriege in Israel 171
Von Prof. D. Kittel, Leipzig

Christentum und Krieg 194
Von Prof. D. Bachmann, Erlangen

Der Krieg und unser Gottesglaube 221
Von Prof. D. Paul Althaus, Leipzig.

Vorwort

Zu Beginn des Krieges sandte die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" folgendes Rundschreiben an befreundete Theologen:

„Der Krieg ist da, und alles in Bewegung und Erregung. Wo bleiben unsere Theologen? Haben sie uns nichts zu sagen in dem Ernste der Zeit? Es mag ja sein, daß manche nichts zu sagen haben, weil ihre Theologie nur auf die ruhige Zeit des Friedens eingerichtet war und sie jetzt nichts Sturm- und Tragfähiges für die wirkliche Not besitzen. Aber was rechte Theologie ist, Theologie des lebendigen Gottes, die hat etwas zu sagen, muß etwas zu sagen haben. Sie war unsere Führerin im Frieden, sie sei es nun auch in der Kriegszeit. Sie soll uns aus ihren Schätzen geben, an die sie Gott gestellt hat, um die Hirten und Lehrer der Gemeinde stark und tüchtig zu machen zu den großen Aufgaben, die sie jetzt erfüllen sollen; sie soll der Gemeinde helfen, nüchtern, fromm und getrost zu bleiben, ein Licht im Volke. Jeder Theologe der Offenbarungstheologie hat seinen Schatz, aus dem er geben kann. Nur reden sollen sie und die Gemeinde nicht allein lassen, uns Führer und Wegeweiser sein. Denn es ist Zeit der Not und große Zeit, eine Zeit der Entscheidung, wohl auch für das Reich Gottes."

Die Frucht dieses Rundschreibens waren die in diesem Bande gesammelten Aufsätze. Eine Sonderausgabe war nicht von Anfang beabsichtigt. Allein der Krieg geht noch fort, und die hier besprochenen Fragen beschäftigten die Gemüter mit eher verstärktem als gemindertem Interesse. Auch

haben diese Aufsätze weithin Aufsehen und so wachsende Nachfrage gefunden, daß der Verlag sich zu der Buchausgabe entschließen mußte. Man kann auch nicht leugnen, daß es über den Krieg hinaus für Theologie und Kirche von Bedeutung bleibt, wie unsere Offenbarungstheologen, mitten in diesem furchtbaren Weltkrieg, sich zu dem schweren Problem des Krieges äußerten.

Der himmlische Herr, der auch diese Gabe seiner Gemeinde geschenkt hat, geleite sie mit seinem Segen.

Leipzig, den 19. August 1915.

W. Laible.

In diesem Zeichen wirst du siegen!

Von Prof. D. Victor Schultze, Greifswald

Wir kennen dieses „Zeichen". Kreuz und Christusname schlingen sich in ihm tiefsinnig ineinander. Wir kennen auch die Geschichte seiner Entstehung. Manches daran ist dunkel, Sinn und Ziel sind klar. Aus einer ungeheuren politischen und militärischen Spannung geboren, wurde es das Heerzeichen, mit welchem ein großer Feldherr, Konstantin, und sein tapferes Heer in gewaltigem Ansturm einen übermächtigen Feind niederwarfen. Das war am 28. Oktober 312 vor den Toren Roms. Im Oktober 1912 hat man sich in Rom in einer sechzehnhundertjährigen Gedenkfeier daran erinnert. Ich bin damals an einem schönen, friedlichen Herbstsonntage die Höhen jenseits des Tiber, wo das Schlachtfeld sich ausbreitet, hinaufgestiegen und habe mir alles, Tat und Folge, von neuem vergegenwärtigt. Mit dem unterliegenden Maxentius versank damals im Tiber die alte heidnische Welt, und eine neue Welt, die Welt des Christentums zog siegreich auf unter dem „Zeichen". So auch verstand dies die damalige Christenheit, und seitdem breitet sich das „Zeichen" als Sieges-, Erkennungs- und Bekenntniszeichen weithin aus. Den Toten wird es auf den Grabstein geschrieben, der Lebende trägt es am Ringe, der Kaiser am Helme, es schwebt über Bildnissen, es schmückt den Eingang der Gotteshäuser — in unzähliger Verwendung tritt es auf. Konstantin der Große hat eine Münze geprägt; sie zeigt ein Banner, auf dem Fahnentuche sehen wir das Zeichen, die Spitze durchbohrt eine am Boden sich windende Schlange, den alten bösen

Feind, und die Aufschrift lautet: salus publica, „Wohl des Staates". So war es auch. Staat und Kirche, Soldat und Bürger, Hoch und Niedrig, Tote und Lebende stellten sich unter den Schutz des „Zeichens", und sie wußten, warum.

Unser Volk steht in heißen Kämpfen, in denen auch für eine lange, lange Zukunft die Entscheidung fallen wird und muß. Wer kann leugnen, daß die deutschen Soldaten, der oberste Kriegsherr voran, unter demselben Zeichen hinausgezogen sind? Und daß unser Volk vielfach wieder ein Volk von Betern geworden ist und seine Augen aufhebt zu den Bergen, auf welchen für alle Ewigkeit das „Zeichen" aufgepflanzt ist? Wir führen es nicht mehr auf unseren Fahnen wie die Heere jener früheren Jahrhunderte, aber unsichtbar geht es mit unseren Kriegern, sie fühlen seine Kraft und hören seine Verheißung: In diesem Zeichen wirst du siegen! Nur aus dieser Kraft können große Taten erwachsen. Alles, was in der Geschichte groß war und groß ist und groß sein wird, hat Antrieb und Inhalt aus diesem „Zeichen".

Es ist es auch, das uns, die in der Heimat Verbliebenen, mit den Hinausgezogenen verbindet. Über nah und fern leuchtet es. Öffnen wir unsere Herzen dem, was es uns sagt: Worte des Lebens, des Trostes und der Hoffnung. Wollen wir das, können wir das, wir Volk und Heer, dann dürfen wir heute schon, wo die Millionen noch in blutigem Ringen stehen, die stille, feste Zuversicht fassen: „In diesem Zeichen wirst du siegen!"

Zur Kriegslage

Von Prof. D. Bonwetsch, Göttingen

Ein Wort über das zu sagen, was wir jetzt erleben, ist nicht leicht. Wo Gott so gewaltig redet, da möchte man besser schweigen. Was soll menschliches Wort bei solcher Majestät der Geschehnisse? Und wie wesenloser Hauch will es auch erscheinen angesichts der opferfreudigen Taten derer, die hinausziehen, und des werktätigen Dienstes der Liebe.

Wir stehen an einem Markstein des Geschickes unseres Volkes. Die ganze Welt scheint aufzustehen wider uns. Wie die Köpfe einer Hydra wächst die Zahl unserer Feinde. Dennoch verlieren wir nicht den Mut. Wir freuen uns unseres Heeres, seiner Ordnung, Rüstung und Führung. Nicht minder freuen wir uns der wunderbaren, uns sonst so fremden Einmütigkeit und des merkbaren Zuges nach oben. Von Gottes Geist und seinem Wehen spüren wir etwas darin. „Der Völker Herzen sind die Saiten, durch die jetzt Gottes Hauche gleiten", das gilt heute wie vor hundert Jahren. Wir haben erleben dürfen, was unmöglich schien: das Vergessen der selbstischen Interessen und des Parteigetriebes, freudige Dahingabe des ganzen Seins an das Vaterland und ein Aufblicken nach oben. Wir durften wirklich etwas schauen von dem, was wir kaum noch glauben konnten, daß der Deutsche Gott fürchtet und sonst nichts auf der Welt. Und auch von dem hellen Schein der Ewigkeiten war etwas zu merken, der das Kleine klein und das Große groß erscheinen läßt. Alle guten Geister in unserem Volke wurden wach, oder vielmehr der Geist Gottes faßte die Herzen an. — Freilich auch

Mächte der Finsternis wurden offenbar, wie wir sie nicht geahnt. Fürstenmord und dessen Verteidigung, ruchlose Frivolität, welche die Teilnahme an dem Weltkrieg offen mit dem Hinweis auf größeren oder geringeren Vorteil begründet, absolute Gleichgültigkeit gegen die Grundsätze des Völkerrechts, entsetzliche Greuel, die zeigten, daß die sogenannte Kultur unserer Zeit an der Barbarei der schlimmsten Zeiten nichts zu ändern vermochte. So bei unseren Feinden. Bei uns in all der herrlichen Erhebung wenigstens Erscheinungen, wie sie jener kräftige Erlaß der Stuttgarter Polizeidirektion so trefflich gekennzeichnet hat und die ernste Besorgnisse für den Fall wachrufen konnten, daß uns schwere Tage bevorstehen sollten. Dazu jene Dichtungen voll Haß, die mehrfach hervorgetreten sind.

Eins haben wir vor unseren Gegnern in jedem Fall voraus: das gute Gewissen im Hinblick auf den Krieg. Und was ein solches wert ist, hat schon Luther ausgesprochen in seinem Sendbrief wider die Bauern. Natürlich hat man uns für den Krieg verantwortlich zu machen gesucht. Aber dagegen beweisen nicht nur die Friedensbemühungen unseres Kaisers, sondern schon mit elementarer Deutlichkeit die Tatsache, daß wir um unsere Existenz ringen; die anderen streiten, getrieben von Haß und Neid, oder um elender Vorteile willen. Wie man in Frankreich und England gegen uns gehetzt hat, ist allbekannt; und der Schreiber dieses weiß aus eigener Erfahrung, wie dem von Haus aus uns nicht feindlichen russischen Volk seit einem halben Jahrhundert die Feindschaft gegen Deutschland ist gepredigt und geradezu eingeimpft worden. Das ist uns Freude und auch in schweren Stunden Trost, daß wir nichts unterlassen haben, den Frieden zu wahren. Wir zweifeln nicht, daß auch in den Reihen unserer Feinde nicht wenige mit glühendem Patriotismus willig ihr Leben einsetzen, aber daß die S a c h e, für die wir kämpfen, eine gerechte und heilige ist, haben wir vor ihnen voraus. Dafür sind wir dankbar.

Eben darum ist es uns auch ein Herzensanliegen, daß dieser Krieg mit heiligem Sinn geführt werde, und daß diese Heimsuchung unserem Volk zum Segen gereiche. Wir danken dem Reichskanzler für seine Schätzung ewiger Werte in der Politik. Und wir begehren für unsere Krieger, daß sie trotz der gerechten Entrüstung über die verräterischen und barbarischen Greuel der Feinde, und bei aller unvermeidlichen Strenge und eventuell Härte, auch im Feld sich als Deutsche und Christen bewähren. Wer kennt nicht die Geschichte von jenem Deutschen, auf den der verwundete Feind, den er tränken wollte, schoß, und der dem Feinde dann doch die Hälfte seiner Flasche reichte? — Auch vor Unterschätzung und Herabsetzung des Gegners wollen wir uns hüten. Wie das Sonntagsevangelium von den Tränen Jesu über Jerusalem mit seiner Mahnung, die Zeit der Heimsuchung zu erkennen, so ist auch das vom Pharisäer und Zöllner durch eine gütige Fügung in diese Zeit gefallen und die Sonntagsepistel mit ihrem: „Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin." — Unser heißestes Verlangen ist aber darauf gerichtet, daß unserem Volke ein bleibender Segen von diesem Kriege werde. Möge die tief einschneidende Pflugschar die fruchtbare Ackerkrume nach oben fördern, und möge die Saat des Blutes und der Tränen nicht verloren sein! In gegenwärtiger Zeit empfinden wir besonders, wie schwer zu beten ist: „Dein Name werde geheiligt, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe!" Wir ersehnen mit heißem Verlangen, daß unserem Volke in diesem ihm aufgenötigten Krieg bei seiner gerechten Sache Ehre und Sieg werde. Doch auch darum dürfen wir ja voll Herzenszuversicht bitten, und daß unser Volk gekräftigt und im Frieden gesichert aus diesem Kriege hervorgehe. Wir dürfen auch wünschen und hoffen, daß auch unseren so lang bedrängten Volks- und Glaubensgenossen im Osten dadurch Hilfe werde. Bauend nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf unseres Gottes große Barmherzigkeit dürfen wir mit erhörlicher Bitte auch für diese Anliegen

vor Gott treten und uns vor seinem Angesicht Mut und Kraft holen. Seinem Schutz befehlen wir auch unsere Lieben, die im Felde stehen. Vorzeichnen jedoch können wir Gott die Wege nicht, die er uns führen soll. Aber des sind wir gewiß, daß Gott Gedanken des Friedens mit unserem Volke hat. Darum beten wir, daß diese Zeit eine solche der Einkehr und ernster, nachhaltiger Umkehr werde, da man mit starker Hand fortan auch gehe an die Ausrottung der schweren sittlichen Schäden in unserem Volk und alles beseitige, was diesen Vorschub leisten kann! Möge wieder die Erkenntnis die Herzen erfüllen, daß ein Mann ist, wer beten, glauben, lieben, sterben kann. Trotz aller unserer Feinde sind wir der Zuversicht, daß doch noch an deutschem Wesen die Welt genesen soll. Sie wird es aber dann, wenn wir ein wahrhaft christliches Volk werden. Zu dem Ergreifendsten und Erhebendsten in allen diesen Tagen gehörten unseres Kaisers Kundgebungen demütigen Gottvertrauens. So wollen auch wir unser Herz sammeln in ernster, bußfertiger Zuversicht, dann können wir auch mitten in dem Toben der Völker sprechen: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!"

Winke und Warnungen für Predigten in der Kriegszeit

Von Prof. D. Wohlenberg, Erlangen

Nicht bloß eigentliche Kriegspredigten habe ich im Auge, wie die am Buß- und Bettage zu Beginn des Krieges gehaltenen oder solche, die infolge besonderer Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze, sei es freudiger, sei es trauriger, zu halten sein möchten; auch an Ansprachen, wie sie etwa in Kriegsandachten oder Kriegsbetstunden eingelegt werden, denke ich nicht oder erst in zweiter Linie. Nein, was mir vor Augen schwebt, sind die Predigten, wie sie während der Kriegszeit in den regelmäßigen Gottesdiensten der Gemeinde darzubieten sind. Hier gestatte man dem Schreiber dieses, der in mehr als zwei Dezennien Sonntag für Sonntag, und wie oft an einem Sonntag mehrere Male, auf der Kanzel gestanden und gepredigt hat, einige Sorgen und Bedenken, Winke und Warnungen auszusprechen.

1.

Daß die Kultuspredigt während des Krieges von dem Ernste der Zeit, der Kriegslage im allgemeinen und der jeweiligen, wie sie Woche für Woche, ja Tag für Tag ihr Antlitz wechselt, berührt und beeinflußt sein wird, ja werden muß, ist selbstverständlich; darüber ist kein Wort zu verlieren. Die Predigt ist der beweglichste Teil des Gottesdienstes. Der Prediger darf mit dem, was jeden seiner Hörer bewegt, nicht

außer Fühlung bleiben. Er wird, in kleineren Gemeinden zumal, wenn auch mit Vorsicht, auf persönliche Erfahrungen, wie sie gerade einzelnen Familien geworden sind, eingehen. Er wird auch der Volksstimme, wie sie in der Presse, in Briefen, in Kundgebungen aller Art sich Ausdruck schafft, und den Nachrichten vom Kriegsschauplatze her sein Ohr leihen und sein Herz und seine Lippen zu einem Resonanzboden davon machen. Aber er lasse den Donner der Kanonen, das Geknatter der Gewehre, kurz die ganze Atmosphäre des Krieges nicht zu stark hervortreten. Er vergesse nie, daß er auch in Kriegszeiten ein Prediger Jesu Christi ist, der die geoffenbarte Wahrheit voll und ganz, zur Zeit und zur Unzeit, zu bezeugen hat. Er darf darum auch nicht den Ernst der Buße zu kurz kommen lassen, darf über dem, was das Vaterland und seinen Ruhm angeht, nicht außer acht lassen, daß die Christen eines besseren Vaterlandes begehren, daß über den Weltreichen, auch über dem eigenen Vaterlande, das Gottes- und Himmelreich steht, welches ewig währt und dauernden Frieden verbürgt und keinen Unterschied der Personen, Völker, Länder kennt. Der Prediger hat die gewaltigen Zeitereignisse hineinzustellen in den Rahmen der heilsgeschichtlichen Entwickelung. Seine Predigten sollten gerade in dieser Zeit in gutem Sinne des Wortes, frei von allem schwärmerischen Beigeschmack, aber auch ohne allen Abzug, wie er bei den zur Schriftwahrheit gebrochenen Glaubens Stehenden Mode geworden ist, eschatologische Art und himmlische Flugkraft verraten.

Der Prediger darf demgemäß nicht sein eigenes Volk ungebührlich preisen und loben und hat sich auf's fleißigste vor der prahlerischen Gesinnung und Sprechweise zu hüten: ich danke dir, Gott, daß ich Deutscher nicht bin wie Engländer, Franzosen usw. Gewiß, er mag in Demut Gott die Ehre dafür geben, was er alles gerade unserem Volke Großes und Herrliches gegeben hat, mag auch seiner Ueberzeugung Ausdruck geben, daß, wenn irgend ein Krieg, so dieser für

uns ein gerechter ist; aber verbannt sei von der Kanzel eine absprechende, selbstherrliche, Fleisch für ihren Arm haltende Tonart; die überlasse man den „Psychikern, die des Geistes bar sind" (Judä 19). Wer gibt uns denn das Recht, bedingungslos oder doch fast ohne Einschränkung urbi et orbi zu verkünden: wir werden, wir müssen siegen? Gott verlasse keinen Deutschen? Ich kann mir nicht helfen; ich habe den Eindruck: hier wird viel gesündigt; unsere Predigten sollten davon frei bleiben. Wir können gar nicht ernst genug betonen, daß der Sieg vom Herrn kommt, daß der Herr nur den Demütigen hilft, gar nicht kräftig genug immer und wieder hinausrufen ins Land: Höre des Herrn Wort, hineinschreien in die Ohren: Zerreißet eure Herzen und nicht eure Kleider, und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gotte! und das nicht als solche, die in die Luft streichen, sondern die die wirklich vorhandenen, konkreten Sünden und Laster unseres Volkes in allen Schichten und Ständen aufdecken. Also weg mit allem falschen Opportunismus! Eben darum hat der Prediger auch davor zu warnen, daß nicht alles, was jetzt als heiliges Feuer gerühmt wird und sich als solches ausgibt, auch wohl wie solches aussieht, echt und probehaltig ist. Patriotismus ist noch keine Gottesliebe, kein Gottesdienst. Ja, wir erleben es, daß gerade Gottesleugner patriotischen Sinn beweisen. Der heidnischen Antike war der Staat, das Vaterland alles. Wie sollte es bei denen anders sein, welchen die Tore der himmlischen Welt verschlossen sind? Es muß das, wenn auch mit aller Freundlichkeit, so doch in nicht mißzuverstehender Weise, unserem Volke gesagt werden. Der Tod für das Vaterland ist kein Märtyrertod im ursprünglichen Sinne des Wortes: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben". Ein edler und ruhmvoller Tod mag er heißen, und Treue dem Vaterland bis in den Tod halten, ist etwas Großes, aber im Herrn sterben ist etwas anderes. Sind die Prediger nicht in Gefahr, berauscht vom allgemeinen Ungestüm, derlei einfache Wahrheiten hintenanzusetzen?

2.

Wieviel wäre hier noch zu sagen! Doch ich lasse das und komme vielmehr zu etwas anderem: zu den Predigttexten. So selbstverständlich die Kultuspredigt in der Kriegszeit gefärbt sein wird mit dem Blutrot des Krieges, so wenig darf sie bloß das sein, was man eine Kriegspredigt nennt. Es entspricht schon, meine ich, dem natürlichen Empfinden eines Christenmenschen, daß er im Gotteshause in eine andere Welt versetzt sein will, auch gerade in der Predigt und durch die Predigt, als da draußen, wo man nur vom Krieg, von Schlachten, militärischen Verlusten, Erfolgen, Aussichten, Hoffnungen liest, spricht, sich erzählen läßt. Bedenkt man weiter, daß der Gottesdienst, die Predigt nicht ausgenommen, nicht aus Rücksicht auf das Irdische und Völkische in seiner kirchlichen, überweltlichen Würde und Eigenart Einbuße erleiden darf, so kann ich mir wohl denken, daß jemand, der etwa über die altkirchlichen Perikopen predigt, im allgemeinen auch während der Kriegszeit dieselben als Predigttexte beibehält. Es besteht ja eine wunderbare Wechselbeziehung zwischen Text und der jeweiligen individuellen oder die Allgemeinheit betreffenden Lage, in welcher darüber gepredigt wird. Wie ein in mannigfachen Farben strahlender Edelstein, so leuchtet ein Text, je nachdem das Licht der Umgebung darauf fällt; und umgekehrt, er selber ist ein Licht, das mit göttlicher Kraft und in geheimnisvoller Anpassungsfähigkeit nach außen hin seinen Schein wirft. Und so bin ich allerdings der Meinung, daß man gerade auch unsere altkirchlichen Perikopen, meinetwegen auch irgend eine „neue" Reihe, nicht um des Krieges willen zu verlassen braucht. Konnte es neulich, am 16. August, am 10. Sonntage nach Trinitatis, dem ersten Sonntag, der so recht von Kriegsluft umgeben war, einen ergreifenderen Text geben als den von der Zerstörung Jerusalems, Luk. 19? Dann am 11., das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner! Schon oben wurden einige hierher gehörige Gedanken an-

gedeutet. Dann am 12., die Heilung des Taubstummen! Wer denkt nicht dabei an die Seelsorge, welche der Herr unser Heiland an den Einzelnen treibt, auch jetzt im Kriege, so manchen besonders nehmend, und wie alle Tragödie doch, im Sinne Dantes, zu einer divina comedia werden muß: „er hat alles wohl gemacht!" Weiter am 13.: der Krieg schlägt Wunden, aber es fehlt nicht an der Heilandsliebe, welche sie verbindet. Das ist das Herrliche am Christentum, soweit es die mit ihm verbundenen Verheißungen schon im Diesseits erfüllen kann, daß es alle Plagen und Nöte, auch die des Krieges, bei jedermann, auch am Feinde zu heilen oder zu lindern sucht. Dann am 14.: der dankbare Samariter! Auch bei unseren Feinden finden wir nicht bloß Böses; ja sie beschämen uns wohl gar, ein Gedanke, der auch schon das vorige Evangelium mitbeherrschte. Doch ich fahre auf der begonnenen Linie nicht fort. Nur Winke wollte ich geben. Die alten Evangelien nicht von vornherein beiseite zu schieben, dazu sollte uns auch der Umstand veranlassen, daß soviele, Gott sei Dank, zumal in den Städten, während der Kriegszeit in das Gotteshaus kommen, die sonst selten den Weg dahin finden. Sollten sie nicht viel eifriger und gewinnbringender lauschen, wenn sie die ihnen von Jugend her bekannten, vielleicht aber fast vergessenen Klänge der alten Evangelien vernehmen?

Damit soll freilich nicht den freien Texten ihre Berechtigung abgestritten werden. Im Gegenteil. Bei der Wahl aber sei man vorsichtig. Man verstehe und übe die Kunst zu unterscheiden! Man hüte sich, Stellen, welche vom Verhältnis des durch Christum zu der Gemeinde der Gläubigen sich gnädig zuwendenden Gottes handeln, zu wählen und sie gar ohne weiteres auf das Verhältnis Gottes zum deutschen Volk zu beziehen. Wer ein Jesuswort wie Luk. 12, 32: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde!" oder das Paulus wort Röm. 8, 31: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" aus dem Zusammenhang herausnehmen und als Motto für

seinen eigenen Gedanken gebrauchen wollte, daß nämlich Gott unser deutsches Volk wider alle, wenn auch noch so starken und übermächtigen Feinde zum Siege führen werde, der würde sich nicht nur schwerer Textvergewaltigung schuldig machen, sondern auch seine Hörer in verhängnisvollster Weise täuschen und irreführen. Will man oder muß man ähnliche Texte verwenden, gut, so tue man es, aber so, daß der eine Grund des Heiles, außer dem es keinen anderen gibt, dabei nicht verkürzt und abgeschwächt und der Hörer nicht im Zweifel darüber gelassen werde, worauf Gott allemal mit einem Volke und mit dem Einzelnen hinaus will, — daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen und selig werden.

Warum aber nicht, wenn es einmal freie, mit Rücksicht auf den Krieg zu wählende Texte sein sollen, solche, die unmittelbar oder doch einigermaßen auf Krieg und Völkerfeindschaft Bezug haben? D. h., warum nicht ins Alte Testament hineingreifen? Denn im Neuen Testament hören wir von Kriegen, an denen sich die Christen zu beteiligen hätten, nichts, es sei denn vom geistlichen Kriege. In irdischen Beziehungen, sozialen, staatlichen, internationalen, gibt uns das Alte Testament gewiß keine gesetzlichen Direktiven; aber gleichwohl: es versetzt uns auf den Boden eines von Gottes Offenbarung in Geschichte und Wort geleiteten Volkslebens, und unbeschadet der religiösen Sonderaufgabe des israelitischen Volkes darf es als naturgemäß gelten, wenn gerade dem Alten Testament Texte für Predigten in der Kriegszeit entnommen werden. Ich weiß für die gegenwärtige Lage in dieser Beziehung kein passenderes und herrlicheres Buch als das des Jesaia, und zwar in erster Linie Kap. 1—39. Man denke an die Bedrängnis Jerusalems durch Rezin und Pekah unter Ahas, an die Belagerung der heiligen Stadt durch Sanherib, an den frommen König Hiskia, an die Schilderungen der in sinnliche Genüsse versunkenen, zum Götzendienst sich hinneigenden leichtlebigen Bevölkerung Jerusalems und Samarias, an die Eitelkeit der Töchter Jerusalems, an

die Fürsten und Angesehenen, welche ihr Rückgrat stärken wollen durch Bündnisse mit fremden Mächten, an die gewaltige Gestalt des Propheten selbst, der, wie vergeblich! Buße predigt, an die beschämende Hilfe des Herrn, an seine das beschlossene Verderben noch aufhaltende Geduld und Nachsicht! Auf Schritt und Tritt die herrlichsten Texte zur Predigt von Buße, Glauben, Ausharren, Demut, Stillesein, Hoffnung, Liebe, Dank. Und sollte, was Gott verhüten wolle, unser Volk in die Tiefe geführt werden, dann weiß ich wieder kein vorzüglicheres Erweckungs- und Trostbuch der Schrift als das des Jeremia, der es erleben mußte, wie der politische Bestand seines Vaterlandes, die Königsherrschaft des Davidischen Geschlechts, zusammenbrach, ohne daß doch der religiöse Beruf seines Volkes aufhörte, ja so, daß gerade aus den Trümmern der zerbrochenen Hütte Davids neues geistliches Leben hervorsproßte.

Der Christ hält seinen Blick auf die große Weltenuhr gerichtet, und er schaut aus und fragt nach den Zeichen der Zeit. Alles, auch die Kriege, müssen den Sieg Jesu Christi vorbereiten helfen. Sein Schmerz ist, daß so manche Werke der Liebe vorerst leiden, daß vor allem auch die Mission unter den Heiden zurückzugehen droht. Aber doch nur für den Augenblick. Nach einem wer weiß wie schrecklichen, wer weiß wie stark die Karten der Weltreiche verändernden Kriege wird die Sonne des Friedens wieder aufleuchten, und sollte es zu kühn sein, wenn wir die Hoffnung aussprechen, es werde dann zu Bündnissen kommen, an die jetzt niemand denkt, geweckt durch Gottes Hand, damit sein ewiges Reich dadurch näher gebracht werde? „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden", Sprüche 16, 7. Auch das darf der Prediger sagen. Sein Amt und Werk ist ein tröstliches. Daß er es in der Gegenwart als solches erkenne und treibe!

Die Aufgabe der Kirche in der Gegenwart

Von Prof. D. Ihmels, Leipzig

In den letzten Wochen hatte ich wiederholt Gelegenheit, mit einem jungen Pastor zu sprechen, der schwer unter dem Gedanken litt, daß er nicht mit ins Feld hinauszieche. Es erschien ihm fast unerträglich, daß er die junge Mannschaft seiner Gemeinde zum Ausmarsch rüsten, selbst aber daheim bleiben solle. Wie er, mögen viele andere empfunden haben. Man kann sich nur von Herzen darüber freuen. Sollen die Diener der Kirche in allem ihren Gemeinden vorangehen, so mögen sie ihnen auch wohl in der Betätigung der Liebe zum Vaterlande vorangehen. Ich denke auch, daß unsere jungen Theologen, soweit sie nicht im Pfarramt gebraucht werden, durch Zahl und Energie den Beweis liefern werden, daß sie von niemandem an Patriotismus sich übertreffen lassen wollen.

Jenem jungen Bruder aber konnte ich nur wieder und wieder sagen, daß seine Arbeit gerade jetzt in der Gemeinde aufs dringendste nötig sei. Würden die Zeiten für unser Vaterland noch ernster, so kann gewiß auch der Augenblick kommen, wo unsere evangelischen Gemeinden in größerer Zahl den Beweis ihrer evangelischen Art auch dadurch bewähren müssen, daß sie ohne Pastor sich behelfen. Zurzeit aber darf man noch aufs tiefste dafür dankbar sein, daß nur verhältnismäßig selten die Gemeinden ohne ihre Pastoren sind. Für die Kirche ist jetzt eine Arbeitszeit angebrochen,

wie sie vielleicht nie wiederkommt. Eine Zeit — man muß es sagen —, in der der Herr der Kirche sie prüfen will, ob sie noch wert ist, seine Kirche zu heißen.

Was ist denn die Aufgabe der Kirche in dieser Zeit?

1.

Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich mit allzu doktrinären Erwägungen zu beginnen scheine. Es dürfte wieder einmal gelten, daß es auch für die Fragen der schlichtesten Praxis von größter Bedeutung ist, sich grundsätzlich klar zu sein.

An der Aufgabe der Kirche scheinen mir aber in der Gegenwart wie sonst zwei Seiten unterschieden werden zu müssen. Sie hat auf der einen Seite den Beruf zu dienen, auf der anderen Seite aber wohnt ihr ein Beruf inne, in dem sie schlechthin selbständig ist: sie hat die Aufgabe der Verwirklichung des Reiches Gottes in dieser Welt. Es mag sofort hinzugefügt werden, daß diese Nebeneinanderordnung der beiden Seiten unmöglich das letzte sein kann; immer wieder wird sich herausstellen, daß schließlich mit der eben bezeichneten Aufgabe der Realisierung des Reiches Gottes alles gesagt ist. Aber die Unterscheidung hat ihr relatives Recht, und sie dient dazu, die Probleme, auf die es ankommt, scharf heraustreten zu lassen und zugleich den Weg zu ihrer Lösung zu zeigen.

Ich beginne mit der ersten Seite. Die Kirche hat zu dienen; — fügen wir für unseren Zweck sogleich hinzu, dem einzelnen, der Familie, dem Staate. Am wenigsten Bedenken wird dabei der erste Punkt machen; am meisten der letzte. Und doch muß man sich klar machen, daß gerade in dieser Form die Kirche während des Krieges zuerst in Aktion getreten ist. Ich denke an den Buß- und Bettag. Es hat mit ihm doch eine etwas andere Bewandtnis als mit den sonstigen Landes-Buß- und Bettagen. Man kann nicht sagen, daß

er etwa von der Kirche spontan aus den Bedürfnissen ihres eigentümlichen Berufes geschaffen sei. Wie er durch den Ausbruch des Krieges, also ein Ereignis des Staatslebens, veranlaßt ist, so bedeutet er auch einen Dienst, der dem Staate geschieht. Gewiß, der Staat als solcher kann keine kirchliche Bußtagsfeier anordnen, in diesem Falle hat er ihn — jedenfalls in Preußen und Sachsen — nicht einmal mit dem Schutze eines gesetzlichen Ruhetages umgeben. Umgekehrt braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die Anordnung der Feier dem tiefsten Empfinden der Kirche entspricht. Aber dabei bleibt doch bestehen, daß es mit ihm auf einen Dienst für den Staat in der gegenwärtigen Situation abgesehen war. In Sachsen haben ihn verfassungsgemäß die in Evangelicis beauftragten Staatsminister ausgeschrieben; aber es fehlt nicht an dem ausdrücklichen Hinweis, daß das in Übereinstimmung mit dem Wunsch des Königs geschehe. Uns war das ganz besonders wertvoll; wir haben Gott aus der Tiefe gedankt, daß die Führer unseres Volkes die furchtbare Arbeit dieses Krieges nicht beginnen wollten, ohne sich mit ihrem Volke vor Gott zu demütigen. Aber eben das bedeutet doch, daß der Staat für seine christlichen Glieder die Hilfe der Kirche wünschte, daß sie in der rechten Weise auf den Krieg sich rüsten möchten. Um das, worauf ich hinaus will, möglichst scharf herauszuheben: Wenn der Staat die Abhaltung eines besonderen Buß- und Bettages wünscht, so will er damit nicht etwa die Kirche erinnern, daß jetzt für die Ausrichtung ihres eigentümlichen Berufes an der Welt eine besonders günstige Zeit gekommen sei, er will vielmehr die Hilfe der Kirche, daß die unendlich schwere Aufgabe, die vor ihm liegt, im Namen Gottes aus ehrlicher Buße heraus betend begonnen werde. Was die Kirche aus diesem Bußtage kraft ihres selbständigen Berufes macht, bleibt dabei ihre Sache, aber sie würde dem nächsten Anlaß, durch den es zu diesem Tage kommt, nicht gerecht, wenn sie nicht mit Bewußtsein mit ihm dem Staate zu dienen begehrte.

Ich weiß nicht, ob man irgend einer Theorie zulieb sich diesen, wie mir scheint, klaren Tatbestand glaubt verdecken zu müssen. Tatsächlich handelt es sich hier nur um einen Spezialfall des allgemeinen Dienstes, den die Kirche überhaupt dem Staate leistet. Äußerlich hervortretende Beispiele dafür sind Eidesvermahnung, ja Eidesleistung, Landtagspredigt und vaterländisches kirchliches Zeugnis jeder Art. Nun liegt zweifellos für die Kirche — zumal die landeskirchlich verfaßte Kirche — eine bleibende Gefahr darin, daß sie dem omnipotenten Staate sich zu Dienst stellt. Es kann der Schein entstehen, als sei die Kirche eine Art Hilfsanstalt des Staates, vielleicht gar ein Departement seiner Verwaltung; es wird auch beim Staat immer eine natürliche Neigung bestehen, die Kirche, sofern sie ihm zu Dienst ist, hoch zu ehren, ihr dafür aber auch Maß und Weise dieses Dienstes vorschreiben zu wollen. Grundsätzlich angesehen, liegt das jedoch auf derselben Linie, wie die Familie immer wieder geneigt ist, die Kirche als eine Art Anstalt für den Schmuck des Lebens zu mißbrauchen und auch der einzelne ähnliches versuchen kann. Die Gefahr des Mißbrauchs wächst nur infolge der Machtfülle des Staates und der dadurch bedingten unvermeidlichen äußeren Abhängigkeit der Kirche vom Staat; es versteht sich aber von selbst, daß alle Gefahr, die hier besteht, die Kirche von der Pflicht des Dienstes nicht dispensieren kann. Das Reich Gottes, an dessen Aufrichtung die Kirche ihre eigentliche Aufgabe hat, soll ja nach jenem Gleichnis des Herrn alle Verhältnisse durchdringen; — doch auch die Verhältnisse des öffentlichen Lebens. Indem die Kirche daran arbeitet, tut sie dem Staatsleben zugleich den bedeutsamsten Dienst für die Gesundung seines Lebens; sie muß dann aber auch geradezu einen Erfolg ihrer bisherigen Arbeit darin sehen, wenn der Staat ihren Dienst seinerseits begehrt. Wie es der Kirche innere Genugtuung gewährt, wenn ihr Dienst von dem einzelnen oder auch der Familie gesucht wird, so muß sie es erst recht dankbar begrüßen, wenn

auch die Gemeinschaft des Staates sich von ihr dienen lassen will.

Vielleicht scheine ich an eine selbstverständliche Sache allzu viel Worte zu verschwenden. Aber ich fürchte, an diesem Punkt herrscht gerade bei den ernstesten Christen nicht selten viel innere Unsicherheit, und das macht ihnen vielfach unmöglich, in die gegenwärtige Situation als Diener der Kirche so hineinzutreten, wie sie es möchten und müßten. Sie sind tief davon durchdrungen, daß die Kirche zuletzt nur Gottes ewiges, unvergängliches Reich wollen kann, und sie beobachten vielleicht zugleich an dem hochgehenden Patriotismus unserer Tage so viel Bedenkliches, daß sie kein rechtes Verhältnis zu ihm gewinnen können. Müssen sie gleichwohl auch als Diener der Kirche irgendwie mitmachen, so geschieht es halb verschämt oder jedenfalls doch ohne rechte innere Freudigkeit. Es wäre aber äußerst verhängnisvoll, wenn unser Volk gegenwärtig in seinem starken vaterländischen Empfinden von seiner Kirche nicht verstanden würde. Die Folge müßte sein, daß die Kirche für das öffentliche Bewußtsein vollends als maßgebender Faktor ausschiede. Und man muß sagen, mit Recht. Würde die Kirche angesichts der unendlichen Aufgabe, welche die vaterländische Bewegung unserer Tage ihr stellt, versagen, so bedeutet das an diesem Punkt, dann aber notwendig nicht bloß an diesem Punkt, ihren Bankerott.

Soll es nicht dahin kommen, so muß die Kirche sich mit Bewußtsein dienend in die große Bewegung hineinstellen, die unsere Zeit durchflutet. Sie darf sich also nicht darauf beschränken, dem einzelnen und der Familie zu dienen. Daß sie das unermüdlich tun wird, versteht sich von selbst. Schon das aber geschieht unvollständig, wenn es nicht zu einem Dienst in der ganz bestimmten Situation wird, in der das Haus und der einzelne sich befindet. Also nicht bloß in tiefem Mitempfinden, sondern auch in ehrlicher Würdigung der ethischen Motive, die gegenwärtig wirksam sind. Darüber hinaus aber muß die Kirche auch unserem Volk als solchem den von ihm

begehrten Dienst leisten, daß sie es zu rechtem Durchleben dieser Zeit rüste. Ganz gewiß nicht so, als ob sie alles gutheißen müßte, was gegenwärtig als Patriotismus auftritt. Sie soll vielmehr ja gerade auch dadurch dienen, daß sie das, was an ihm ungesund ist, zu überwinden versucht, dagegen das, was gesund ist, vertieft; ja man muß es noch viel stärker ausdrücken, sie soll daran arbeiten, daß aus der natürlichen Vaterlandsliebe eine christliche Tugend werde, die zwar tief im natürlichen Leben wurzelt, selbst aber in der Bindung an Gott sicher verankert ist. Aber eben: sie *muß* nicht nur so die rein natürliche Vaterlandsliebe über sich hinausheben, sondern sie *soll* das auch. Sie soll es mit ganzer Freudigkeit und mit voller Hingabe. Es ist wirklich große Zeit, die wir durchleben, und es hat etwas geradezu Überwältigendes, sehen zu dürfen, wie unser Volk mit einer Einmütigkeit und einer Opferfreudigkeit, die schwerlich irgend jemand in diesem Maße erwartet hätte, heute um den vaterländischen Gedanken sich sammelt. Man muß es dem Diener der Kirche anspüren, daß er das mitempfindet und mitdurchlebt. Hier einsetzen zu dürfen, hier Gottes Gedanken über Volkstum und Menschheit verkündigen, hier stärken, läutern, trösten und zurechthelfen zu dürfen — das ist unsagbar großer Dienst. Ihn erwartet unser Volk mit Recht von der Kirche.

Aber: wie soll dieser Dienst geschehen? Nun greift das andere Platz, daß es für die Kirche zuletzt doch nur eine Aufgabe geben kann: Gottes Reich in dieser Welt zu bauen. Sie soll freilich dienen, nur dienen und wiederum: nichts als dienen. Wir predigen, schreibt Paulus seinen Korinthern (II, 4, 5), daß wir eure Knechte sind um Jesu willen. Um Jesu willen — das komme uns nie aus dem Sinn. Diener, Knechte sind wir, weil wir Diener dessen sind, der selbst nur dienen wollte (Matth. 20, 28). Aber — nun die Kehrseite: Nur so konnte Paulus den Korinthern dienen, daß er ihnen Christum predigte, daß *er der Herr* sei. Und Jesus selbst hat so bis zum Tode am Kreuze gedient, daß er *Gottes Königs-*

herrschaft in der Welt aufrichtete. Nur so kann die Kirche der Menschheit und unserem Volk wie jedem einzelnen dienen, daß sie die Menschen zu den Füßen Jesu zwingt und der Königsherrschaft Gottes sie unterwirft. Das ist zuletzt auch der einzige Dienst, den wir unserer Zeit leisten können. Etwas anderes dürfen wir nicht. Für etwas anderes haben wir keinen Beruf; auf etwas anderes verstehen wir uns auch nicht. Die Kirche macht sich nur lächerlich, wenn sie den Anschein erweckt, als könne und müsse sie auch in Politik machen, oder als verstünde sie auch nur etwas davon. Alles, was du darüber etwa auf der Kanzel sagst, möchte dein gebildeter Hörer unter der Kanzel unendlich viel besser sagen können. Wehe uns jedenfalls, wenn wir im Namen Gottes Dinge zu sagen wagten, für die wir keinen Auftrag haben. Nein, nein, in Gottes Reich rufen, Gottes Königsherrschaft bezeugen, immer wieder darauf dringen, daß unsere und unserer Hörer Gedanken an Gottes Gedanken genesen, — das ist es, was wir können oder doch wenigstens können müßten. Hier liegt der Dienst, den unser Volk, unsere Häuser und die einzelnen von uns erwarten dürfen.

Was aber bedeutet das? Nun wird ganz klar, daß die Nebeneinanderstellung, von der wir ausgingen, nicht das letzte sein kann. Auch die dienende Aufgabe, die die Kirche allerdings hat, weist selbst zuletzt auf den einen großen selbständigen Beruf, den die Kirche auf dieser Welt ausrichten soll. Auch dann noch ausrichten, wenn kein Volk und kein Haus und kein Mensch ihn begehrte, auch dann noch, wenn unser Volk — was doch nicht geschehen darf, und wie wir zuversichtlich zu Gott vertrauen, auch nicht geschehen wird — trotz aller vaterländischen Begeisterung dennoch in diesem furchtbaren Ringen unterginge. Der Kirche eigenster Beruf ist zuletzt zu allen Zeiten und unter allen Situationen derselbe; er hängt auch nicht irgendwie von der Menschen Bedürfnis ab, sondern ruht allein auf Gottes Mandat und Setzung.

Von ihm wird im folgenden zunächst die Rede sein müssen; dann erst wird es möglich sein, die Aufgabe, die der Kirche in der Gegenwart erwächst, sicher zu umschreiben. Man kann es ja kaum bezweifeln: von den beiden Seiten, die vorläufig an der Aufgabe der Kirche unterschieden wurden, bedarf die Erinnerung an ihren selbständigen Beruf besonders der Einschärfung. Die vaterländische Pflicht zu übersehen wäre außerordentlich schwer. Die Gewalt des allgemeinen Volksempfindens macht es fast unmöglich. Hier kann es sich im wesentlichen nur um die Frage handeln, w i e diese Pflicht der Kirche zu erfüllen ist. Dagegen in der Ausrichtung der eigensten Aufgabe ist die Kirche keineswegs ohne weiteres von der allgemeinen Strömung getragen; mit ihr kann sie vielmehr auch sehr unpopulär werden. Selbst das kann man nicht sagen, daß auch nur von den Freunden der Kirche die ungeheure Bedeutung dieser Stunde allgemein schon so erkannt würde, wie es sein müßte.

Was hat denn diese Stunde der Kirche zu sagen?

2.

Um es sogleich möglichst scharf auszusprechen: Die Kirche soll wissen, daß auch für sie diese Stunde Entscheidungsstunde ist. Nicht bloß für das deutsche Volk, nicht bloß für die Menschheitsgeschichte, auch für die Kirche. Und zwar nun nicht mehr bloß in dem Sinne einer Frage, ob sie dem nationalen Dienst, den man von ihr verlangt, gewachsen sein wird. Jetzt handelt es sich um die unendlich viel ernstere Frage, ob die Kirche ihrer spezifischen Aufgabe in dieser ernsten Zeit Herr werden wird.

Eben betonten wir, daß der eigenste Beruf der Kirche ein überzeitlicher und übernationaler ist. Aber er muß doch immer in einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Völkern ausgerichtet werden. Wie muß dann die Bewegung der Völkerwelt in diesen Tagen auch die Gesamtkirche vor ganz neue Aufgaben stellen! Zwar wer kein Prophet ist,

kann hier nur mit der allergrößten Zurückhaltung reden. Aber darüber kann kein Zweifel sein, daß der Ausgang dieses Völkerringens auch für die Stellung der Kirche in der Völkerwelt von der größten Bedeutung sein wird.

Wir waren es längst gewohnt geworden, daß die Weltreligionen heute in einer Weise, wie es früher nicht geschehen konnte, zusammenstoßen. Wir dachten aber an keine andere Auseinandersetzung als eine geistig-religiöse. Selbstverständlich wird auch in Zukunft nur sie die Entscheidung bringen können. Aber wer will sagen, ob und inwieweit auch hierfür das Schwert ganz neue Situationen schaffen mag. Wie seltsam berührt es, daß Japan, für dessen Christianisierung und von dessen Christianisierung man soviel hoffte, heute nur darauf zu lauern scheint, daß die christlichen Völker des Okzidents sich zerfleischt haben, in den Moscheen des alten Christusfeindes dagegen um den Sieg der deutschen Waffen gebetet wird. Am unmittelbarsten und verhängnisvollsten ist aber durch den Krieg bisher unsere blühende Missionsarbeit in Afrika bedroht. An die Stelle des erwarteten Entscheidungskampfes zwischen dem Christentum und dem Islam ist der blutige Kampf der Christen untereinander getreten; — werden, von allem äußeren abgesehen, unsere jungen Christen auch nur die innere Belastungsprobe überstehen, die darin für sie liegt? Und wie schienen die tiefgehenden inneren Bewegungen im Völkerleben des Orients auch für die Mission eine neue Saatzeit anzukündigen; — soll das alles dahin sein? Wie schwer leiden die Missionen allein darunter, daß die Verbindung mit der Mutterkirche, wenn nicht ganz unmöglich, doch aufs äußerste erschwert und unsicher geworden ist. Wie muß das alles die heimische Kirche bestimmen, daß sie desto mehr Fleiß tut, die Fürbitte, die niemand absperren kann, hinüberzusenden! Und je weniger d i e s e Nöte und Fragen selbst von dem Gros der kirchlichen Christen mitdurchlebt werden, um so mehr legen sie den wirklichen Betern die ernstesten Pflichten auf. Zeit und

Stunde der Weltenuhr ist uns verborgen, aber wie gewaltig ruft das Leben der Völkerwelt zu dem Gebet: Dein Reich komme.

Indes — ich konnte das alles nur streifen wollen. Unser nächstes Interesse hängt an der Frage, welche Aufgabe der Kirche im Blick auf das eigene Volk gegenwärtig aus ihrem spezifischen Berufe erwachse. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Die Kirche muß zur Bußpredigerin werden, die unser Volk zur Buße ruft und wiederum zur Buße und abermals zur Buße. Nicht etwa, als ob es auf das Wort ankomme. Vor diesem seltsamen Mißverständnis mag vielmehr schon hier gewarnt sein. Man kann viel von Buße reden und doch keine Buße wecken, und man kann unter Umständen Anlaß haben, das Wort fast zu vermeiden und tatsächlich sehr wirksam Buße predigen. Nur darauf kann es ankommen, daß unser Volk tatsächlich den Weg der Buße finde — den Weg aus der Gottesferne zum alten Gott.

Darauf kommt es aber allerdings in unendlichem Ernst an. Denn wie war die Situation? Man kann sie kaum ernst genug ansehen. Auch wenn man vor aller phrasenhaften Übertreibung noch so sorgfältig sich hütet, kann man sich doch nicht verbergen, daß unser Volk nicht bloß in weitem Umfang sich daran gewöhnt hatte, außerhalb des Schattens der Kirche zu leben und zu sterben, sondern daß auch Gott selbst für weite Kreise aufgehört hatte, eine Wirklichkeit zu sein. Was uns so unendlich schwer auf der Seele lastete und lastet, sind also nicht bloß einzelne Sünden, so grauenhaft insonderheit auch besonders die Sünde gegen das sechste Gebot zugenommen hatte. Alles das war doch im tiefsten Grunde nur Symptom der trostlosen Gottesferne, die für große Scharen unseres Volkes fast selbstverständlich geworden war.

Das galt alles ebenso nach oben wie nach unten, und man konnte zweifelhaft sein, wo der Schade größer sei. Ich habe mir oft gesagt, wie unendlich schwer den Geistlichen in man-

chen Industriegemeinden die Ausrichtung ihres Amtes werden müsse. Nicht ohne weiteres schon um der Unkirchlichkeit der Gemeinde willen; ihr mochte man in vielen anderen Gemeinden nicht minder begegnen. Aber was alle Arbeit hier so unsagbar schwer machen mußte, war die — menschlich gesprochen — vollendete Aussichtslosigkeit dieser Arbeit. Wie soll Gottes Wort ein Neues schaffen, wenn es nicht mehr gehört wird und durch eine geschlossene Organisation auch denen, die das Wort noch hören möchten, dies Hören fast unmöglich gemacht wird! Mit stiller Bewunderung habe ich wohl zugesehen, in welch selbstverleugnender Treue hie und da Geistliche durch Veranstaltung von Diskussionsabenden, durch wirtschaftliche Fürsorge, durch private Seelsorge erst einmal ein Vertrauensverhältnis, wenn nicht zur Kirche, so doch zur Person des Geistlichen zu schaffen versuchten; — wie gering war gleichwohl der sichtbare Erfolg. Und dabei mußte auch in diesen Gemeinden getauft, konfirmiert, getraut und vielleicht auch beerdigt werden — wie mögen gewissenhafte Seelsorger darunter gelitten haben, und was muß dazu gehören, auch für solche Gemeinden noch zu g l a u b e n. Es muß gesagt werden: es sind Zustände, die lange getragen werden mögen, die aber auf die Dauer in sich selbst unerträglich sind.

Stand es in den höheren und höchstgebildeten Kreisen anders? Anders wohl, aber ob besser? Wie groß war auch hier der Prozentsatz derer, die zur Kirche kein anderes Verhältnis mehr hatten, als daß sie von ihr ihre Familienfeste sich schmücken ließen. Gewiß war hier infolge der größeren äußeren und inneren Selbständigkeit die Gefahr weniger groß, daß die Rücksicht auf andere von der Kirche abhalte, — aber wird dadurch die tatsächliche Kirchenentfremdung nicht nur noch ernster? Durchweg freilich bestand die vermeintliche persönliche Selbständigkeit nur darin, daß man, ohne sich ernstlich darüber Gedanken zu machen, die nun einmal herrschende Kirchen- und Gottesferne auch seinerseits mitmachte; man

war mit allem, was die Kirche zu sagen hatte, fertig, ehe man es auch nur wirklich gehört hatte. Welche Mauer richtete das aber tatsächlich der Kirche gegenüber auf! Wie oft haben wir gewünscht: Wenn jene uns doch nur einmal gestatten wollten, von Gott zu ihnen zu reden. Verhältnismäßig gering war dagegen die Schar derer, die wirklich um eine selbständige Auseinandersetzung mit der Kirche sich bemüht und zu einer vermeintlich wissenschaftlich notwendigen Ablehnung der kirchlichen Predigt gekommen waren, — aber wie groß war die Wirkung, die — zum Teil gewiß ungewollt — von ihnen ausging. Man muß immer wieder daran erinnern, daß die Wasser nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten fließen. Woher stammt die Weisheit in der Westentasche, die dem Arbeiter das Christentum unsicher machte? Ist es nicht der Niederschlag der „wissenschaftlichen" Arbeit, die man auf eine Kritik des kirchlichen Christentums verwandt hatte?

In unzähligen Fällen, ja man darf getrost sagen, durchweg bedeutete freilich die Berufung auf die Wissenschaft nur eine Beruhigung für eine in Wirklichkeit ganz anders begründete Ablehnung des Christentums. Der eigentliche Gegner des Christentums war und ist die Diesseitigkeitsstimmung der ganzen Zeit. Mit allen ernsthaften Gegengründen kann man sich auseinandersetzen; in jedem Kampfe ist Sieg möglich. Wie aber, wenn man gar nicht mehr kämpft? Für das Empfinden weiter Durchschnittskreise unseres Volkes war das ernsthafte Christentum nicht mehr eine Größe, mit der man wirklich rechnete. Auch hier muß man verstehen, ehe man tadelt. Durch die ungeheuren Fortschritte besonders der Technik ist der moderne Mensch so sehr der diesseitigen Welt Herr geworden und steht mit seinem ganzen Gedankenkreis vielfach so sehr in der sichtbaren Wirklichkeit, daß ihm in dem Getriebe der Räder, in der rastlosen Arbeit des Tages oder auch in der exakten Erforschung der Welt der Wirklichkeit das Wort von einer anderen Welt eben wie ein Ton — aus

einer anderen Welt klingt, mit dem er nichts mehr anfangen kann. Mancher ehrliche Zeitgenosse möchte uns wirklich auf unser Zeugnis von Gott und seinem ewigen Reich antworten müssen: Ich höre das alles wohl; ich sehe ja auch, daß das alles für Sie ungeheure Bedeutung hat, ja Wirklichkeit ist — aber, wenn ich ehrlich sein soll, es ist mir, als ob Sie eine fremde Sprache redeten.

Nun sagt man uns ja freilich schon seit längerer Zeit, daß in dem allen ein Umschwung eingetreten sei. In der Tat, es regt sich Neues; aber vielfach ist es bisher mehr eine Rückkehr zum Idealismus als zum Christentum gewesen. Und soweit es wirklich um religiöses Suchen sich handelte, blieb es, aufs Ganze gesehen, eben beim Suchen; und selbst dies Suchen trug vielfach mehr ästhetischen Charakter, als daß man an ihm etwas von dem Geist reformatorischen Suchens mit dem Einsatz der ganzen Person gespürt hätte. Jedenfalls ist von diesem Suchen noch ein weiter Schritt bis dahin, daß auch nur die Wirklichkeit des lebendigen, geschweige denn des gnädigen Gottes erlebt wird.

Gewiß hat neben dem allen auch das echte Christentum eine Wirklichkeit in der Gegenwart. Vielleicht mehr als zu anderen Zeiten. Aber es ist auch bekannt, daß auch die echt christlichen Bewegungen keineswegs ohne weiteres alle auch der Kirche zugute gekommen sind. Wir sind Gott tief dankbar, daß die Gemeinschaftsbewegung gegenwärtig in weitem Umfange bewußt die Verbindung mit der Kirche sucht. Aufs Ganze gesehen aber kann kein Zweifel sein: was Kirche ist, werden wir erst wieder, oder besser, erst jetzt ganz erleben müssen.

Das war unsere Lage. Wie ist sie jetzt unter dem Einfluß des Krieges? Über zweierlei durfte man sich freuen und — wundern. Über das eine rückhaltlos. Das ist die ungeheure sittliche Kraft, die in unserem Volke offenbar wurde. Man darf es ohne Selbstgefälligkeit sagen: wir haben erlebt, daß in unserem Volke doch noch ganz andere sittliche Kräfte

stecken als in den gegnerischen Völkern. Sodann aber schien doch auch diese sittliche Energie noch tief in einem religiösen Boden zu wurzeln. Es war doch wieder ein gewaltiges Schauspiel, daß mit einem Schlage auch die Kirchen, die bisher gähnend leer waren, sich füllten, daß gewaltige Mengen betend vor Gott auf den Knien lagen, und daß Tageszeitungen, die bisher den Namen Gottes sorgfältig mieden, wieder ungescheut von Gott zu sprechen begannen. Was ist das?

Eine neue Schöpfung von Gott — urteilte ein Freund. Andere haben den Eindruck gehabt: es werde offenbar, daß unser Volk doch noch viel stärker an Gott gebunden sei, als es bisher schien. Beides schließt sich nicht aus, beides hat auch sein Recht, beides aber darf nicht überschätzt werden. Einen Augenblick mochte es für den oberflächlichen Blick scheinen, als seien wirklich mit einem Schlage die Krankheiten der Volksseele weggeblasen, und als komme nun nur zutage, daß unser Volk in seinem innersten Kern immer noch das aus Gott lebende Volk sei. Wir werden jetzt schon unendlich viel nüchterner urteilen. Soviel ich sehe, hätten wir noch kein Recht, schon von einer wirklichen neuen Erweckung im Volksleben zu sprechen. Die äußeren Feinde des Christentums halten wohl für den Augenblick sich zurück, aber sie sind ganz und gar nicht tot. Und was wirklich neu sich regt, ist im besten Falle der Anfang eines Neuen. Immerhin, die Kirche hat Gelegenheit, an manche heranzukommen, die sie bisher nicht erreichte. Wer weiß auch, ob unser Gott die Furchen nicht noch tiefer und tiefer zieht. Jedenfalls — jetzt ist Saatzeit. Die Kirche darf sie nicht versäumen.

Was soll sie tun?

3.

Zu allererst das Selbstverständliche: die Kirche muß die von Gott geschaffene Situation erkennen und zu ihrer Ausnutzung am Platze sein.

Zwar auch der Kirche wird es ziemen, in der Antwort

auf das Warum dieses furchtbaren Krieges zurückhaltend zu sein. Das müssen wir freilich von unserem Volke fordern, daß es in ihm auch ein Gericht über seine Gottesferne sehe und unter dies Gericht sich beuge. In der Tat dürfen wir auch für solche Gedanken auf Verständnis rechnen. Selbst von relativ Fernstehenden konnte man in dieser Zeit wieder und wieder hören: So ging es nicht weiter, Gott mußte mit seinen Gerichten kommen; wir haben es verdient. Dies Bewußtsein wird die Kirche sorgfältig pflegen und wecken wollen. Sobald daraus aber eine theoretische Formel werden soll, mit der man alle Fragen glaubt glatt erledigen zu können, muß man zur Vorsicht mahnen. Ergeht Gottes Walten denn nicht auch im Blick auf unsere Feinde? Ist es nicht auch durch das Ziel bedingt, dem Gott die Menschheitsgeschichte entgegenführen will? Getrauen wir uns auch dann noch die „Motive" Gottes gegeneinander abzuwägen und alles auf eine eindeutige Formel zu bringen? Selbst aber auch, wenn man — was hier doch unmöglich wäre — sich geflissentlich auf unser Volk beschränken wollte, wären wir wirklich zu sagen imstande, warum gerade jetzt das Maß des göttlichen Gerichts voll gewesen sei, warum nicht vorher oder nachher? Mich dünkt in hohem Ernste, wir haben viel Ursache, nicht mehr wissen zu wollen, als wir wirklich wissen.

Gerade nachdenkende Hörer, die eben sich wieder an die Kirche gewöhnen wollten, möchten aufs neue abgestoßen werden, wenn die Kirche hier, wo sie die schwersten Fragen sehen, mit allzu bequemen Formeln arbeiten wollte. Es dürfte viel besser sein, daß wir gelegentlich einmal durchblicken lassen, daß auch wir nicht im Rate Gottes gesessen haben und der Schranken unserer Erkenntnis uns wohl bewußt sind. Je ehrlicher wir das aussprechen, um so mehr dürfen wir hoffen, daß unsere Zuhörer das „Wozu" sich zeigen lassen, auf das Gott mit uns hinaus will. Hier dürfen wir viel zuversichtlicher sprechen. Welche Bewandtnis es immer auch mit diesem furchtbaren Kriege habe, jedenfalls

ist es eine Stunde gewaltigster Heimsuchung für unser Volk. Sie bedeutet eine unendlich ernste Frage an unser Volk: ob es in der Gottesferne bleiben oder zu dem Gott seiner Väter zurückkehren will. Niemand auch weiß, ob es nicht eine letzte Frage Gottes an unser Volk sein könnte. Jedenfalls gibt es im Leben des einzelnen wie im Leben der Völker Stunden, die so nicht wiederkommen. Unzweifelhaft ist jetzt eine solche Stunde für unser Volk angebrochen. Dafür das Verständnis zu schaffen und aus diesem Bewußtsein heraus zu handeln, darauf kommt es für die Kirche an. In allem, was sie tut, spüre man ihr die heilige Sorge an, daß unser Volk eine Stunde der Entscheidung versäumen könne.

Aus diesem Bewußtsein heraus sei die Kirche überall da, wo sie Gelegenheit hat, mit ihrer Arbeit am Platze. Gewiß gilt das nicht bloß den Pastoren. Wenn irgend wann, so muß vielmehr gerade in der Gegenwart offenbar werden, daß es auch in der Kirche eine allgemeine Wehrpflicht gibt. Wieviele werden gegenwärtig auch von der offiziellen Kirche nicht mehr erreicht, an die doch noch ein christlicher Freund heranzukommen vermag. Umgekehrt: welche Gelegenheit bietet sich vielfach gerade heute, daß ein Bruder dem anderen ein gutes Wort sagt. Es ist ja wunderbar, welches Mitteilungsbedürfnis unsere Zeit geschaffen hat und wie sie selbst zwischen bisher Fernstehenden Verkehr ermöglicht. Möchten denn die Jünger Jesu zu rechter Stunde mit einem schlichten, unaufdringlichen Zeugnis von dem lebendigen Gott nicht zurückhalten! Wieviel auch wäre schon gewonnen, wenn die regelmäßigen Besucher unserer Gottesdienste in dieser Zeit die anderen zum Mitkommen veranlassen wollten. Ja, was würde es bedeuten, wenn auch nur erst die, welche mit Ernst Christen sein wollen, selbst wieder regelmäßig an unseren Versammlungen teilnehmen würden. Ich mag im Vorübergehen davon nicht viel sagen, aber ich kann doch nicht verschweigen, daß es mir seit langem ein Gegenstand ernstester Sorge ist, bis zu welchem Grade auch solche, die grund-

säßlich die Kirche wollen, doch oft vom regelmäßigen Besuch der Kirche sich dispensieren. Glaubt man im Ernst mit allem, was man zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat, wirklich vor Gott bestehen zu können? Wie sollen Fernstehende den Weg zur Kirche wiederfinden, wenn ihnen nicht einmal die vorangehen, die doch die Kirche wollen, ja vielleicht rühmen? Ich würde im Ernst einen unendlichen Gewinn dieser Zeit darin sehen, wenn sie die Sitte des regelmäßigen Besuches der Gottesdienste in unseren Gemeinden wieder lebendig machen könnte. Nicht minder aber hat man mit Recht erinnert, daß unsere Zeit ein Anlaß werden müßte, die Hausandacht da, wo sie eingeschlafen ist oder noch nicht bekannt war, neu zu beleben. Allerorten müssen in dieser Zeit die, welche mit Ernst Christen sein wollen, betende Hände zu ihrem Gotte aufheben.

Immerhin: die nächste Verantwortung für eine wirksame Ausnutzung unserer Zeit fällt naturgemäß den berufenen Dienern der Kirche zu. Sie sollen in diesen Tagen mit besonderem Ernst sich sagen, daß es zu dienen gilt und immer wieder zu dienen. Wer weiß, ob es so nicht möglich wird, in dieser Zeit wenigstens etwas von den Vorurteilen zu überwinden, mit denen man gegenwärtig weithin nun einmal der organisierten Kirche gegenübersteht. Als jemand einen Pastor in einer großstädtischen Vorstadtgemeinde besuchen wollte, erhielt er auf die Frage, wo der Pastor wohne, von einem Kinde die Antwort: Dort in der Villa. Vielleicht war es von dem Kinde ganz harmlos gemeint, daß es die keineswegs luxuriöse Pfarrwohnung als Villa bezeichnete. Der Fragende jedoch meinte etwas — dem Kinde selbst vielleicht unbewußt — den Unterton herauszuhören, daß der Pastor als Glied der herrschenden Klasse natürlich in einer Villa wohne. Jedenfalls weiß man, bis zu welchem Grade ähnliche Gedanken verbreitet sind, und wie schwer es auch dem treuesten Pastor wird, das Mißtrauen, das sich mit ihnen verbindet, zu überwinden. Gegenwärtig möchte man doch

hoffen, daß diese Gedanken in etwas überwunden werden könnten. Unsere Zeit gibt dem Pastor so viel Gelegenheit, helfend und tröstend als Freund in die Häuser einzukehren, daß man meinen möchte, auch der verbissenste Arbeiter müsse empfinden, wie wenig die Kirche es darauf abgesehen hat, herrschen zu wollen, sondern wie sie nur zu dienen begehrt. Und auch den gebildeten Gliedern der Gemeinde möchte gegenwärtig doch die Kirche in einem anderen Lichte erscheinen, wenn sie anders mit Bewußtsein in die Gegenwart sich hineinstellt und für die allgemeinen wie persönlichen Fragen und Nöte der Zeit innere Anteilnahme bewährt.

Freilich ist für alle Arbeit nach dieser Richtung ja Voraussetzung, daß die Gemeinden oder doch die Seelsorgerbezirke übersehbar sind. Wer mit ländlichen Gemeinden Fühlung hat, weiß, wie dort vielfach gerade jetzt das Pfarrhaus mit den Häusern der Gemeinden aufs innigste sich zusammenlebt bis zur Teilnahme an der Korrespondenz des Hauses und der eigenen Korrespondenz mit der kämpfenden jungen Mannschaft draußen. Gewiß fehlt es auch selbst in den umfangreichsten Großstadtparochien nicht an Ähnlichem. Aber wie schmerzlich erfährt doch hier auch der treueste Seelsorger, welche Schranke die Ausdehnung der Gemeinde all seinen Bemühungen zieht. Es mag schon jetzt in hohem Ernste gesagt sein: soll wirklich unsere Zeit für die Kirche dauernd Frucht hinterlassen, dann muß in Zukunft das Zerteilen der großen Gemeinden in viel schnellerem Tempo sich vollziehen. Jetzt erleben wir, daß Kirchen zu klein werden; — hoffentlich tröstet sich niemand damit, daß schon die Zeit kommen werde, wo sie wieder zu groß seien. Jedenfalls, soweit es irgend möglich ist, versuche die Kirche mit unendlichem Ernst, den Dienst zu leisten, den man von ihr erwartet. Versäumte Zeit kommt nie wieder.

Womit aber soll die Kirche dienen? Könnte sie mit etwas anderem dienen wollen als mit dem Worte Gottes? Aller andere Dienst, so wichtig er auch sein mag, bleibt zu-

letzt doch Vorhofsdienst. Nur ein Mittel zur Ausrichtung ihres spezifischen Dienstes hat die Kirche: das Wort Gottes. Dies Wort predige sie; ich möchte sagen, zur Zeit oder zur Unzeit. Ob sie zur Buße ruft oder Trauernde tröstet oder Ausziehende und Daheimbleibende zu heiligem Patriotismus entflammt, immer geschehe es allein durch das Wort Gottes. Die Kirche weiß nichts anderes und darf nichts anderes wissen als Gottes Wort. Es ist selbstverständlich. Ich würde es auch nicht so stark betonen, wenn nicht von verschiedenen Seiten versichert würde, daß die Predigt der Kirche in diesem zentralen Punkte vielfach versage. Stimmen unter der Kanzel klagen, daß manche Prediger sich für verpflichtet hielten, auch in der Kirche wesentlich nur dieselben Töne anzuschlagen, die außerhalb der Kirche laut werden. Ich kann mir gar kein Urteil darüber erlauben, ob die Klage begründet ist. Aber sie trat mir wiederholt mit solchem Ernst entgegen, daß ich nicht unausgesprochen lassen wollte: wäre die Klage berechtigt, so bedeutete sie den einfachen Bankerott der Kirche. Denn, wenn die Kirche in der gegenwärtigen Lage den Christen kein Gotteswort zu sagen imstande wäre, welchen Beruf hätte sie dann noch? Alles, was sonst zu sagen ist, kann man auch außerhalb der Kirche hören und kann es vielleicht dort viel besser hören, als wir es zu sagen imstande wären. Entweder hat die Kirche auch in der Gegenwart den Gemeinden Gottes Wort zu sagen, oder sie hat ihnen nichts zu sagen.

Man glaube doch auch ja nicht, daß man es anders halten müsse, um die bisher Fernstehenden erst wieder an die Kirche zu gewöhnen. Was suchten denn die Scharen, die aufs neue zur Kirche kamen, in der Kirche? Gewiß mag das Verlangen, das sie zur Kirche führte, in unzähligen Fällen sehr, sehr unklar sein, aber irgendwie wollten sie doch dem lebendigen Gott begegnen. Wie soll denn dies Verlangen Erfüllung finden, wenn wir sie nicht in unserer Predigt vor den lebendigen Gott stellen, Gottes Wort ihnen sagen und zu Gottes

Gedanken sie führen? Der Menschen Gedanken können sie auch außerhalb der Kirchmauern genug hören, und wir erkennen freudig und rückhaltlos an, auch dort wird viel Gutes, Wahres und Großes der Gegenwart gesagt. Wenn gleichwohl unsere Zeitgenossen die Kirchen aufsuchen, so bezeugen sie eben damit, daß sie dennoch an jenen großen Gedanken noch nicht genug haben, sondern an Gottes Gedanken zu genesen begehren. Dann sind wir freilich schuldig, ihnen wieder und wieder diese Gedanken und sie allein zu predigen.

Man fürchte auch nicht, daß dadurch unsere Predigt zu eintönig werden könnte. Einmal gibt es gar kein besseres Mittel, der Wiederholung zu wehren, als daß man immer wieder den jedesmaligen Text der Gemeinde predigt. Mit unseren Gedanken sind wir sehr bald am Ende; Gottes Gedanken sind unerschöpflich. Sodann aber hat auch einmal jemand — ich glaube, es war Emil Frommel — nicht mit Unrecht geurteilt, es sei nur die Eitelkeit der Pastoren, wenn sie durchaus immer etwas ganz Neues sagen wollten. Ich fürchte nicht, mit der Erinnerung an diesen Satz mißverstanden zu werden. Niemand wird auf den Gedanken kommen, als solle der Bequemlichkeit das Wort geredet werden. Nein, nein, wir haben gewiß in dieser Zeit besonderen Grund, mit Aufbietung aller Kraft danach zu ringen, an jedem Sonntag der Gemeinde ganz neu das zu sagen, was sie gerade heute nötig hat. Aber wenn die Situation in dieser Zeit bei aller Verschiedenheit im einzelnen im ganzen dieselbe ist, wenn alle Sonntage dasselbe Fragen und dieselbe Sorge unter der Kanzel sich zusammenfindet, dann dürfen wir auch kein Bedenken tragen, immer wieder das eine zu predigen, was not ist, wenn auch in den mannigfachsten Variationen. Für sie wird gerade das konkrete Gotteswort sorgen, das wir jedesmal predigen. In der Tat müssen — wenn man so sagen darf — gewisse Grundgedanken den Gemeinden wieder eingerammt werden, die sie zu vergessen in Gefahr waren. Ich

wiederhole, Gottes Wort wird selbst dafür sorgen, daß daraus keine Monotonie wird.

Jedenfalls: Sonntag für Sonntag gehört allein Gottes Wort auf unsere Kanzel — nichts anderes. Nur das kann die Frage sein, w i e es zu predigen ist. Um in Anlehnung an die grobe Unterscheidung, von der ich ausging, sogleich die entscheidende Frage herauszustellen: Soll unsere Predigt sofort mit dem Wort von der Buße einsetzen, oder soll sie zunächst unter dem Gesichtspunkt eines Dienstes auftreten? Längst muß ja deutlich sein, daß zuletzt alles darauf ankommt, daß unser Volk die Buße zu Gott findet, die Gott bei ihm sucht. Aber folgt daraus ohne weiteres, daß die Predigt der Buße auch den Ausgangspunkt aller Verkündigung bilden müsse? Ernste Prediger werden immer geneigt sein, es so anzusehen. Alles auch, was sie sonst an Lehre, Weisung, Trost und Mahnung der Gemeinde zu sagen haben, — wie solle es anders als in einem bußfertigen Herzen Wurzel schlagen? Die Frage hat völlig recht. Aber sie übersieht, daß auch alles „andere", was ich predige, zuletzt notwendig der Sache nach zu einem Wort von der Buße wird. Mit jener Frage kann also die Sache jedenfalls nicht erledigt sein.

Dann aber scheint man auch hier „unterscheiden" zu müssen. In dem Maße, als die Gemeinden für das Wort von der Buße reif sind, wird es in dieser Zeit gewiß von Anfang an auch deutlich die gesamte Predigt begleiten müssen. In kirchlich erzogenen und gewöhnten Gemeinden ist aber auch für solche, die persönlich der Buße sich weigerten, das Wort von der Buße selbst ohne weiteres verständlich, ja ich möchte sagen, selbstverständlich. Selbst in solchen Gemeinden wird gleichwohl die Buße zu allererst denen gepredigt werden müssen, die selbst sie vor allem im Blick auf andere für nötig hielten. Es ist Zeit, daß das Gericht anfange am Hause Gottes, das wird auch hier gelten. Wir, die wir in täglicher Buße leben, werden vor allem uns fragen wollen, ob wir in unserem persönlichen Christentum und

in unserer Arbeit an anderen alles getan haben, was wir tun konnten, um Gottes Gerichte überflüssig zu machen. Je reifer der Christ ist, desto unmöglicher wird ihm, irgend ein anderes Wort aufzunehmen, wenn er nicht immer wieder zu allererst aus dem Bewußtsein seiner Schuld heraus das Wort von der Vergebung der Sünde im bußfertigen Glauben ergreift. Und ebenso wird es für ihn selbstverständlich sein, daß er fürbittend für die Schuld seines Volkes vor Gott einzutreten habe.

Anders wird dagegen der Regel nach die kirchliche Verkündigung denen gegenüber verfahren, die bisher ganz ferne standen. Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß sie überhaupt zu individualisieren in der Lage ist, oder nicht auch besonderer Anlaß, wie der Buß- und Bettag, den Ton von selbst bestimmt. Begreiflich ist es freilich, wenn der Pastor, der vielleicht jahrelang vergeblich zu arbeiten schien und nun plötzlich seine Kirche voll sieht, der Gemeinde zurufen möchte: So lange seid ihr nicht gekommen; nun die Not da ist, kommt ihr, — wird Gott euch jetzt auch hören wollen? Psychologisch begreiflich wäre solche Predigtweise; aber ob sie selbst auch psychologisch verführe? Jedenfalls wäre sie nicht im Sinne des Herrn, der uns den Vater des verlorenen Sohnes gezeichnet hat. Heimkehrenden Kindern muß man den ersten Schritt nach aller Möglichkeit erleichtern. Insonderheit dürfen wir ihnen diesen Schritt nicht durch die Reflexion erschweren, ob sie nicht jetzt inkonsequent werden.

Eine solche Predigtweise wäre unpsychologisch; sie wäre aber auch sachlich nicht gerechtfertigt. Denn was suchen die Scharen, die jetzt neu zur Kirche kommen, in der Kirche? Sie begehren den Dienst ihrer Kirche, und sie dürfen darin nicht enttäuscht werden. Gewiß, die Kirche kann den Dienst, den man begehrt, gar nicht leisten, ohne daß sie tatsächlich zu Gott zurückruft und damit in die Buße hineinweist. Aber diejenigen, die unseren Dienst heute suchen, müssen den Eindruck haben, daß wir wirklich rückhaltslos und ehrlich nur

zu dienen begehren. Es darf nicht, um es platt zu sagen, der Schein entstehen, als müsse der Pastor nun zunächst einmal alles vom Herzen herunterreden, was er so lange nicht zu sagen vermochte. Immer mehr wird mir die Weise Jesu an diesem Punkte groß und vorbildlich; wie unbekümmert scheint er in seinem Dienen zu sein. Wo man seine Hilfe begehrte, hat er sie geleistet, und wir lesen regelmäßig nicht, daß er vorher Buße gepredigt habe oder auch nachher. Jenem Blindgeborenen hat er einmal gesagt: Sündige hinfort nicht mehr; im ganzen aber ist es geradezu merkwürdig, mit welcher Zuversicht Jesus die Wirkung seines Dienens Gott überlassen hat. Auch davon sollen wir lernen, wie er gerade den Fernstehenden auf allerlei Weise Mut zu machen versuchte, erst einmal zu ihm zu kommen. Und selbst im Verkehr mit seinen Feinden ist das 23. Kapitel des Matthäus eben das dreiundzwanzigste. So werden wir gewiß im Sinne Jesu handeln, wenn wir zunächst ganz schlicht denen, die unseren Dienst begehren, diesen Dienst zu leisten und gerade in diesem Dienen ihnen auf dem Wege zum himmlischen Vater zu helfen versuchen.

Wie sollen wir denn dienen? Was bringen unsere Zuhörer heute in unsere Kirchen, wenn sie unseren Dienst begehren? Ich antworte getrost, vor allem zwei Stücke: große Gedanken und ein volles Herz. Gewiß, die einen mehr das eine, die anderen mehr das andere. Aber auch die einfachsten Christen sind innerlich von alle dem Großen, das unsere Zeit bewegt, viel tiefer erfaßt, als es wohl scheint und sie wohl selbst auszusprechen vermöchten. Nun wohl, so predigen wir unseren Zuhörern, daß es in der Tat große Zeit ist, und daß es große Gedanken sind, von denen unsere Zeit bewegt wird und für die man lebt und kämpft. Aber wenn nun doch eben mitten unter diesen Gedanken unsere Zuhörer nicht zur Ruhe kommen, dann sagen wir ihnen, daß freilich auch jetzt aller Menschen Gedanken uns schließlich nicht zu helfen vermögen, sondern allein Gottes Ge-

danken. Und dann heben wir an, von diesen Gottesgedanken Zeugnis zu geben, wie sie so viel größer sind als der Menschen Gedanken, lauter Himmelsgedanken, und versuchen dann zu zeigen, wohin diese Gottesgedanken mit unserem Volk und mit uns hinaus wollen. Und wiederum ringen wir, dem vollen Herzen gerade das zu sagen, was ihm eine Hilfe werden kann. Ist es voll von heißem Verlangen, auch an seinem Teile opfern zu müssen und zu dürfen, dann wollen wir mit ihm die Größe dieses Opferns durchleben und preisen, zugleich aber es erinnern, daß alles rechte Opfern seit Christi Erscheinung ein Abglanz des Opferns werden muß, in dem er auch sein Leben für die Brüder dahingegeben hat. Ist aber das Herz voll von schweren Sorgen, dann wollen wir in aller Einfalt mit ihm unseren Glauben bekennen: Ich glaube an Gott den Vater, und wollen mit ihm die alte Weise lernen: Befiehl du deine Wege und: Wunderanfang, herrliches Ende. Ist endlich das Herz voll von Verlangen nach Trost, so wollen wir Gott aus der Tiefe danken, daß wir ihm nun das Wort von dem Gott aller Hoffnung und alles Trostes sagen und auf mancherlei Weise ins Herz hineinsprechen dürfen. So wollen wir schlicht und recht dienen, können es aber nicht, ohne daß wir mit leiser Hand und unendlichem Ernst zugleich die Menschen zu ihrem Vater weisen, bei dem sie allein daheim sind.

Was bedeutet das aber anders, als daß tatsächlich aller Dienst, der den Brüdern und Schwestern geschieht, zugleich bereits zu einer Predigt der Buße wird? Und je mehr dies Wort durchschlägt, um so mehr wird der Mensch willig und fähig, auch das spezifische Wort von der Buße zu hören, das gewiß nicht fehlen darf. Besteht die Zeichnung unserer Lage, wie sie vorhin versucht wurde, zu recht, dann muß freilich die Predigt dafür die Augen zu öffnen versuchen und die Gemeinde anleiten, in ehrlicher Buße Gottes Vergebung zu suchen und einen neuen Anfang zu geloben. Alles aber, was die Predigt dafür zu tun versucht,

muß sie so tun, daß sie sich ganz dem Gott zum Organ gibt, der tatsächlich sein Volk heimsucht. Mit anderen Worten: Diese schlichte Tatsache, daß Gott sein Volk heimsucht, muß alle Bußpredigt der Kirche eindringlich zu machen versuchen, ja sie muß die Gemeinde zwingen, diese Tatsache innerlich zu durchleben.

Zuerst denn: Gott sucht sein Volk heim, — was heißt das anders, als daß er es da aufsucht, wo der einzelne, wo das Volk als solches mit seinem tiefsten Lebensgrund innerlich daheim ist. Bis in diese verborgenen Tiefen möchte Gottes Tatpredigt und unsere Wortpredigt hinabreichen, ob hier nicht ein Aufhorchen auf Gottes Stimme beginne: Du bringst dich ins Unglück, denn dein Heil stehet allein bei mir. Ist Buße Selbstbesinnung, so müssen wir dem Zuhörer zu einer Selbstbesinnung zu helfen versuchen, wohin das tiefe Verlangen seiner Seele gehe und wie er mit unserem Volke außer Gott zu sterben in Gefahr sei. Aber das nun nicht so, als ob es in das Belieben des Menschen gestellt sei, ob er die rufende Stimme seines Gottes hören wolle oder nicht, — nein, nein, nun muß das andere eindringlich gemacht werden: Gott ist es, der sein Volk heimsucht. Gott, der ein Recht auf uns hat, der uns für sich fordert, dem niemand entgeht, der die Völker wie die einzelnen zu seinen Füßen zwingt; — nur das ist die Frage, und das kommt auf uns an, wie diese Unterwerfung geschieht. Ob sie von uns mit seligem Jauchzen durchlebt wird: Herr, du bist mir zu stark geworden, oder unter den Schrecken des Gerichts: Wehe mir, ich vergehe.

Vielleicht hat unsere Predigt bisher — ich fürchte es — diese Seite der göttlichen Botschaft vielfach zu sehr zurückgestellt und nicht ernstlich genug die unendliche Majestät und Heiligkeit Gottes und sein Gericht verkündigt. Wir sollen es wissen, auch die lutherische Predigt und gerade sie ruht auf der Voraussetzung, daß es einen lebendigen Gott gibt, der sehr zu fürchten ist. Die Gerichtszeit, die über uns

gekommen ist, mache die Gemeinde wieder fähig, das Wort von diesem Gott zu hören, und sie mache die Predigt der Kirche stark, daß sie diesen lebendigen Gott unserer Zeit predige, — nicht einen gemalten Gott, nicht einen Gott nach unseren Gedanken, sondern den wirklichen Gott, der auf Sinai und Golgatha offenbar geworden ist und der heute unserem Volke offenbar geworden ist und der heute unserem Volke offenbar werden will, — gelobt sei sein Name.

Jawohl, gelobt sei sein Name! Denn dieser lebendige Gott ist es schließlich allein, durch den wir mit unserem Volk wirklich leben können. Genesen vom Tode der Sünde, genesen zu ewigem Leben. Daß unser Volk diesen Gott seinen Gott sein lasse, dafür gilt es zu arbeiten und — zu sein. Das ist die eine, einheitliche Aufgabe der Kirche.

Die Kriegspredigt

Von Prof. D. Ackeley, Königsberg i. Pr.

Wie der Krieg doch mit einem Schlage das kirchliche Gemeindebild verändert! Gewiß ist die Veränderung hier oder dort verschieden stark, aber Veränderung überhaupt ist überall unter der Kanzel wahrzunehmen.

Die große nationale Bewegung, die bei der Mobilmachung unser Volk ergriff, zittert noch nach und kommt bei jeder Siegesnachricht, bei jeder Kunde von den Kriegsschauplätzen neu in Schwung. Das ist ja das Eigenartige gerade dieses unserem Vaterlande aufgedrungenen Krieges, daß er eine nationale Begeisterung, eine patriotische Erhebung in allen Kreisen ausgelöst hat, die mancher nüchterne, allzu nüchterne Denker dem modernen Menschen kaum noch zugetraut hatte. Die Grundstimmung unserer Gemeinden ist also durchaus die der Ergriffenheit vom nationalen Gedanken, die der Vaterlands- und Heimatsliebe, die des gerechten Zorns und der Empörung über schmachvolle Behandlung, List und Trug unserer Feinde, über Lügen, Treulosigkeiten einerseits, Grausamkeiten, Roheiten, Barbarismen andererseits.

Daneben aber klingen in der Gemeindeseele auch andere Töne an und mit, und die sind different je nach der Art, wie im Einzelfalle das Interesse in Schwingungen versetzt ist. Es dürfte in den Dorf- und Kleinstadtgemeinden Mitteldeutschlands als solch starker Nebenton das persönliche Moment herauszuhören sein. Die Söhne und Brüder des Dorfes und der Nachbardörfer sind hinausgezogen. Ihr Ergehen

ist begreiflicherweise der Mittelpunkt der Gedanken, die sich mit dem Kriege beschäftigen. Das Enger-Persönliche in seiner Bestimmtheit als Interesse am Geschick des Familiengliedes tritt neben dem geschilderten Großen, Gewaltigen, Nationalen recht kräftig und deutlich in den Vordergrund.

So ist es in den Gemeinden, die gesichert und ruhig den Krieg aus der Ferne beobachten zu können in der Lage sind. Anders da, wo wie bei uns in Ostpreußen der Feind plötzlich über Nacht auftaucht, den Leuten Haus und Scheune über dem Kopfe anzündet, das Vieh raubt, den Besitz zerschlägt und verwüstet — von den Gefahren für Leib und Leben ganz zu geschweigen. Da steht das wirtschaftliche Interesse unabweisbar im Vordergrund. Der ostpreußische Flüchtling — ein, Gott sei es geklagt, jetzt scharf umrissener Begriff — hat in diesen Kriegszeiten alles verloren oder doch wenigstens sich jeden Schutzes seines Hab und Gutes begeben müssen, um nur das nackte Leben noch eiligst zu retten. Wenn diese Ärmsten an die Heimkehr denken, dann ersteht vor ihren Geistesaugen ein Trümmerhaufe, zerschlagener Wohlstand, verwüstete Felder, verbrannte Wohnstätten. Bei solchen Leuten stehen natürlich Dinge im Mittelpunkt des Denkens, im Vordergrund des Interesses, von denen der geschützte Mitteldeutsche keine Ahnung hat.

Wie verschieden also das Seelenbild der Gemeinde, wenn man jetzt vor einer sächsischen, thüringischen Bauerngemeinde zu reden hat, oder wenn einem Pfarrer die Aufgabe zufällt, eine Flüchtlingsgruppe, die hier oder dort Gastrecht genießt, sonntäglich zu erbauen.

Auch die Stadtgemeinde ist innerlich verschieden. Gewiß greift der Großstädter mit innerer Teilnahme zu den Extrablättern und sieht den Kampfentscheidungen mit Gespanntheit und größter Erwartung entgegen, aber es ist doch ganz etwas anderes, wenn man wie hier im Osten den Gang der militärischen Handlungen greifbar deutlich hat erleben dürfen und müssen. Vom ersten Tage an, wo die zusammen-

strömenden Soldaten die Straßen füllten, die dann bald in geschlossenen Zügen hinausrückten, zu Fuß, zu Pferde, mutig, fröhlich, frisch ihr „Deutschland, Deutschland über alles" singend, oder besonders gern jenes schnell bekanntgewordene Soldatenlied „In der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn'". Solche Züge, frisch anzusehen am Tage, gespenstisch erscheinend, wenn sie in der Stille der Nacht die Straßen durcheilten, vergißt der nie, der sie jetzt hat mit den Blicken verfolgen dürfen. Dann kommen die Tage der Ungewißheit, des feindlichen Vordringens, der Aufregung, ob der Feind die Stadt zernieren wird oder nicht — einer Aufregung, die diesen oder jenen immerhin so stark packt, daß er fast ratlos sich gebärdet und die Stadt verläßt, als drohe ihm dort sicherer Untergang. Dann kommen Siegesnachrichten aus nächster Nähe, die hier natürlich noch ganz anders empfunden und begrüßt werden, als wenn sie der Bevölkerung einer ruhig weiterlebenden Großstadt Mitteldeutschlands verkündigt werden.

All das macht das Gemeindeseelenbild aus und gibt ihm sein ganz eigenartiges, individuelles Gepräge — hier im Osten, dort im Westen.

Wenn die Predigt, die doch, zumal in so großer Zeit, aktuell sein soll, wenn sie überhaupt wirken will, diesen so verschiedenen Färbungen von Gemeindebesonderheiten Rechnung tragen soll, kann man sie dann noch unter einen besonderen Titel, nämlich als „Kriegspredigt", subsumieren, oder muß nicht vielmehr homiletisch einfach der Rat erteilt werden: Sorge geistlich für die besonderen Erfordernisse, die deine Gemeinde jetzt zeigt? Es läßt sich da nichts sagen, was größere Gruppen zusammenfaßte, sondern jeder muß sich da die für seine Gemeinde passende individuelle Predigtweise selbst zurechtlegen. Wäre das richtig?

Ich glaube, nein sagen zu müssen. Alles Geschilderte sind doch nur Nuancen, nur Farbentöne, hingegen es gibt ein gut Stück Allgemein-Wesentliches, und das ist gerade die

Hauptsache. Es ist homiletisch durchaus notwendig, daß auf solche Hauptsache in der Predigt der heutigen Tage hingewiesen werde, denn die Gefahr ist groß, daß in dem bloßen Eingehen auf die ganz speziellen Besonderheiten der Einzelgemeinde und gerade auf ihr spezielles Teilnehmen an den geistigen Faktoren des Kriegslebens die Hauptsachen zu kurz kommen, Wesentliches übersehen wird, und so die große Zeit, nicht voll ausgenutzt, seelsorgerlich nicht ausgenutzt, über die Gemeinde hinweggehe.

Mag der Pfarrer im einzelnen die Zutat zu seinen Hauptpredigtgedanken so gemeindegemäß wie möglich, d. h. so individuell differenziert nach der Gemeindelage wie möglich machen, so würde er doch gewisse Gedankenreihen dadurch nicht aus dem Mittelpunkt verschieben dürfen, und diese jetzt zentralen Gedankenreihen möchte ich in den folgenden Ausführungen herausstellen und der Beachtung empfehlen, wenn ich von „Kriegspredigt" rede.

Eine wohlfeile Art, weiten Beifall zu erreichen, ist die, daß man sich in rein alttestamentlichen Gedankenreihen bewegt: Gott ist der Gott der Deutschen. Unsere Lage ist derjenigen Israels gleich. Wir können es ohne weiteres erwarten, daß der Gott unserer Väter, zu dem sich ein Luther bekannt hat, sein mit dem deutschen Volke begonnenes Werk nicht liegen läßt und nicht zerbrechen läßt. Unsere Kämpfe sind Gottes Kämpfe. Unsere Sache ist eine heilige, restlos heilige Sache. Wir sind die Auserwählten Gottes unter den Völkern. Daß unsere Gebete um Sieg erhört werden, ist nach der religiös-sittlichen Weltordnung eigentlich ganz selbstverständlich.

Ich gestehe zu, daß diese Art der Auffassung, diese Art, Weltgeschichte religiös zu deuten, etwas außerordentlich Einfaches hat, ja mehr noch: ich gestehe diesen und ähnlichen Gedankenreihen ihr volles Recht zu bei Kundgebungen und Erlassen, in denen mit kurzem, ganz kurzem Ausdruck die dankbare oder die demütig zu Gott aufblickende Gesinnung schnell

angezeigt und kundgegeben werden soll. An solchen Stellen ist keine Veranlassung und auch keine Möglichkeit zu eindringenderen Erörterungen. Die Lage der Sache verbietet es von selbst. Gut und dankenswert, wenn weite, weiteste Kreise mit diesen Begriffsformulierungen überhaupt in religiöses Sichbesinnen, in frommes Erfassen der Lage hineingeleitet werden.

Ich gestehe schließlich auch der Festpredigt, etwa der Sieges-Dankpredigt, das Recht zu, diese Töne zu verwerten. Die homiletische Jubelsprache darf bei solchen Gelegenheiten nicht mit jedem Wort und Sätzchen vor das Forum des kritischen, allzu kritischen Überlegens gezerrt werden. Sonst verliert solche, aus der Begeisterung geborene und an Begeisterte gerichtete religiöse Rede gar zu leicht das, was in solchen Momenten ihr Bestes ausmacht, den auf Gleichgestimmtheit des Hörers mit dem Redner aufgebauten hinreißenden Schwung. Wer ihn nicht hat, sondern allzu tüftelig genau Wort für Wort abwägt, ist für eine Predigt solcher Art, an solchem Tage, in solcher Gemeindesituation kaum der geeignete Redner.

Allein wir haben in Kriegszeiten nicht Sonntag für Sonntag Begeisterung zu wirken und aus Begeisterung heraus zu predigen. Die Wochen ziehen sich hin mit ihren Kriegsbetstunden, die Sonntage kehren regelmäßig wieder mit ihren schlichten, ernsten, ruhigen Gottesdiensten, und für diese Stunden und Gelegenheiten möchte ich nicht bloß alttestamentlichen Erbauungsstoff der Gemeinde vorgehalten sehen. Ganz einfach aus dem Grunde, weil Deutschland nicht Israel ist und die buchstäbliche Herübernahme jedes alttestamentlichen Textes eine tieferdringende Prüfung auf seine religiös-ethische Zulässigkeit und Richtigkeit nicht verträgt. Wir müssen unserer Gemeinde mehr zu bieten haben als bloß diese auf alttestamentlichem Boden gewachsenen Gedanken und Urteile. Wir stehen auf neutestamentlichem Boden. Wir kennen den, der der Herr Himmels und der Erde und

darum auch der Weltgeschichte und der Völkerschicksale ist, als den Vater unseres Herrn Jesu Christi, und wir entnehmen die Maßstäbe unseres ethischen Urteils — auch über Krieg und Kriegsgeschick — letzten Endes nur dem Neuen Testament, oder richtiger ausgedrückt: der Religionsbesonderheit, die sich auf die neutestamentliche Offenbarungsstufe aufbaut und gründet. Welche Gedanken treten dann aber für eine christliche Predigt in Kriegszeiten in den Vordergrund?

Zunächst meine ich, daß die Predigt darauf hinweisen soll, wie jetzt der lebendige Gott im Völkerringen eine deutliche Sprache mit der Welt redet. Für einen Christen ist es doch unumstößliche Gewißheit, daß Gott hinter den Geschehnissen der Weltgeschichte steht und daß seinem Willen, seinen Absichten und Zwecken doch schließlich alles dienen muß. Denn ist das Kleinste seiner Vorsehung, seinem Willen (Matth. 10, 29) nicht entzogen, so doch sicherlich auch das Größte, was die Menschengruppen bewegt und erschüttert, nicht. Hier hat die Predigt eine schöne, lohnende Aufgabe, zu zeigen, wie es sich nicht um ein blindes Ungefähr, um Druck und Stoß von Menschenmassen, um zufällige Reibungen der Völker oder gar um wahnwitzige Bestrebungen Einzelner handelt, sondern wie letzten Endes ein anderer es ist, dem jene auch gänzlich gegen ihre Absicht Dienste leisten müssen — und die Predigt wird einiges von diesen Absichten Gottes, die er durch den Krieg mit unserem Geschlecht, mit unseren Zeitgenossen vorhat, herausahnen, herausstellen, aufzeigen können aus der Analogie heraus mit dem, was wir aus der biblischen Heilsgeschichte zu entnehmen imstande sind.

Zunächst den Gedanken der *inneren Einkehr*, der Verernstung unseres Geschlechts. Wir lebten viel zu unbekümmert in den Tag hinein; der Lebensernst ließ in unserem Volksleben viel zu wünschen übrig. Die Sprache der eisernen Zeit, die über uns ertönt, lehrt uns ernster, nach-

denklicher, gehaltvoller werden. Das soll nun freilich nicht im landläufigen Sinne von Bußtagspredigten der Gemeinde vorgehalten werden. Damit würde die Predigt in der Kriegszeit wenig, nichts erreichen. Man würde sich von dem Prediger nur unwillig abwenden.

Aber man kann bekanntlich die Sachen in ein Gewand kleiden, daß sie nicht von vornherein Verdruß wecken. Ich möchte nicht den Ausdruck „Buße" als Forderung der Zeitlage allzu sehr und allzu deutlich, keineswegs aufdringlich in den Vordergrund gesetzt sehen, aber die Sache möchte ich dadurch in ihrer durch die Zeitlage gegebenen speziellen Weise der Gemeinde nahegebracht wissen, daß man in der angegebenen Art von der Notwendigkeit und dem Segen der Lebensvertiefung redet, womit dann natürlich ein Abrücken von der bisherigen Lebensart im Urteil gegeben ist und ein innerliches Klagen und Betrübtsein über so viel nutzlos verbrachte Zeit und Gelegenheit. Aber nur nicht schelten und billig den nachträglichen Propheten spielen: Gott mußte uns so in Zucht nehmen, da wir uns anders nicht von ihm wollten beikommen lassen. Wer so zu reden anfängt, trifft auf unwillige, mit Recht unwillige Ohren. Wir haben unserer Gemeinde nicht zu sagen, was Gott hat machen müssen, und wie er es nicht anders hätte einrichten können, sondern wir haben ihr auseinanderzusetzen, was für ein Handeln unsererseits das Handeln Gottes, sobald wir uns daran machen, seine Absichten klar zu verstehen, auslösen und in Schwung bringen will. Gottes ernste Stimme soll uns zu ernstem Nachdenken, zu ernster Lebensvertiefung, zu durchgreifender Selbstbeurteilung und damit zu kräftiger Selbstverurteilung Anlaß werden. Das, aber auch nur in diesen Grenzen, soll der Bußcharakter sein, den die Kriegspredigt zu tragen hat.

Dann soll unsere Predigt *Zuversicht und Mut* in die matten, verzagten Herzen hineinrufen. Nicht auf der Basis der Nationalität, aber auf derjenigen des Christseins,

des Gnadenstandes erlöster Menschen bauen wir diese Zuversicht der Hilfe unseres Gottes auf . . . einer Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben (Psalm 46, 2). Da nehmen wir nach unseres D. Luthers Art unseren Gott bei seinen Verheißungen, nach denen er seinen Beistand denen zugesagt hat, die sich zu ihm halten. Unsere Predigt weise auf die große, unerschütterliche Regel im Reiche Gottes hin, daß der, der im Glauben Gott „für sich" weiß, menschliche Feinde nicht zu fürchten braucht (Röm. 8, 31; Psalm 56, 12). Die Predigt rede aus dem Schatz der biblischen Heilsgeschichte von der Erfahrungstatsache, daß es „dem Herrn nicht schwer ist, durch viel oder wenig zu helfen" (1. Sam. 14, 6). Sie zeige, daß der Erfolg des Völkerringens nie bloß von den empirischen Faktoren der Truppenführung und der Heerestapferkeit abhängt, sondern daß es dem Christen gewiß sein und bleiben kann und soll, daß der große Menschheitsleiter dem bunten Gewebe allezeit und bei allen Ereignissen seinen Einschlag hinzutut — die unvorhergesehenen Unberechenbarkeiten, die Imponderabilien, die den, der von ihnen liest, wunderbar berühren, die sogenannten „Zufälligkeiten", deren ein Schlachten- und Kriegsverlauf voll ist, wie schon das enge Einzelleben in seinem kleinen Erfahrungskreise. So soll die Kriegspredigt das Zutrauen stärken zu dem, der „den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt" (Ps. 46, 10).

Damit hängt dann ein Weiteres zusammen. Die Predigt muß, zumal bei glücklichem Verlaufe des Feldzuges, das nötige Korrektiv bereit halten, das Jeremias (9, 22 f.) so ausdrückt: „Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichtums, sondern wer sich rühmen will, der rühme sich des, daß er mich wisse und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden, denn solches gefällt mir, spricht der Herr."

Wie jeder Erfolg der warnenden Überlegung bedarf, wenn er nicht der Seele nach bestimmten Richtungen falsche Selbsteinschätzung, übertrieben-gesteigertes Selbstbewußtsein eintragen soll, so auch der erhebende Waffenerfolg für die Volksseele. Bei allem Großen und das Leben Steigernden, was er dem mit ihm gesegneten Volke einbringt, ist doch die Gefahr nicht zu verkennen, daß die Glücklichen nach der religiösen Seite hin in Entgleisungen, in verhängnisvolle falsche Beurteilungen der Lage geraten. Denn gerade für das religiöse Leben eines Volkes ist kaum etwas so verhängnisvoll wie die Selbstsicherheit, in der die Leute „des Herrn ihres Gottes vergessen" und meinen, ihre „Kräfte und ihrer Hände Stärke habe ihnen dies ausgerichtet" (5. Mos. 8, 17. 19).

Hier liegt für die Predigt eine große Aufgabe; sie muß die Volksseele immer wieder in die Selbstbescheidung weisen und in ihr erhalten, auch bei, je gerade bei den glänzendsten Erfolgen menschlicher Kraft und menschlicher Überlegenheit. Nicht in dem Sinne, daß sie dem allen die berechtigte Anerkennung schmälere, sondern in der Weise, daß sie den Ton laut erklingen lasse, mindestens nicht überhört und unterdrückt werden lasse, daß Recht und Gerechtigkeit, daß Erfolg und Segen Gnadengaben sind, über denen Gott verteilend waltet.

Eins der wichtigsten Gebiete, die die Predigt in Kriegszeiten bebauen und pflegen muß, ist das Gebetsleben der Gemeinde. Jetzt falten sich manche Hände, die früher vom Beten nichts wissen wollten. Aber täuschen wir uns nicht, und denken wir nicht, in ein paar Wochen sei nun aus diesen Leuten eine Beterschar dauernd gewonnen. Ein großer Teil der Leute benutzt das Gebet als eine Art ultimum refugium zur Sicherung des Lebens und der Gesundheit ihrer draußen kämpfenden Lieben. Das soll wahrhaftig nicht gering in Anschlag gebracht werden. Wir werden es in der Predigt sehr zu pflegen haben, daß die Frauen und Kinder und Alten ihre Hände zur Fürbitte für die persönliche Be-

hütung des einzelnen und für den Erfolg und Sieg der Gesamtheit fleißig falten und mit solchen Anliegen treu vor Gott treten. Also damit, daß sie das tun — und die Not der Zeit machte viele, viel mehr als wir gewöhnlich denken, dazu willig —, ist noch lange keine Beterschar im tiefsten Sinne des Wortes erwirkt. Es sind nur Ansätze gemacht. Die Tage der Notstände haben uns diese Möglichkeit und Willigkeit der Leute geschaffen. Nun ist es die wichtige und schwierige Aufgabe der Predigt, diese Ansätze zu fördern, und es nicht geschehen zu lassen, daß nach Kriegsschluß alles wieder in die alte religiöse Interesselosigkeit hinabsinkt, die sich in Gebetsträgheit, in Gebetsunlust äußert. Gebetserziehung sei das Losungswort für die Predigt. Man zeige den Leuten, wie erhebend, wie beseligend Gebetsstille ist, welche Kraft dem Beter zuströmt, wie sein Leben innerlich wächst und reicher wird. Sie haben jetzt, wenn überhaupt je, Verständnis dafür. Anders ausgedrückt: Man leite die Gemeinde von der bloßen, durch die persönliche Not gegebenen und nahegelegten Fürbitte weiter zu einem Gebetsleben überhaupt, das also bewußt und ständig den Zusammenhang mit dem Gotte unseres Heils wahrt. Man führe über die Fürbitte auf die anderen großen Gebetsinhalte, vor allem die Abbitte, das tägliche Gebet um Vergebung . . ., auf die Bitte um Kraft zum Leben in der Heiligung, zur Treue im Kleinen, im Berufswirken.

Gewiß wird die Schar derer, die unserer Predigt hierin praktisch folgen, nicht überwältigend groß sein, aber vielleicht doch größer, als wir von vornherein vermeinten, und wenn der Predigt auf diesem Gebiete stille, tiefgreifende Erfolge, wenn auch nur an kleineren Gruppen, zuteil würden, das würde ich unter religiösem Aspekt für eine der wichtigsten Segnungen halten, die die Kirche dem Ernst der Zeit abgewinnen könnte.

Noch ein Gebiet gibt es, auf dem die Gemeinde jetzt von uns Vertiefung, Weisung, Leitung, Klärung erwartet. Es

ist alles das, was mit der Milderung der Leiden des Krieges in Zusammenhang steht: Verwundetenpflege, Flüchtlingshilfe, Hinterbliebenenunterstützung, Verarmtenfürsorge. Nicht im Sinne technischer Anweisungen; dafür sind Organisationen genügend da, an denen der Pfarrer wohltut, sich als Einzelperson helfend und beratend zu betätigen, aber davon hat er kaum etwas auf die Kanzel zu bringen. Auf die Kanzel aber gehört vertieftes Nachdenken über diese Sachen und Hinweis auf die Gesinnung, aus der heraus all solche Arbeiten geboren werden sollen, wenn sie nicht in ihr ekelhaftes Zerrbild, in „Sport der Barmherzigkeit", ausarten sollen. Der heilige Ernst, in dem solch Arbeiten betrieben werden soll, die mitleidsvolle Selbsthingabe an die Not der Brüder, der innere Drang und Zug zu solcher Arbeit, im letzten Grunde das Hineinwachsen in Jesu Geist und Art, der uns das Gebot der Liebe in umfassendster Tiefe gegeben hat: das sei Gegenstand der Predigt, denn nach diesen Richtungen hin braucht die Gemeinde jetzt dringend Klärung. Gerade wir, die wir im Roten Kreuz arbeiten, haben oft den Eindruck, daß manche unserer Gemeindemitglieder, die sich mit manchmal kaum zurückzuhaltendem Nachdrucke zur Krankenpflege unter völlig falscher Selbsteinschätzung ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse drängen, doch den Ernst der Sache noch lange nicht erfaßt haben. Da könnte die Predigt vertiefen; sie könnte die Überzeugung davon anregen und verfestigen, daß alle solche Arbeiten nur dann im ausreichenden Maße segensvoll betrieben werden können, wenn sie aus christlichem Pflichtbewußtsein geschehen und aus jener Gesinnung, die der Herr uns im Samaritergleichnis beschrieben hat. Die Motive, die den Samariter zu seinem Dienst an dem Manne, den sie geschlagen und ausgezogen hatten und halbtot liegen ließen, veranlaßten, müßten einmal unseren Gemeindegliedern ernst und nachdrücklich in tiefer Psychologie vorgehalten werden: das würde sicherlich auch eine gesegnete „Predigt in Kriegszeiten" sein.

Das, worin ich das Ideal einer Gemeindepredigt in Kriegszeiten sehe, ist, daß der Prediger sich mit seinem Hörern zunächst schnell und sicher zusammenfindet in der Stimmung, die die Ereignisse der letzten Woche, der letzten Tage in der Volksseele hervorgerufen haben, und daß er diese Stimmungen, Seelenregungen, Empfindungen der Bangigkeit, der Furcht, des Vertrauens, der Zuversicht, des Mitleids gegen die Brüder, der Ehrfurcht vor dem lebendigen Gott scharf und klar ins Wort zu fassen versteht, und daß er dann solcher Seelenregung mit fein psychologischem Empfinden nachgeht, das Richtige und Heilsame, das Berechtigte und Förderliche an ihr gern und deutlich anerkennt, das Krankhafte, das Minderwertige oder Lähmende an ihr tadelt und zurechtstellt. Um aber den rechten Kanon dafür zu haben, muß der Prediger all solche Empfindungen, die die in die Kirche kommende Menge beseelen, immer mit denjenigen Seelenregungen zusammenzuhalten wissen, die aus der Bibel uns als die christlich-normalen geläufig sind oder doch als solche eruierbar sind. Dem schließt sich die rechte seelsorgerliche Behandlung an, indem der Prediger wissen darf, daß er gerade in den Heilswahrheiten, von denen uns die Bibel Kunde gibt, das kräftige und ausreichende Mittel hat, die seelischen Unebenheiten und Verrenkungen, die das innere Leben der Gemeinde in Furcht oder Schmerz, in Verzagtheit und Angst überkommen und aus dem inneren Gleichgewicht gebracht haben, wieder mit dem Wort seiner Predigt zurechtzubringen.

So wird die Kriegspredigt ein doppeltes leisten: sie wird aktuell, zeitgemäß sein, indem sie den momentanen Gestimmtheiten der Hörer begegnet, auf sie eingeht, mit ihnen mitempfindet — und sie wird andererseits ewigkeitsgemäßen, überzeitlichen Charakter in ihren Tendenzen und Ausführungen aufweisen, indem sie alle augenblicklichen Besonderheiten der Seelenregungen orientiert und kritisiert an dem Christlich-Normalen, ja indem sie sie zu diesem Christlich-Nor-

malen hinaufzuheben und dadurch zu reinigen und wertvoll zu machen sucht.

Niemals darf die Predigt in großer, bewegter Zeit lediglich am Aktuellen haften bleiben. Die Gefahr dazu ist sehr groß. Gerade dadurch, daß sie vertieft, abklärt, Bleibendes herausstellt, dauernde Charakterwerte im Hörer schafft, wird sie erst ihrer wahren Aufgabe gerecht. Sie soll, wie zu allen Zeiten, so gerade jetzt der Vertiefung des christlichen Lebens auf allen Gebieten, die hier in Frage kommen, dienen; sie soll also das Nachdenken klären und vertiefen, den Willen reinigen und auf wertvolle Ziele richten, dem Gefühl bereichernde und beseligende Momente zuführen. Sie tut das und erreicht das, wenn sie sich die zu erörternden Probleme durch die Erwägungen gegeben sein läßt, welche Seite des des christlichen Personlebens gerade durch die gewaltige Sprache, die die Ereignisse und Erlebnisse jetzt zu uns reden, zu besonders vertiefter Erkenntnis und Bereicherung gebracht werden kann. So werden die Ereignisse des Kriegsgeschehens nicht selbständige, letzte Werte der Gemeindepredigt, wozu sie gar kein Recht haben, denn wir sind nicht dazu da, lediglich Zeit- und Zeitungsnachrichten in blumiger oder gesalbter Redeweise den Gemeinden die Predigtstunde über aufzutischen, sondern sie werden, was allein homiletisch zulässig ist, willkommene und achtsam zu benutzende Mittel, die der Predigt helfen, das zu erreichen, worauf es ihr letzten Endes einzig und allein anzukommen hat, nämlich die Herausbildung und Pflege des christlich-frommen Charakters.

Der heilige Krieg

Von Oberkonsist. Präs. D. Dr. v. Bezzel, München

„Was ist in diesen Tagen alles wider Hoffen und Erwarten geschehen! Das ist kein gewöhnliches Menschenleben. Wir werden auch kommenden Geschlechtern ein Wunder sein."

Aeschines (nach der Schlacht b. Arbela 331 v Chr.).

Es war der 28. Juni dieses Jahres. Der diese Zeilen schreibt, hatte eine eilige Fahrt durch das Frankenland und Hessen nach der alten Kaiserstadt Speyer zu machen. Wie sonnenbeglänzt und reichbeglückt lag der Frankengau da, durch den der Jubel des Festes schallte, das der bayrische König mit seinen Getreuen beging: das Großherzogtum Würzburg, seit 100 Jahren bayrisch, begrüßte den Herzog von Franken. Die alte Bischofsstadt, von der Natur so herrlich und freundlich, von edler Kunst würdig und prunkvoll geschmückt, leuchtete in Festesfreude. Der fränkische Hochadel hatte durch den Vertreter des ältesten Dynastengeschlechts dem Könige gehuldigt, die großen Gestalten der Fürstbischöfe, der Thüngen und Bibra, der Echter und Seinsheim und Schönborn lebten wieder auf. Und neben den stolzen Namen des Katholizismus verschwanden nicht die ehrenfesten Herren und Schützer der Reformation, die Castell und Erbach und die Nachkommen der edlen Grafen Rieneck, neben den weltweiten Erinnerungen versanken nicht die prunklosen Namen des Würzburger Dompredigers Paulus Speratus, des Poliander, des armen Handwerkersohnes aus Kitzingen, des Paulus Eber: ihre Lieder haben viel tausend Herzen mit Friede

und Freude erfüllt, mit Glaubenstrost und stiller Geduld getröstet und gestärkt. Ein Festestag, der durch das Volk geht, heißt den evangelischen Beschauer derer gedenken, die jetzt in unvergänglichen Ehren stehen: Abglanz wahrer Freude muß auf Erdenerinnerungen ruhen, wenn sie nicht verflachen und an das Vergängliche verkaufen sollen.

Von Würzburg bis Aschaffenburg ein evangelisches Gotteshaus ums andere: Karlstadt und Gemünd, Laufach und drüben Lohr und Partenstein, alte und neue, veraltete und erneute Stätten des Evangeliums begrüßen den eilig Vorüberfahrenden, der bald in Worms anlangte, von wo aus an der alten Lutherlinde vorüber der Weg in die Pfalz führte. Es war viel Volk zu Kriegsvereins- und Feuerwehrfesten zusammengeeilt, mühsame Freude mit vielem Getöse, Begeisterung, der in Ermangelung des Geistes die Stimme und die Bewegung nachhalf. Man konnte über die Sonntagssklaverei trauern, in welche unser armes Volk durch seine Sonntagslust versenkt wird. Sind das die Stätten, über welchen der erste Flügelschlag der Reformation morgenfroh und ahnungsreich rauschte? Und sind es die Nachkommen der bekennenden Väter, die nach frommer Sage die Linde pflanzten zum Wahrzeichen, ob der arme Mönch vor Kaiser und Reich dort in der Wormser Pfalz die Wahrheit sagte oder nicht? Ihr Grünen und Wachstum soll das Recht, ihr Vergehen und Siechtum sein Unrecht beweisen. Noch grünt die Linde, wie vor 400 Jahren! Aber auch Luthers Erbe, Geist und Kraft? Es wird dem Freund undDiener der Kirche nicht verargt werden, wenn er bei ihr die Schatten am ehesten sieht, weil er von ihr das Beste bekam und hat. — Als am späten Abend der Freund den Gast in den Frieden des Speyerer Diakonissenhauses begleitete, dort in der Nähe des alten Kaiserdoms, teilte er ihm die Schreckenskunde von Serajewo mit. Lange noch standen wir weit über Mitternacht am offenen Fenster, um über dieses furchtbare Weh, über die Not in Volk und Christenheit zu reden. Über unseren Häuptern

leuchteten die ewigen Sterne, die Einer alle mit dem Namen kennt und in unüberwindbarer Geduld allnächtens heraufführt, Verheißungen in ihnen und Zeichen und Ziele durch sie gebend. Unwandelbarer Treue voll kann Er der Kirche nicht vergessen, an deren oft so dunklen Himmel Er auch die lichten, teuren Sterne gestellt hat, von denen der Speyerer Dom zeugt, den frommen, gottinnigen Bernhard v. Clairveaux und seine Lieder und Worte. Nec temere nec timide soll nicht vergeblich gesprochen sein. Die Ketscherkirche predigt es in Steinen, und was an ihrer Stätte geschah, verkündet es weiter. Der das gute Bekenntnis vor vielen Zeugen getan hat und tun hat lassen, wird sich der Kirche nicht entziehen, die Ihm die Treue hält.

„Gleich den Sternen lenket Er deinen Weg durch Nacht." Vier Wochen später war die Blutsaat von Serajewo schaurig aufgegangen, und all die frechen, ungestümen Drohungen waren auf einen Ton gestimmt: hinweg mit Deutschland! Man mag es begreifen, daß ein Volk, von dem vor vielen Jahren Rich. Rothe sagte, sein Nationalunglück sei, daß es sich vor sich selbst fürchten müsse, die schwere Last der Verbitterung gegen den Sieger von Sedan mit einemmal loswerden und damit eine Menge quälender und peinigender Fragen beseitigen wollte. Die Revancheidee schlief und schlummerte nicht, der Geist Ludwigs XIV., gegen den, wie Ranke einst zu Thiers sagte, Deutschland fort und fort kämpfen müsse, wollte nicht zur Ruhe kommen, bis er in Gloire und Prestige wieder Gestalt gewonnen haben würde. — Wer einmal am Louvre zu Paris das Denkmal Gambettas mit der allzu bezeichnenden Geste gesehen hat, versteht es, daß Frankreich seiner selbst nur durch Krieg nach außen sich erwehren kann. Daß es freilich so wenig aus der Geschichte gelernt und soviel von ihr vergessen haben konnte, glaubten selbst wir nicht. Ceque vous avez le plus à craindre, c'est la mollesse et l'amusement schreibt Fénelon an einen jungen Kriegsmann. An Phrasen sich berauschend und in der bit-

tersten Ernüchterung durch sie sich betäubend hat das arme Volk, dessen innerster Kern gottentfremdet und glaubensleer ist, den Krieg gewollt, der es auf Höhen heben oder in den Abgrund vernichten soll. Il n'y aura plus sur la terre aucuns vestiges de ceque nous sommes, klagt Bossuet.

Man kann auch wohl verstehen, daß der Moskowiter Tyrannei gegen uns sich wendet. Es ist der instinktive Haß der Unbildung und Zerrbildung gegen die gründliche und wahrhafte Arbeit, die zur Bildung führt und ein Volk zu einem echten und ganzen macht. Soulevez l'epiderme et vous trouverez le barbare, hat Napoleon I. einmal gesagt. So ist es geblieben. Die Potemkinschen Dörfer atmen Glück und Wohlstand, zeugen von Wohlerzogenheit und Wohlhabenheit. Aber hinter ihnen lauert das graue Elend und die Schrecken der Not und Verkommenheit. Und die griechische Kirche eines Pobedonoszew ist nimmer das die Gewissen schärfende, das Faulende und in Zersetzung Begriffene ausscheidende Salz, nimmer das Licht, das einst so klar über den Stätten Kleinasiens geleuchtet hat. In den Volkskreisen dumpfer Aberglaube, der den Vorhang vor das Heiligenbild hinzieht, damit es nicht Zeuge häuslicher Szenen von Streit und Völlerei werde, in den halbgebildeten Schichten brütet Revolution und Rebellion, gellt der Hohn gegen das Heilige, das man nur als Schreckmittel kannte; und in den hohen Kreisen lebt die Frivolität des Unglaubens, der genießt, so lange es Tag ist, um wie eine umgeworfene Lampe auszulöschen. Wer die Memoiren des russischen Arztes aus dem letzten Kriege mit den Japanern gelesen hat, weiß, wie ausgeschämt die Korruption zu Werke geht. Vor Jahren war ich Zeuge, wie ein hoher russischer Beamter ein junges Mädchen vor dem Abfall vom orthodoxen Glauben warnte. Die französisch geführte Unterhaltung gipfelte in dem schlichten Satz: ou la foi orthodoxe ou Sibirie, voilà tout! Den Talmiwerten Rußlands — ich rechne den vielgefeierten Tolstoi auch nicht zu den wahrhaft Echten — steht die Solidität Deutschlands, des

Germanentums gegenüber, das trotz allem Beklagenswerten immer noch Reaktionskraft genug in sich hat, den Schein und das Unreine als solches zu erkennen und abzuwehren. — Neben dem Haß gegen das Echte liegt in der versteinerten Orthodoxie wenigstens ein Trieb, der nach Ausdehnung und Massenhaftigkeit. Man will, was der innere Gehalt nicht gewährt, durch den Umfang erreichen.

Daß aber England, im Glauben als ecclesia fere lutheranizans eng und verwandt und wiederum durch die jüngsten Eroberungen des Katholizismus, der doch dem deutschen am nächsten steht, auch diesem verbunden, mit uns durch Bande des Blutes und der Geschichte verwandt, von uns umworben und fast umkost, auf „dessen Lächeln wir Hymnen sangen", — daß England in schnöder Scheelsucht zu unseren Feinden sich gesellte und in Eifersucht es sich verdrießen ließ, weil man im Völkergericht uns die Palme des Fleißes und der Arbeitsamkeit zuerkannte, und nicht zufrieden, mit schlecht verhüllter Unwahrheit uns anzufallen, auch die gelbe Gefahr gegen uns heraufbeschwor, das Geschick der christlichen Missionen frevelhaft opferte, Gemüter zu verwirren und das Volksgewissen zu belasten sich nicht scheute, ist und bleibt das Schwerste. Die gens perfida Britonum, wie es seit altersher heißt, hat die Worte alle in Liebe und Freundschaft getaucht und dann die Taten in Gift und Galle.

Es war in den ersten Tagen des vergangenen Monats ein großes, starkes Weh im deutschen Volke, dessen Verbrechen seine Stärke und dessen Schuld sein Fortschritt in Handel und Gewerbe war, daß es so allein gelassen wird. „Ich suchte Hilfe bei den Menschen und fand keine." Wer jetzt den Psalter durchblättert, dem klingen und dringen alle die Töne zu, nach denen das Herz sucht und in denen es sich findet. Jetzt sieht man wieder durch die Psalmen „allen Heiligen ins Herz" und lernt sie beten wie aus dem eigenen. Das bittere Recht der Armut und Vereinsamung ist unserem Volke über Nacht zugefallen. „Sie haben mich oft gedrängt

von meiner Jugend an." Es ist, als ob die teuren Toten wieder zu uns sprächen, denen die Schmach das Herz brach und das Leben kürzte, aber auch von der Hilfe zu uns redeten, die von dem kommt, der zu den Seelen spricht: „Ich bin deine Hilfe" und den Speer wider unsere Verfolger zückt. Nicht das Gefühl unsagbarer Bitterkeit, sondern das Weh der Enttäuschung ging durch unsere Reihen: der Freund, dem ich mich vertraute, der Genosse, der mein Brot aß, hebt wider mich die Faust auf. Mochte zuweilen der ingrimmige Humor durchbrechen, wie ihn das Nibelungenlied dem Manne von Tronege zuspricht, ein furchtbares Lachen, — im Grunde war es die Stille: Gott, des die Rache ist, erscheine! — Ward zuerst das Wort des alten Hallenser Heinrich Leo vom „frischen fröhlichen Kriege", der von dem „skrofulösen Gesindel uns frei machen" solle, viel gebraucht, Körners Sang zu Leier und Schwert und der Sinn von Lützows Scharen beliebt, als gelte es ein fröhliches Jagen, bald traten die tiefen, ernsten und wehrhaften Töne Schenkendorfs und Ernst Moritz Arndts in den Vordergrund und riefen zum Heiligen Krieg, dem der große treuga Dei voraufgehen solle, also daß Fehde und Parteiung, konfessionelle Streitigkeiten und politische Gegensätzlichkeiten verstummen sollten. Wie ein wüster Spuk war all das verschwunden, was in den letzten Monaten das Herz des Volksfreundes ängsten mochte; daß auf Jesuslegenden und Christusmärlein gereist ward und Kirchenaustritt und Monismus, Okkultismus und Spiritismus, Aberglaube und Unglaube um unser Volk warben, der lebendige Gott geleugnet und Christi Kreuz als fromme Sage verspottet ward, ist in diesen Tagen wie vergessen und aus dem Gedächtnisse getilgt. Aus den Steinen, die eifrige Weltbaumeister und Volksbeglücker für den neuen Wahrheitstempel herbeigebracht hatten, wurden dem alten Gott, dem Gott unseres Volkes und seiner Väter Altäre erbaut. Eine Zeitung, die sonst ihre Tore für alles, was christusfremd und kulturselig war, weit aufgemacht hatte und nur aus gewisser

ästhetischer Verschämtheit nicht die gröblichsten Ausfälle der Konfessionslosen, der Freiheitlichen, des antichristlichen Judentums und des Kulturismus brachte, wußte jetzt zu rühmen, wie rasch „all der Lästerer Schwarm" zerstoben sei, und eine andere, der die freiestgesinnten Geistlichen noch zu orthodox waren, wußte von Gottesgerichten zu reden. Es war ein heiliger, ehrfürchtiger Ernst durch die Volksseele gegangen, die aus dumpfer, schwüler Nacht vom Alpdrücken auffuhr und im Lichte eines lebenswerten Tages wieder erkennt, daß Leben Pflicht und Gott der Pflicht Meister und ein segnender König ihrer Erfüllung sei. Der kategorische Imperativ erwachte und zertrat mit schwerem Schritt die Schlinggewächse, welche den Kern und das Mark germanischen Volkstums aussaugten, verbannte den Afterwitz der hetärenhaften Kunst, die gequälte Satire derer, die durch Spott nicht bessern, sonden verdienen wollten, und verjagte den ganzen jämmerlichen Chor der Lüstlinge und sybaritischen Gesellen, welche mit wieherndem Behagen dem deutschen Studenten die Zote als Freude und die Gemeinheit der Lüsternheit als Manneskraft anpriesen. Es war ein Wetterrauschen, als ob die streitbaren Helden und Engel Gottes in heiligem Wetterzorn sich aufgemacht und das Ungute, Unwahre und Unedle, das Unkeusche und Unfromme vor sich her in den Abgrund gestoßen hätten. Mitten aber in Donner und Sturm der Gerichte durfte man die altvertraute süße Stimme vernehmen, die niemand deutlicher und diensamer unserem deutschen Volke verdolmetschte als Martin Luther: Tröstet, tröstet mein Volk: redet ihm zu Herzen, sprecht zu ihm von der Gnade, die ohne Maß und Ende, und von der Barmherzigkeit, die alle Morgen neu ist. Als Kaiser und Volk, Fürsten und Führer ins Gotteshaus zogen, eine büßende, eine betende Gemeinde, als ferne von törichtem und wohlfeilem Rühmen unser Volk das gute deutsche Schwert, die „fraisliche und blanke" Waffe umgürtete, da hatte eine neue Stunde in Gottes Weltregierung angehoben.

Das „Noch dies Jahr" des Heilandsgebetes war zur Erhörung gekommen die Axt des Gerichtes ward zurückgestellt, und das Grabscheit begann, mit neuem Fleiße um die Wurzeln des Volkstums zu graben, die Sonne der Leutseligkeit, ihm von neuem zu scheinen und der furchtbare Segen der Heimsuchung, es zu erquicken.

Oder war es nur die aus der Not geborene Stunde, die Haß und Hader begraben und des ganzen Volkes Hand in die dargebotene Rechte des kaiserlichen Schirmvogts zum Treuschwur der Heeresfolge legen ließ? War es kalt rechnende Politik, die mit dem Mut der Wahrheit die gleißnerischen Freundschaftsbriefe kund und wissen machte, daß die geheimsten Fächer der fürstlichen Hausarchive sich auftaten, was zu erleben sonst immer den Nachgeborenen erst vergönnt ist und klar herausgestellt ward, wie „einfach das Wort der Wahrheit" sei? War es mit Diplomatenfleiß und staatsmännischer Kunstfertigkeit heraufgeführt, daß der deutsche Reichstag aus einer Stätte unfruchtbarer Diatriben und parteipolitischer Eigenbrödeleien zum Ruhmestempel deutscher Einmütigkeit ward? Was ein Wunder vor unseren Augen ist. das ist vom Herrn geschehen, der einem Volke, in das Er edelste Kräfte gelegt und das er sich aus unbegreiflicher Güte festiglich erwählt hatte, — trotz allen Abmahnens vertrete ich diese Anschauung — noch einmal Seine Gnade erzeigen will, ob es sich von ganzem Herzen zu Ihm kehre und mit freiem Willen bei Ihm bleibe.

Ein heiliger Krieg nach Anlaß und Anfang fürwahr! Der Anlaß lag nicht in unserer Schuld, also daß wir vor Menschen wenigstens mit festem Mute vom Trost des guten Gewissens reden können. Der Grund lag in heimlicher Mißgunst, der Anlaß in unserer Bündnistreue. Und der Anfang des Krieges ging aus der Tiefe erkannter und bekannter Schuld zu den Bergen ewiger Hilfe, die reinigen und einigen, heiligen und heilen will.

Zwei Worte sind mir in diesen Tagen nicht aus dem Sinn gekommen. Zu dem prahlenden und ruhmredigen Napoleon I. sagte einst Papst Pius VII.: comediante, und als er Rache schwur und tobend und drohend vor dem Papst hintrat, wußte der nichts anderes zu sagen als: tragediante. Daß Deutschland wegen seiner Unleidlichkeit, der Gernegroß, gezüchtigt werden müsse und nicht Frieden werden dürfe, bis der letzte Stein der Festung geschleift und der letzte Grenadier entwaffnet wäre, das ist die tragische Weissagung Englands gegen sich selbst. Der Pfeil soll den Schützen treffen. Daß aber den Truppen, die nur in Flucht und Furcht beharrlich waren, zu ihrer unvergleichbaren Tapferkeit Glück gewünscht wird, das ist die Komödie, die der Feind sich selbst gibt und bejubelt, damit man nicht Zeit hat, auf seine Angst zu achten: der Knabe, der singend durch den nächtlichen Wald geht. Als Xerxes gegen die geringe Schar der Athener zog, schleppte er den gewaltigen Marmorblock mit, aus welchem ein Siegesdenkmal errichtet werden sollte, vor dessen Anblick schon jeder Widerstand den zukünftigen Tagen vergehe. Auf den Gefilden Marathons blieb der Stein stehen, die Flucht des Perserheeres hatte ihn vergessen, und der Sieg Athens brauchte ihn zu einem Standbild der göttlichen Nemesis, die den Hoffärtigen widersteht und den Demütigen Gnade gibt.

Den Demütigen. Denn drei Grundrechte setzt der 94. Psalm (V. 15) ein, zu denen immer wieder das Urteil als zu ewigen Normen zurückkehren soll, damit ihm alle frommen Herzen zufallen: das Recht der Armut auf Gebet, der Demut auf Hilfe, des Dankes auf stärkende und segnende Kräfte. Wir ziehen trotz aller Gaben und Kräfte, welche treue und nimmer rastende Arbeit in sinnender Fürsorge und sorglicher Vorbereitung aufgespeichert hat, arm in den Krieg, wie verkannt und verraten. Deutschland ist kein reiches Land, das unermeßliche Schätze ausböte und aus den Schachten der Erde, von den Höhen und Tiefen fordern und fördern möchte. Es baut sein Brot im Schweiße des An-

gesichts und arbeitet mit harter Mühe. Seine Feinde haben schier unerschöpfliche Hilfsquellen, die Meere stehen ihnen offen, die silberreichen Berge bieten sich ihnen an. Und wir malen nicht Gespenster an die Wand, wenn wir von Not und Armut reden, die dem Volke drohen, von der Last der Arbeitslosigkeit und Erwerbsbeschränktheit. Handel und Gewerbe stocken, Fabriken stehen still, die Kunst will nicht die schaffende Hand regen, weil sie nicht weiß, wer an ihrem Werke teilnimmt und Freude hat. Dazu die Verarmung der Familien, deren Stützen in der Kraft der Jahre wie morsche Bäume zerbrechen und hinfallen, die vielen Kreuze, die der Krieg über Massengräbern errichtet, unbekümmert um all die Hoffnungen, die jäh zerstört sind. Das Recht der Armut lautet auf Gebet. Wird unser Volk wieder beten lernen? Zwar jetzt sind die Gotteshäuser bis in die letzten Winkel besucht, und in der Uniform nicht nur des bäuerlichen Kriegsmannes, sondern des hochgeborenen Generals steckt das Neue Testament, das Losungsbuch der Brüdergemeinde, das vor Jahrzehnten den alten König Wilhelm, Bismarck und Roon in schwerster Zeit aufrichtete. Die vielen geschaffenen Gebete kommen in fast zu eiliger Folge dem Verlangen entgegen. Löhe hat einmal Anweisung zum Herzensgebet gegeben, jetzt wird es dem Volke leichter gemacht. Man darf sich dessen freuen. Aber wird der Gebetsernst anhalten, wenn nun Sieg an Sieg gereiht und das Bewußtsein erweckt wird, wie stark und fest deutscher Mut und deutsche Kriegskunst halten? Nach dem 70er Kriege trat eine furchtbare Ernüchterung aus der Gebetsstimmung ein. „Daß du ihn zittern gesehen, vergißt er nie." Man schämte sich der Frömmigkeit, welche die Not aufgerufen hatte, am frohen Tage und sprach: Ich habe es durch meiner Hände Kraft ausgerichtet und durch meine Weisheit, denn ich bin klug. Ich habe die Länder anders geteilt und ihr Einkommen geraubt und wie ein Mächtiger die Einwohner zu Boden geworfen (Jes. 10, 13). Die fünf Milliarden haben

zwar nicht der äußeren Armut gewehrt, aber die innere Verarmung gemehrt. Unser Volk ward satt und vergaß seines Herrn. Im Kriege hatte bei ihm das Wort des Demaratus (im VII. Buche des Herodot) gegolten: Unsere Könige sind unsere Gesetze. Dann erhob die alte arge Kritik wieder ungescheut das Haupt und die Verkleinerungssucht begann ihr Werk. Die edle Armut war entschwunden und der Pauperismus einte sich mit dem Mammonismus auf die Formel, daß Gebet Kindern und alten Weibern zustehe. „Das Kind betet, der Mann will." Armut bleibt auch nach dem Siegeszuge, den wir wünschen und erbitten, noch genug. Unser Volk wird gefürchteter, aber nicht geliebter, nicht mehrerer Freundschaft teilhaftig werden, sondern einsam bleiben. Aber wird es weiter beten? Werden nicht die wilden Tiere, die jetzt, als eine frohe heilige Frühe aufstieg, in ihre Löcher sich flüchteten (Ps. 104, 22), wieder sich hervorwagen und den alten Glauben höhnen und bekämpfen? Ich gebe Tertullian von ganzem Herzen recht: non est religionis religionem cogere. Aber soweit darf fürderhin die Freiheit nicht gehen, daß in Scherz und Witzwort bei dem „konfessionslosen Religionsunterrichte", dieser wundersamsten aller pädagogischen Mißgeburten, das verlästert wird, was den großen Männern aller Zeiten Licht und Kraft für Leben und Wirken, Leiden und Scheiden war. Und so weit soll der Staat der ihm innewohnenden Kraft des κατέχειν und der ihm um seiner selbst willen vertrauten Pflicht, ein κατέχον zu sein, sich erinnern, daß er nicht freche Lästerungen sich ausschämen und alte Faseleien gegen das Heilige als neue Wissenschaft auskramen läßt. — Es liegt in äußerer Förderung nur die Errichtung des Schutzwalles um das Heiligtum, nicht sein Aufbau. Wenn dieser nicht von innen sich vollzieht, so ist er nichts nütze. Wir haben noch die Zeit der Seelsorge an unserem Volk, noch das Recht an sein Gewissen, noch können wir für unser geliebtes Deutschland beten, ohne Luthers Furcht zu teilen, daß das Gebet nimmer durch-

komme. So wollen wir Geistlichen den barmherzigen Hohenpriester, dessen Heiligkeit Gott jetzt sonderlich erweist, den treuesten Freund der Volksseele angehen: Herr, lehre unser Volk beten. Wir selbst aber wollen nicht einer falschen Einigung das Wort reden, wie es jetzt hin und her geschieht, als ob jetzt zu theologischen Sondermeinungen verwiesen werden sollte, was Ewigkeitsfrage ist, und einen Waffenstillstand ausrufen, der faulem Frieden gleicht und mehr schadet als stärkt, aber wir wollen mit denen, von denen wir um des Gewissens und heiliger Versprüche, gnadenvoller Erfahrungen willen geschieden sind und geschieden bleiben, im Gebetsernste, im Heiligungseifer uns messen, uns und ihnen zunutze, unserem Volke zum Gewinn. Wir sind in so viele Geschäftigkeit und Weitläufigkeit hineingeraten, haben vor so viel brennenden Fragen das brennende Herz, dem Jesus die Schrift öffnete, gering geachtet, in unseren Predigten sorglich die tote Orthodoxie gemieden, als ob es nicht eine lebendige geben müßte, haben Vereine gegründet, in Weiten gearbeitet und unsere und der Unseren Seelen nicht genug in die Stille gehen lassen. Soziale Fürsorge ward Panazee, der Geistliche ward Volksarzt, Volksberater, Kongreßteilnehmer, ängstlich um Fernhaltung von Aufregungen bemüht und doch — melius est, ut scandalum oriatur quam ut veritas taceatur! Darum wollen wir beten, um Unterweisung in der Gebetskunst für uns und unser Volk bitten, den Religionsunterricht mit allem Fleiß treiben, die heilige Ehrfurcht vor der biblischen Geschichte höher achten als die Rücksicht auf Dutzendeinfälle strebsamer Gelehrter, denen das Antlitz Mosis in der Mondsichel verschwimmt und verdämmert, und unseren Kindern ein Gebetsleben nicht mit wohlgesetzten Worten vortäuschen, sondern mit dem heiligen Lebensernste erweisen. Wehe dem Religionsunterricht, der erst durch Zutaten schmackhaft und würzig wird, weil er die Hauptgabe nicht geben kann oder will; wohl aber jedem Lehrer, der seiner Zweifel ein Herr, weil seines Gottes gehor-

samer Knecht alles für die Wahrheit, nichts wider sie vermag. Er erreicht in einer Christenlehre mehr, um ein mir teures Wort des sel. Burger d. Ae. zu gebrauchen, als viele Stunden Oberkonsistorialdienst vermögen. Ruft es in die Häuser: Mütter, laßt eure Kinder wieder beten, damit sie diese männliche Kunst fleißig üben, habt Zeit für eure Kinder, nicht für Klubs und Gesellschaften, für Versammlungen, in denen auf Abhilfe des Übels gesonnen wird, das ihr selbst mit verschuldet. Verbannt aus euren Häusern die Afterbildung der französischen und englischen Modetorheit, die lächerlichen Moden und Bräuche, deren Schein jeder Erziehung zur Wahrheit spottet und das Gebet verhindert. Armut hat das Recht zu beten. Gott lasse ein betendes Volk erstehen und bestehen! Dem soll dann nichts unmöglich sein.

In D e m u t ist Kaiser und Heer ausgezogen: die Demut war die Wappenzier unserer Führer und will sie bleiben. Es ist doch letztlich Demut, wenn fürstliche Männer neben den Gemeinen in den Kampf ziehen, wahre Demut, die Arbeit adelt und von ihr Dank und Kraft empfängt, wenn neben dem schlichten Bauersmann, dem einfachen Arbeiter der Regierungsrat, der Akademiker als gemeiner Soldat steht. Hier tritt kein anderer für den einzelnen ein: unsere Verlustlisten reden die deutliche Sprache von dem Mute und der Willigkeit zu dienen: der miles gregarius ist wie der dux nobilis. Größeres kann keiner, Geringeres darf keiner leisten als den schlichten ernsten Dienst.

Demut spricht aus den Worten und Kundgebungen des Kaisers. Das ist nicht Romantik, sondern nüchterner Ernst der Pflicht; nicht der Ideologe spricht, sondern der Christ, dem ein großer Ahne den Wahlspruch auf den Weg gab, der König müsse der erste Diener des Staates sein. Demut spricht aus den markigen Mitteilungen des Generalquartiermeisters: knapp, kurz, bestimmt und lauter spricht der Mut zur Wahrheit, der er sich zu Dienst und eigen gelobt hat.

Wir waren in Gefahr, ruhmsüchtig und eingebildet zu werden. Wo aber Einbildung einzieht, da schwindet die Bildung, die weiß, daß sie nichts weiß, während jene alles zu wissen glaubt und was sie nicht weiß, als unwert gewußt zu werden erklärt. Die ungeglaubten Triumphe der Technik, die jetzt siegreich zutage treten, die wunderbaren Erfindungen und Entdeckungen, welche tiefstes Geheimnis dem Beifall der Freunde wie dem Späherblick des Feindes entzog, die aber jetzt deutsche Arbeit bezeugen und beweisen, hatten im Volke ein stolzes Gefühl der Sicherheit erweckt. Dazu das musterhaft ausgebildete Heer, um das die Welt uns beneidet, die Bedeutsamkeit der wissenschaftlichen Arbeit, die nirgendher überboten werden konnte, ließen uns jeglicher Gefahr spotten. Dabei kam Sattheit auf, und zu ihr trat Lüsternheit und Gemeinheit in Wort und Wesen: es lagen mit giftigen Sumpfgasen gesättigte Nebelschwaden auf dem Volke, nur manchmal verrieten schändliche Prozesse, welche Mächte im Finsteren schlichen.

Jetzt möchte das übel bekommen, wenn die Händler mit Nuditäten und elenden Schriftwerken, mit faden und geilen Romanen hausieren gingen und die Auslagekästen den Preis des Fleisches verkündeten. Die Polizei geht gegen das Unwesen der Nachtcafés und der Animierkneipen mit heilsamer Strenge vor. Ein entnervtes Volk ist leicht besiegt, und wer an seinem Leibe sündigt, sündigt jetzt am augenfälligsten gegen des Volkes Wohl. Jetzt wird der Völlerei mit Ernst gewehrt, die Bestrebungen des Blauen Kreuzes kommen zu Ehren und die des Weißen werden nicht nur als Borniertheit belächelt. Die Demut heißt die Kraft im Dienst verzehren und für heilige Pflichten sparen. Der Venus vulgivaga kann ein Volk nicht opfern wollen, das Gottes Kriege führen will. — Demut macht auch von einem gewissen Pazifismus frei, der in Utopien schwelgt, die dadurch nicht wahrer werden, daß man ihre Verwirklichung brün-

stig wünscht. „In meinem Beruf ist dein Wort und Befehl", so läßt der rechte Mut den Kriegsmann sagen.

Wird, wenn gegen den vierfachen Feind aus täglich sich erneuernder Gnade, die ihr Trotzen und Drohen zerblitzt und ihre Anschläge zuschanden macht, der Sieg geschenkt ist, die Demut bleiben, oder wird in Triumphzügen und Festreden, in prunkenden Feiern und ragenden Denkmälern Geschichte nachgemacht werden, die Gottes Treue mit ehernem Griffel schrieb, wie Seine Güte sie schenkte und schuf? Wird das einfachste Kriegszeichen wie der höchste Orden, das schlichte Abschiedswort wie die tönende Lobrede in Demut empfangen und bewahrt werden? Werden vorab wir, die Vorbilder der Herden sein sollen, von dem Urbilde heiligen Dienens lernen wollen und die einfache, unansehnliche Arbeit durch die Treue des ihr zugewandten Willens adeln? Es soll nicht heißen, daß kein Stand schwerer zum Gehorsam sich füge als der geistliche, keiner mehr in Sinn und Ton gegen die Obrigkeit, deren Fehlgriffe nicht erst fremde Kritik aufzeigen muß, sich vergreife als unser Stand. Unsere treuesten Geistlichen sind nicht die schwachmütigen Charaktere, denen Unterwürfigkeit Behagen und Kritiklosigkeit Ruhe ist, aber auch nicht die selbstbewußten und selbstgenugsamen Männer, die nur die Fehler ihrer Vorgesetzten sehen, solange sie nicht vorgesetzt sind, um die Gebrechen der Untergebenen zu bemerken, weil sie zu Vorgesetzten wurden. Die besten, wahrhaft gesegneten Seelsorger sind die königlich freien und priesterlich gebundenen Knechte Jesu Christi, denen der Gehorsam Kraft und die Demut Weihe des Lebens ist, weil sie nicht Gewöhnung, sondern Frucht der Heiligung ist. Es ist jetzt Erntezeit für dienstwillige Hände, Hoffnungszeit für demütige Herzen. Wir wollen nicht säumen. Je verborgener unser Wirken ist, desto gesegneter ist es, und je weniger das Geschrei auf den Gassen der Presse und Vereine sich hören läßt, desto mehr nützen wir.

Die Geistlichen sollen wieder aus Gehorsamsübung zum Gehorsam erziehen. Die Erziehung ist zum Kultus, zur Ver-

götterung des Individuums herabgesunken. Vor lauter Scheu, die Kindesseele zu beeinflussen, den stillen Werdegang des Naturells mit unguter Hand zu stören, vergißt der Lehrer die wilden Schößlinge abzutun und hält für Edelgewächs, was Unkraut ist, für Originalität, was ungebrochener Eigenwille. Wir wollen zum Gehorsam erziehen, uns selbst als ungeschriebenes Gesetz und unseren in Gott geheiligten Willen als klare Norm aufstellen, dem wehleidigen Humanitarismus absagen, der die Strafe als Kränkung der Ehre auffaßt, die doch erst erkämpft werden will. Dem Drange, über die gewiesenen Grenzen hinauszukommen, dem Fluche der Halbbildung, die mit fertigen Ergebnissen nicht haushalten, sondern prahlen will, gilt es zu steuern. Lieber etwas Ganzes in kleinem Bereich und Echtheit in der Unscheinbarkeit als fluchwürdige Halbheit, die über alles hingleitet und nichts leistet, Arbeit und Vielgeschäftigkeit, Wortfertigkeit und Worttreue, Manneswürde und Renommisterei verwechselt. Man halte hoch von jeder ehrlichen Arbeit und ehre jeden ernstlichen Willen. Totus in tuis: ein goldenes Wort!

Die Demut wehrt der tändelnden Genußsucht, die dort von einer Aufgabe nascht und hier um eine Pflicht herumflattert, die leichteste wählt und die geringste nicht erfüllt. Es ist Sinnlichkeit des Augenblicks, aus der dann Genußsucht, Gewinnsucht, die dulcedo inertiae, das süße Nichtstun erwächst, das von Begierde zum Genuß treibt und beim Genuß vor Begierde verschmachtet.

Ach, daß unser Volk von dem Verkauf seiner selbst an das Flüchtige und Nichtige sich los machte und wieder rein würde! Corrumpere et corrumpi apud eos non saeculum est, hieß es vor Jahrtausenden. Daß es die Kraft wiedergewönne, sich zu versagen, was wider die Seele streitet, und von sich fern zu halten, was süß eingeht und bitter gebüßt wird. Sittenpolizei — ein furchtbares Wort, aber Keuschheit von innen heraus die kraftvollste Tat des Patriotismus! Unsere Wehrkraftvereine und Pfadfinder und Wandervogel,

bei denen hoher Ernst in dem oft allzu hoch gewerteten Spiel wohnen soll, müssen zur Reinheit der Einbildungskraft erzogen werden, die ihren hehren Namen so bald verliert, als sie an schlechten Bildern sich schwächt. In den studentischen, den militärischen Kreisen müsse die Zote und die Untat gebrandmarkt werden: das ist nicht frömmelnder Puritanismus, sondern heiliger Mannesmut. —

Nun läuten die Glocken so oft und gerne! Auf den Gassen singen sie: „Nun danket alle Gott", und in den Wirtshäusern erschallt: „Ein' feste Burg!" Der evangelische Choral geht seinen Siegesgang durch die Welt, die vielversprochene und -geschmähte „Memorie religiöser Stoffe" kommt zu verdienten Ehren. Jetzt dankt und preist, lobsingt und lobsagt man. Aber wie nichts schneller trocknet als die Träne, so wird nichts leichter vergessen als Gottes Gutat. Ein Dankgottesdienst nach vollbrachtem Sieg, ein offizieller Kirchgang und die entsprechende Prunkrede zu ihm, dann ist alles wieder vergessen. So fürchten wir. Aber dem Undankbaren und Gedankenlosen fehlt das Herz, das wahre Mitleid mit all den Opfern und Nöten, die auch für ihn erbracht und erlitten wurden. Da kommen dann die schmalen, kargen Invalidensolde, die mageren Bissen, die Unzufriedenheit erwecken müssen, die glänzenden Tiraden, die niemanden sättigen, die Fülle von Gedichten und Hymnen, von Lorbeerkränzen und Blumengebinden, die wie Hohn auf die Not sich geben. Wenn aber der Dank gegen Gott vorhalten wollte, würde man nicht nur der teuren Toten gedenken, über deren Gräbern wie dort auf dem großen Totenfelde das meliorem patriam quaerunt leuchtet, sondern auch der Lebenden in wahrer Fürsorge und warmer Liebe sich annehmen. Ausdau der sozialen Fürsorge! Wieviel ist dafür und dagegen gesprochen worden! Der rechte Dank kennt auch die rechte Mitte, daß die Bedachten nicht im bequemen Zuwarten sich Wohltaten gefallen lassen, noch in fruchtloser Gelassenheit der geringsten verlustig gehen. Wo Treue und Arbeit den An-

spruch zu Recht erheben, da greife man zu, ehe die Verbitterung wiederkehrt, die doch nicht nur die Folge maßloser Ansprüche war, sondern aus Versäumnis berechtigter entstanden ist.

Der Dank gegen Gott schafft die größte Kraft, die einem Volk zu eigen werden und es in Lebensfähigkeit erhalten kann, das Heimweh. Savonarola vergleicht einmal Prediger, die begeistern, aber nicht begeisten, den Sängern und Pfeifern in Jairi Hause, welche Getöse machen, um Tränen zu erwecken, aber die Tote nicht aufwecken können. Unsere Predigt erwecke das Heimweh, das von der Diesseitigkeit frei macht, in deren Dienst man unnütz sich verzehrt. Unsere Predigt dringe auf rechten Geschichtssinn, wie Luther in der 55. These rät, das Evangelium mit hundert Glocken zu ehren und zu preisen, auf einen Geschichtssinn, dem non faciendum, sed factum valet. Auf Grund dessen, was Gott in starkem Einschlag in unseres Volkes Geschichte eingewoben hat, auf Grund der unvergänglichen Großtat der Reformation, deren Erkenntnis noch in den Anfängen liegt, verlangt die Seele nach dem Born und Urquell alles Geschehens, um an diesem Augenblick wahrhaft satt zu werden.

Über dem Wechsel und Wandel der Dinge, über dem Zöllnergebet: „Von fremden Sünden reinige mich, o Herr", und der Pilgerbitte: „Laß mich dein Antlitz sehen, daß ich genese", vergeht die Zeit nicht nur unseres Lebens. Geschichtslosigkeit eines Lebens, eines Volkes ist irdischer Tod und des ewigen Wider- und Vorspiel, Geschichte kann die Pforte zur Heimat, die Brücke vom Werden zum Gewordensein bilden. Gott schenke als seligste Frucht des Krieges, dessen tapfere Waffentaten nicht nur Bewunderung erregen, sondern zur weltgeschichtlichen Bedeutung sich erheben, weil „sie den großen Interessen des Menschengeschlechts entsprechen" (Treitschke), als wahren Ertrag sittenstrenger Kämpfe die heiligende Heimatsliebe, die aus der Sichtbarkeit

im Glauben sich erhebt, um an das Schauen des Unsichtbaren sich zu gewöhnen.

Recht muß doch Recht bleiben. Zu den ewigen, allgültigen Rechtssätzen Gottes kehrt auch der Wahrspruch der Weltgeschichte, damit sie Weltgericht werde, zurück. Dem sollen dann alle frommen Herzen zufallen.

Lange genug haben wir auf den Beifall der Fremde gelauscht. Wenn ein französischer Feuilletonist und ein englischer Globetrotter mit einigen günstigen Bemerkungen uns beehrten, waren wir hochbeglückt und wußten uns vor Freude nicht zu lassen. Das Lakaientum hing uns von alten Zeiten an, und das Verlangen, gelobt zu werden, war dem, geliebt zu sein, fast gleich. Gott hat uns wohl endgültig von dieser Ausländerei frei machen wollen, wenn er in solch heiliger Ironie unserer Freunde Antlitz enthüllt hat.

Aber die Getreuen und Frommen aller Völker will er in dem Einen, was nottut, verbinden und zu dem Einen, was aussteht, bereiten, in der Gemeinschaft von Heiligen zum ewig streitlosen und doch an Gegensätzen reichen ewigen Leben.

Die Religion in Kriegszeiten

Von Prof. D. Grützmacher, Erlangen

In der gegenwärtigen Kriegszeit verändert vieles seinen Wert. Geld und Gut sinkt oft um die Hälfte seines Preises, natürliche Kraft und Gesundheit werden doppelt geschätzt. Heer und Flotte stehen ganz im Vordergrunde, Kunst und Wissenschaft müssen bescheiden zurücktreten. Die Religion erscheint wieder als eine der Großmächte gegenüber allen rein diesseitigen Gütern. Aber auch sie bleibt nicht ohne Veränderung. Es fällt in der Religion nicht nur mancher rein dekorative, ästhetische Schmuck dahin, der ihrem Wesen stets fremd war, nein, auch innerhalb ihrer konstitutiven Elemente findet insofern eine Verschiebung statt, als die einen sich mit einer gewissen Einseitigkeit vor die anderen drängen und fast ausschließlich in das Gesichtsfeld rücken. An einigen charakteristischen Beispielen möge dieser Prozeß veranschaulicht werden.

Gott und die Seele — so hieß eine bisher besonders beliebte Tageslosung. Das Ewige in seiner Beziehung auf das Individuelle sollte den Kern der Religion ausmachen. Gewiß hat gerade auch in den Tagen des Krieges mancher Einzelne seinen Gott ganz persönlich wiedergefunden, und viele Gebete stellen gerade diesen oder jenen nahestehenden Menschen unter die besondere Obhut des himmlischen Vaters. Aber das eigentliche irdische Korrelat zu dem Walten der überweltlichen Macht ist jetzt die Nation, ja die Welt. Gott und das Volk — lautet die Parole unserer Zeit. Wir wollen, daß sich unser ganzes Volk vor Gott beuge in allen

Ständen und Schichten; Volksbuß- und Bettage durch alle deutschen Staaten und Provinzen hindurch gaben diesem Verlangen sichtbaren Ausdruck. Wir begehren von Gott Vergebung nationaler Sünden und Hilfe und Errettung in der uns allen gleichen vaterländischen Not. Das Reich soll durch seinen starken Arm erhalten werden. Ja in dem Maße beziehen wir Gottes Geben auf das Ganze, daß es ein Versagen gegenüber den Einzelnen einschließen kann. Wie relativ gleichgültig erscheint es, ob jetzt die Schmerzen einer einzelnen Seele gelindert werden, wenn nur der Geist des deutschen Volkes seinen Leib und seine natürliche Basis im Vaterlande und seinem Staatengefüge nicht einbüßt. Darum verstehen wir jetzt das Alte Testament so gut, weil Gott und ein Volk hier in unauflöslicher Beziehung zueinander stehen. Das soziale Element in der Religion schlägt vor, und das individuelle tritt zurück.

Dementsprechend erscheint auch als Schauplatz der göttlichen Offenbarung nicht in erster Linie das innere Leben des Menschen, sondern die geschichtliche Bewegung des Völkerlebens. Die Geschichte mit ihrem konkreten Tatsachengefüge bietet den Spielraum für das göttliche Walten und seine Wahrnehmung. Jene Einkapselung des Göttlichen in das Unsichtbare und die damit Hand in Hand gehende Auslieferung der sichtbaren und greifbaren Geschehnisse an rein innerweltlichen Faktoren hört auf. Nein, Gott wirkt auch, er wirkt sogar vornehmlich in unseren Tagen in den Zusammenstößen der Völker, in der daraus erwachsenden Neuregelung der Weltkarte. Jahwe Zebaoth erscheint wieder auf dem Plane, der wie den himmlischen, so auch den irdischen Heerscharen vorangeht und durch sie die Weltgeschichte gestaltet. Auch das stetige Wirken Gottes in der Natur weicht seinem neuschöpferischen Wirken in der Geschichte. Nur eine Religion und eine Theologie, welcher die Geschichte das vornehmlichste Transparent für den Widerschein des göttlichen Wesens und Wirkens ist, erfüllt jetzt

ihre Aufgabe. Die Heilsgeschichte empfängt wie im Alten Testament und in den eschatologischen Erwartungen des Neuen Testaments ihren weltgeschichtlichen Rahmen.

Der Gott, der in diesen geschichtlichen Ereignissen wirksam wird, ist der heilige und gerechte Gott. Über die blutigen Schlachtfelder schreitet Gott, wie der Prophet ihn schaute: „Wer ist der, so von Edom kommt, mit rötlichem Kleidern von Bozra? Der so geschmückt ist in seinen Kleidern und einhertritt in seiner großen Kraft? Ich bin es, der Gerechtigkeit lehret und ein Meister bin zu helfen. Warum ist denn dein Gewand so rotfarb und dein Kleid wie eines Keltertreters? Ich trete die Kelter allein und ist niemand unter den Völkern mit mir. Ich habe sie gekeltert in meinem Zorn und zertreten in meinem Grimm" (Jes. 63, 1 ff.). Wer in Gott nur hingebende Liebe, verzeihende Milde zu sehen gewohnt ist, wird diesen Gott in den Schlachten nicht schauen und sie seinem Wirken entnehmen müssen. Wer aber weiß, daß Gott auch der Gerechte ist, der Sünder durch Sünder straft, der Heilige, der rückhaltlos die Menschen ihre Ohnmacht und die Verkehrten ihre Torheit erfahren läßt, der spürt Gottes Odem auch in Kämpfen und Siegen. Gottes Zorn hört auf, ein „heimatloses Theologumenon" zu sein, und wird zu einer furchtbaren inner- und übergeschichtlichen Realität. Entschwindet uns auch der Gott der Liebe nicht, der die Verwundeten heilen und pflegen lehrt, — der Gott der Gerechtigkeit und der Heiligkeit, der Gott des Zornes ist es, der uns vornehmlich im Kriege begegnet und vor dem wir uns als unserem Gott beugen.

Ohne dieses Gottes Willen fließt das Blut der Kämpfer nicht, und gerade dieses Blut hat befreiende Wirkung. „Denn des Leibes Leben ist im Blut, und ich habe es euch zum Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnt werden. Denn das Blut ist die Versöhnung für das Leben" (3. Mos.

17, 11). Kluge Geister haben sich immer wieder die Köpfe zerbrochen, warum dem Blut eine lösende, rettende Wirkung zukommt, und sie haben den Glauben daran nur aus urzeitlichem Aberglauben der Menschheit zu erklären versucht. Nun aber zeigt es sich wieder als Realität, daß nur Blutes- und Lebenshingabe die große Spannung löst und die Errettung bringt, nicht Kunst der Diplomaten, nicht Friedensbemühungen der verschiedensten Kreise. Kein anderer Weg führt zum Ziele. Sollte er nicht von unserem Gott gebahnt sein, oder dürfen, ja müssen wir nicht sagen, daß dieses Blut unser Gott zum Altar gegeben hat, um in seiner Vergießung den ganzen Ernst seiner Heiligkeit wie den vollen Willen zur Errettung zu bekunden.

Freilich, es will uns nicht nur bitter ankommen, daß allein durch diese blutigen Opfer unser Volk gerettet werden soll, wir schämen uns, daß wir leben und sicher wohnen sollen, während andere verwundet und erschlagen werden. Und so gewiß wir auch unsere Geringwertigkeit uns nicht stark genug zum Bewußtsein bringen können, soll uns doch auch wieder eins der großen Reichsgesetze in der Geschichtsleitung unseres Gottes von neuem gewiß werden, das der Stellvertretung. Gott wählt immer wieder Menschen aus, die an Stelle anderer das leisten, was allen zugute kommt. Und diese dürfen es annehmen, wenn sie nicht vergessen, wie ihr ganzes Leben von Gott und anderer Leistung abhängig ist. Wir zehren von fremden Opfern. Und gerade diese Erkenntnis befreit von krankhaftem Individualismus und schließt zu einer Gemeinschaft zusammen, wo alle für einen und einer für alle stehen. Das stellvertretende blutige Opfer unseres Herrn und Heilandes wird uns fürder nicht mehr als eine geschichtslose Spekulation erscheinen können. Die Erlebnisse unserer Tage zeigen als Realität, wie stellvertretend vergossenes Blut die Brüder errettet. Und dennoch bliebe ein Stachel in uns zurück, wenn nur wir und nicht auch diese Brüder die Früchte ihres Sieges durch Gottes Gnade ge-

nießen sollten. Junges Leben geht so reichlich dahin, viele der Besten enden im ersten Morgenrot; die irdische Mittagshöhe wird nicht erreicht. Die Taten, zu denen Gott Kraft und Anlage schenkte, werden nicht getan auf dieser Erde. Eine rein diesseitige Religion hebt uns über diese Tatbestände nicht hinaus. Nur ein Jenseitsglaube, der die Völker leben läßt, nur das Vertrauen zu einem Gott, der auch dem Meere einmal befehlen wird, seine Toten herauszugeben, wird dieser Erscheinungen Herr. Er sieht aber nicht nur die einzelnen fortleben, sondern eine ungezählte Schar, die aus vielen Schlachten gekommen, in ein Reich ewigen Friedens eingeht. —

Kriegszeiten stellen andere Anforderungen auch an die christliche Religion wie die Tage des Friedens. Wir sind reich genug, um ihnen entsprechen zu können. Es gilt nur die Elemente der biblischen Religion in den Vordergrund zu rücken, die jetzt besonders erlebbar sind und erlebt werden sollen.

Idealismus oder Christentum?*)

Prof. D. Dunkmann, Greifswald

Wenn es mir vergönnt gewesen wäre, das unter dem obigen Titel unmittelbar vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges erschienene Buch einige Wochen später zu veröffentlichen, dann hätte gewiß nicht ein Kapitel darin gefehlt mit der Überschrift: „Der Krieg ein Erzieher zum Christentum." Nun mag es auf diesem Wege nachgeholt werden, zumal es der Wunsch des Herausgebers dieses Buches ist, daß ich mich vom Standpunkt jenes Büchleins hier darüber äußere.

1.

Der Krieg ein Erzieher zum Christentum? Kann man das angesichts der tiefgehenden Bewegung, die das ganze Volk ergreift, in allen Parteien und in allen ihren verschiedenen Stellungen zur Religion, zum Evangelium, wirklich sagen? Es scheint vielmehr, daß jetzt etwas vorgeht, das sie alle eint und verbindet, das die besondere Eigentümlichkeit des Christentums, die immer nur einem kleinen Kreise zugute kommt, außer acht läßt. Das aber, was alle Richtungen und Weltanschauungen eint, was alle erstreben und erstreben müssen, ist das Ideal. Ohne Ideale kann kein Mensch leben, geschweige ein Volk. Und so erscheint als die gewaltige Wirkung des Krieges unmittelbar in die Augen springend der Idealismus.

*) Idealismus oder Christentum? Die Entscheidungsfrage der Gegenwart. Leipzig 1914, Deichert.

So steht es denn auch in allen Kundgebungen der Öffentlichkeit, in Betrachtungen und in Gedichten zu lesen, daß dieser Krieg schlummernde Ideale wachgerufen habe, daß er die innersten Tiefen geistigen Lebens aufgerüttelt und das Volk vor die Entscheidung gestellt habe, für seine Existenz, für seine höchsten gemeinsamen Güter alles zu opfern, um diese zu erhalten. Ganz besonders ist es der Opfergedanke; der mit elementarer Macht die Herzen ergreift, der jedem einzelnen nahe kommt als eine ebenso harte wie erhebende Notwendigkeit. Das Individuum gilt nichts mehr, sein Begehren und seine Ansprüche, die sonst die Luft verpesteten, sind verjagt, wie der Sturm die faulen Dünste vertreibt, die sich über Sümpfen sammeln. Aber das Opfer ist nun die Losung, das Opfer des Lebens, das unsere Offiziere und Soldaten bringen; das Opfer der Liebe, das trauernde Eltern, verlassene Bräute, kinderreiche Mütter bringen; das Opfer wirtschaftlichen Druckes, das auf allen lastet. Und niemand murrt, jeder kommt mit seiner Gabe willig daher und bringt sie auf den Altar des Vaterlandes. Manch stille Träne wird geweint, aber viel mehr im Verborgenen; das gewaschene Angesicht, das gesalbte Haupt ist auch eine so wunderbare Selbstverständlichkeit dieses durch den Krieg aufgerüttelten einmütigen Volkes.

In dem Opfergedanken gipfelt aber der Idealismus. Denn kein größeres Ideal als das Opfer, als die Hingebung, als die Liebe! Die Bibel sagt ja auch, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist, damit drückt auch sie in ihrer Weise dasselbe aus; denn was wir Ideal nennen, das nennt die Bibel Gesetz Gottes. Und alles Gesetz widersteht der Selbstsucht, dem Eigennutz, der Eitelkeit und hoffärtigem Wesen. Dagegen ist alles Gute, Wahre und Schöne in Moral und Religion, in Kunst und Wissenschaft, kurz alles, was eine Gemeinschaft menschlichen Lebens erhebt und fördert, was sie nicht zerreißt und trübt, es ist Gottes Wille und Gebot.

Aber wir wollen dennoch lieber bei dem Ausdruck: Ideal und Idealismus bleiben, denn er hat doch seinen besonderen Klang für unser Ohr gegenüber dem härteren Ton des göttlichen Gesetzes. Es liegt in dem so echt klassisch-humanistischen Worte eine gewisse innere Zustimmung eingeschlossen, die mit Selbstgefühl und sittlichem Selbstbewußtsein verbunden ist. Wer kann das Wort Idealismus auch nur in den Mund nehmen, ohne sich freudig zu ihm zu bekennen? Wer kann irgend ein Ideal schildern, ohne es zu seinem Lebens- und Sterbeziel zu machen? Es hat soviel weicheren, erhebenderen Klang, als das Wort: Gesetz. Hier steht ein fremder Wille vor uns, der uns unaufhörlich mahnt und treibt und erinnert, daß wir das gar nicht wollen, was wir scheinbar zu wollen vortäuschen. Ja, hier steht das Gesetz eigentlich im scharfen Gegensatz zum Idealismus, weil dieses so leicht mit Selbstgerechtigkeit und Selbsttäuschung verknüpft ist.

Idealisten kann man die Pharisäer des Neuen Testaments nennen, „Idealisten" die Gegner des Paulus auf dem Areopag in Athen, wie die modernen Kulturenthusiasten, die geringschätzig auf das Christentum herabsehen. Idealisten sind dann auch die, welche in ihren ästhetischen Idealen ihren Lebenstrost und Lebensgehalt suchen. Sicher sind es keine „Gesetzesmenschen" in dem Sinne, daß sie sich das Leben schwer machen in Selbstkasteiung und Selbsterniedrigung, daß sie unter der Last des ungöttlichen Fleisches seufzen. O nein, ihr Ideal mag „zwar niemals hier sein", aber es ist dennoch ein gegenwärtiges Ziehen und Locken in der Seele nach immer höheren, reineren Sphären. Sicher brauchen es nicht immer bewußte Heuchler zu sein, die gegen ihr Gewissen lügen; auch die Pharisäer des Neuen Testaments waren wohl zumeist überzeugt, wie die Juden heute noch, von dem Dasein des guten Willens in ihnen und und von der Gerechtigkeit vor Gott, die der gute Wille der Hingebung als Lohn davonträgt. Aber es bleibt doch ein tiefgehender Unterschied zwischen dem „Idealismus" und seinem älteren und herberen Bruder aus dem

Alten Testament. Dort weicher, aber oberflächlicher Boden des Humanismus, des „natürlichen" Menschen; hier harter, festgetretener „Weg" (Matth. 13, 3—5).

Ist solcher Idealismus nun am Ende nicht eine wirklich „ideale" Lebensanschauung, eine brauchbare dazu? Gerade gegenüber dem härteren und ernsteren Bruder der Gesetzlichkeit scheint er beides miteinander zu verbinden, weicheren Sinn, heiteren Optimismus und sittliches Streben. Allein wir haben dennoch auch diesem Idealismus als Christen stets entgegengehalten, daß er nicht ausreicht. Vor allem meinten wir, daß er die Sünde in ihrer ganzen Macht und Tiefe nicht versteht, und daß er sie darum auch nicht zu bekämpfen vermag, so sehr er es auch beabsichtigt. Dieser Idealismus kennt das Pauluswort nicht: „Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnet nichts Gutes; Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht." Darum konnten wir in den Tagen, die hinter uns liegen, hinweisen auf eine furchtbare Kette sündigen Verderbens, zügellosen Begehrens, tierischer Lust, Frondienst der Eitelkeit, Auflösung der Familie, der Volksgemeinschaft. Das gab der biblischen Predigt doch ihr gewaltiges düsteres Relief, und es wurde allen Volksfreunden klar und immer klarer, daß es doch nichts sei mit dem bloßen Appell an den Idealismus, nichts mit der ziehenden Kraft der Ideale. Stärker als dies Ziehen erschien doch das Herabreißen finsterer Mächte nach unten hin. Wieviel kleiner die gepriesne Zahl der Männer, die auf den Höhen solcher Ideale wandelten, als die Zahl derer, die das Riesengrab des Mammonismus, der Sinnenlust verschlang!

Da kam uns dieser Krieg! Und wir erlebten etwas ganz Wunderbares mit unserem Volke! Was erlebten wir denn? Alle Kanzeln erschallten davon wider, und alle Tagesblätter wie Zeitbetrachtungen sind erfüllt davon. „Das Volk stand auf, und der Sturm brach los." Es stand aber geistig ab, und der Sturm war ein Sturm, der durch das Gewissen brauste. Das deutsche Volk erstand in der vollen, unerhörten

Kraft seiner alten sittlichen Ideale! „Gold gab es für Eisen." Opfer brachte es, wie kaum jemals ein Volk geopfert hat in seinen schwersten Zeiten. „Wir entsagen willig allen Eitelkeiten, da liegt unser Wille, Seele, Leib und Leben, dir zum Eigentum ergeben" — so spricht das ganze Volk einmütig, spricht so — aber nicht zu Gott —, sondern zum Vaterland, zu seinem Kaiser, zu sich selbst. Alle Parteien, alle „Richtungen", Konfessionen, Weltanschauungen sind von dem Einen Willen und Streben beseelt. Und wie vom Lichte eines mächtigen Scheinwerfers beleuchtet, erscheint dies Volk nun in seiner wahren sittlichen Schöne und Stärke; dies deutsche Volk, einzig groß in seiner Heimatliebe, seinem Opfergeist, seinem tiefen Gemeinsinn.

Aber nun schallt es uns auch entgegen: „Seht ihr's nun wohl? Das Volk ist sittlich nicht so korrumpiert, nicht so schlecht, als es oft genug gerade in christlichen Blättern gemacht wurde. Der Idealismus hat das Wort, und in ihm sind alle Weltanschauungen von Monismus und Atheismus bis zum Christentum hinauf alle eins. Ideale muß es geben, gibt es auch; sie sind das Höchste, sie bieten uns den schönsten Lebensgehalt. Und wenn wir diese Ideale haben, was fehlt uns noch?"

Was sollen wir darauf antworten? Sollen wir weiter „Buße" predigen in dem Sinne, daß wir sagen: das alles ist Schein und nicht Wahrheit? Es kann Gott nicht gefallen, alles, was wir jetzt opfern, hingeben — es muß doch erst die Selbstzerknirschung dazu kommen, die auch jetzt noch sich selbst wegwirft in dem Bekenntnis der sündigen Verderbtheit? Sollen wir nicht vielmehr uns jetzt gerade auch überzeugen lassen von der unvergleichlichen Kraft und Wahrheit dieser ein ganzes Volk durchströmenden opferfreudigen Gesinnung? Ich meine, dem können wir nicht uns entziehen. Es ist und bleibt ein wundersam Hohes und Ergreifendes um dies Schauspiel, das wir erleben inmitten unseres geliebten Volkes.

Also hätte nun doch der Idealismus das letzte Wort? Und wo bleibt das Christentum? Mich dünkt von hier aus die Frage anfassen, heißt den innersten Lebensnerv des Christentums bloßlegen, heißt zugleich jedem Einzelnen die ernsteste und schwerste Probe anheimgeben, ob er jetzt gerade vermag, das Evangelium der Mitwelt überzeugend ans Herz zu legen. Wenn wir jetzt versagen, dann haben wir sicherlich für immer versagt. In Friedenszeiten drohte unsere Kirche allen Zusammenhang mit dem Volke zu verlieren. Der Riß wurde ja immer ärger, der Graben immer breiter und garstiger. Nun aber muß es sich doch zeigen, ob wir im Namen unseres Herrn und Meisters eine Mission an unserem Volke zu erfüllen haben. Aber ehe wir das vermögen, legt uns der Herr selbst die ganze große Schwierigkeit aufs Herz, führt uns in die Stille mit der Frage: Hast du mich lieb? lieber als die anderen haben? Als die anderen! Damit meint er das Volk, das in seinem Opfergeist auch Liebe von oben bezeugt, das sich als von Gott ergriffen erweist! Denn sicherlich ist es ein göttlicher Geist und nicht ein Geist aus dem Abgrund, der unser Volk aufstehen hieß.

Und mag die Frage noch so schwer sein, die Antwort steht offenbar schon im voraus fest. Denn warum strömt das deutsche Volk in diesen Tagen in die Kirchen? Es *hat offenbar an seinem Idealismus nicht genug*! Es will mehr, als seine Ideale erheben, wie im Felde die Banner erhoben werden. Das kann man ja auch ohne Religion. Idealismus kann man tatsächlich haben ohne einen Hauch von Religion und Gottesfurcht. Darin tritt ja nun der Gegensatz von Idealismus und Religion zutage, der sich dem Christentum gegenüber besonders vertieft, so daß das Christentum von der Vertretern des Idealismus oft genug „mit julianischem Haß" verfolgt wird. Dennoch, das deutsche Volk hat nicht genug an seinem Idealismus; es begnügt sich nicht mit seinem Opfersinn und Heldenmut. Es kommt in die verlassenen Gotteshäuser zurück, wie der verlorene Sohn in das

Vaterhaus. Es dürstet nach mehr als nach seinen eigenen Idealen, nach mehr als nach dem Taterweis seiner Selbsthingebung, nach mehr als nach bloßer Anfeuerung zu immer neuen Opfern. Es will Religion haben, christliche Religion. Können wir sie ihm bieten und in welcher Form?

Idealismus o d e r Christentum — das ist die entscheidende Frage der Gegenwart, und der Gegenwart dieses Krieges am allermeisten!

2.

Das erste ist, daß wir für die Gegenwart den Weg finden zum alten Evangelium, dessen Herzpunkt ist die Vergebung der Sünden durch den Einen, der gerecht ist. Dieser Krieg, der den Idealismus in unerhörter Gestalt aufleben läßt, soll und muß uns doch ein Erzieher werden zu dem alle Ideale überbietenden Schatz des Glaubens, nicht ein Erzieher aber zu den Idealen unserer Werke, unserer Liebe, unserer Opfer, unserer Hingebung.

Aber wie kann er das? Wir haben schon darauf hingewiesen, daß es doch ausgeschlossen ist, wenn wir etwa die Reinheit und Größe dieses idealen Willens in Frage ziehen wollten. Nein, diese Begeisterung, die alle erglühen macht, ist eine reine heilige Flamme, die zugleich die Herzen läutert; und wenn auch mancher Seufzer dabei laut wird, an der sittlichen Größe der Vaterlandsliebe darf doch nimmer gezweifelt werden. Der unerschrockene Kämpfer auf dem Schlachtfelde, der sein Leben aushaucht, die daheimgebliebene Gattin und Mutter, die es standhaft trägt — das sind Erscheinungen, die wir nicht erst in den Staub zu ziehen brauchen, um von da aus den Weg zum Evangelium zu finden.

Wie aber kommen wir denn dorthin? Denn es ist und bleibt in alle Ewigkeit zu diesem Evangelium doch nur dieser eine Weg, der durch das enge Tor hindurchgeht, der Weg des Bekenntnisses der eigenen sittlichen Ohnmacht, der Weg der Buße.

Und doch, was dem Theoretiker so schwer fällt zu sehen, das unmittelbar fühlende Gewissen hat den Weg längst gefunden. Das, was die Menge in die Gotteshäuser treibt, dasselbe ist es, was wir nur aufzusuchen und zu beschreiben nötig haben, um den Weg zu dem alten Gott offen vor uns zu sehen. Besinnen wir uns doch auf die allereinfachsten Wahrheiten dieses Krieges! Was ruft er uns zu, was ist seine Rede an uns? Zwei Stücke, meine ich, sind es vor allen anderen. Erstens, daß es ein Krieg ist, der unsere Existenz in der Wurzel erschüttert! Unsere gemeinschaftliche, unsere Volksexistenz! Nicht diejenige des Einzelnen unter uns, sondern die unserer Gemeinschaft. Unser Volkstum und unsere Kultur, unser Staatsleben und Erwerbsleben, unsere Kirche und unsere Familien, auch unsere Freundschaften und sonstigen Gestaltungen des gemeinschaftlichen Lebens! In allen diesen Formen und Gestaltungen der Gemeinschaft erfahren wir etwas ganz anderes, etwas völlig Verschiedenartiges von dem, was der Einzelne an Genüssen und Begehrungen für sich errafft. Es kann für uns nichts Höheres geben als jene gemeinschaftlichen Güter; sie sind nicht bloß die relativ höheren gegenüber den selbstischen, sie sind die absolut höchsten, sie sind die „göttlichen" Gaben. Und um diese geht der Krieg! Diese bringt er uns plötzlich zum Bewußtsein. Diese erstehen plötzlich vor uns in ihrem einzigartigen Glanz! Aller alter Glanz erlischt, aller Plunder fällt ab. Das ist also die sittliche Wiedergeburt dieses Krieges.

Aber — und das ist das zweite — wie kommt diese Wiedergeburt zustande? Es handelt sich doch nur um eine Notwehr im ureigentlichsten Sinne. Wir haben den Krieg nicht gewollt, er ist uns aufgedrungen. Gottlob ist er das. Das ist unser gutes Gewissen, wie unser Kaiser gesagt hat: „In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen ziehen wir das Schwert." Darin aber nun liegt doch zugleich eine Demütigung für uns. Also die Wiedergeburt auch ist nicht unser Werk. Ganz im Gegenteil! Sie wird uns aufge-

zwungen durch eine Gewalt, der wir nicht entrinnen können. Erst durch diese furchtbare Zuchtrute muß es mit uns dahin kommen, daß wir uns besinnen auf unsere wahrhaft göttliche Grundlagen des Lebens. Freiwillig konnten wir das nicht. In Friedenszeiten lagen diese Goldadern verschüttet unter dem Staub selbstsüchtigen Begehrens. Ja, nun ist wohl der „Idealismus" da, aber wer hat ihn denn entzündet? Gott hat es getan und nicht wir selbst! Wir durften diesen Krieg gar nicht wollen, es wäre unser Gericht, wenn wir ihn gewissenlos provoziert hätten. Nun aber, wo Gott ihn uns auferlegt hat und wo diese allgemeine große Not uns zum Bewußtsein bringt, was wir zu verlieren haben—nicht bloß unseren Plunder und unsere Eitelkeit, sondern Haus und Herd, Weib und Kind, Vaterland und Freundschaft —, ja nun ist es doch nicht unser Verdienst oder unsere „gute" sittliche Art, die sich noch obendrein brüsten könnte mit ihrer Gerechtigkeit, ihrem Opfersinn! Das wäre ja ein schreiender Widerspruch. Die furchtbare Schwere des Krieges kündet an, wie teuer die sittliche Neugeburt erkauft wird; sie offenbart uns die Tiefe des völkischen Verderbens, das durch solche Opfer an Gut und Blut hindurch muß, um wieder zu gesunden. Kurz: der Krieg predigt Buße! Er ist ein Prediger des alten Evangeliums, nicht des Idealismus! Wir zweifeln gar nicht an der Reinheit und Größe dieses idealen Willens, der das Volk beseelt, aber wir meinen, dieses Erwachen kommt auf Gottes schöpferische, neu beseelende Gewalt, wie das Erwachen des Frühlings nach dem Winter. Sollte sich die Erde rühmen im Frühling: Ich bin doch unüberwindlich mit meinen Lebenskräften? Sollte sich der Mensch jetzt rühmen seiner Werke? Das Volk seines Opfergeistes? Es kommt über uns alle, es ergreift uns mit der Macht der Notwehr, wir müssen ja, und nun wollen wir auch, aber doch nicht freiwillig wollen wir, sondern wir wollen, weil wir wollen müssen. Warum denn haben wir nicht in Friedenstagen gewollt? Über Jerusalem sprach der Herr das Gerichtswort: Du hast

nicht gewollt — in den Tagen, da es dir gut ging und ich dich heimsuchte mit meiner Liebe! So haben die Propheten auch gerufen in dem Namen ihres Gottes, der sein Volk „je und je geliebt und zu sich gezogen hatte aus lauter Güte". Aber es wollte nicht. Dann kam das Gericht! Wie, wenn Gott uns auch diesem Gericht überlieferte? Dürften wir murren? Aber nun — welche Barmherzigkeit unseres Gottes, daß er diesen Krieg uns gesandt, der uns wachruft, der uns zurückruft! Wahrlich, hier heißt es: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre!"

Der Idealismus ist damit gebrochen, verurteilt. Ihn nimmt die tiefere Buße auf in ihren Lebensschoß. Wir gestehen uns, daß unser Weg in Friedenszeiten ein unabsehbarer Weg gewesen wäre; wir küssen die Rute, die uns aufgebunden wird. Wir freuen uns unter Zittern, wir danken unter Tränen. Wir sehen die Verlustlisten und wenden das Auge ab, aber dann aufwärts, zu dem Gott, der ein sündiges Volk heimgesucht hat, daß es sich bekehre und lebe und nicht sterben solle.

3.

Aber noch an einen zweiten Punkt wird der Idealismus völlig zuschanden. Das Volk, das die Kirche aufsucht, soll es uns deuten. Was sucht es außerdem, daß es sich demütig beugt vor dem Gott, der es richtet? Antwort: Es sucht Hilfe und Heil.

Der Idealismus ist etwas Schönes, Erhebendes, aber er bleibt immer hoffnungslos. Er hat keine Hilfe, denn allein in der eigenen Kraft. Als der erste Schrecken über uns kam angesichts der gewaltigen Zahl der Feinde, die von Ost und West und Nord über uns herfielen, wie einst über Israel von Ägypten und Babylon und ringsum von den kleineren Völkern, da fühlten wir es alle, daß „mit unserer Macht nichts getan sei". Wer gab uns Hoffnung, nur leise Hoffnung auf Sieg? An Idealismus fehlte es den Feinden auch nicht, am

wenigsten denen im Westen. Die vertrauten ihrer Rüstung und ihrem Willen. Sie vertrauten auch ihren Lügen und vertrauen bis zuletzt darauf. Noch während schon ihr Land in der Macht des Feindes gebunden liegt, täuscht die Regierung die Landeskinder mit leeren trügerischen und bewußt falschen Worten. Sollten wir es diesen gleich machen? Wir brauchen im Kriege unbedingt eins, das ist die Wahrheit. Dieser Krieg hat die Lüge in nie gesehener Schamlosigkeit auferstehen lassen, so daß wir entsetzt davor zurückschaudern. Aber wir fühlen zugleich, daß Völker, die so der Lüge anheimfallen, verloren sind. Wir müssen, wenn wir siegen wollen, die Wahrheit über alles stellen. Uns muß der Krieg jetzt offenbaren, auf wessen Seite die Wahrheit steht. Darum erhebt es uns auch, wenn unsere Regierungen uns immer die reine nackte Wahrheit vom Kriegsschauplatz melden, sei es auch herb und schwer. Aber viel lieber die bittere Wahrheit, als die süße Lüge.

Nun aber, wer gibt uns den unbedingten Willen zur Wahrheit, auch zur bitteren, die allererste Vorbedingung ist für den Sieg! Denn mit Lüge siegt man nicht. Wer aber macht uns so wahrhaftig, daß wir lieber unsere Niederlage zugeben und unseren Idealismus preisgeben, als die Wahrheit verletzen! Das ist klar, daß der Idealismus das nicht kann; er kann sich selbst nicht preisgeben. Darum schützt der Idealismus letzten Endes nicht vor Unwahrhaftigkeit; schon seine Ruhmredigkeit ist eine solche. *Allein die Religion* haucht Menschen und Völker den unbedingten Wahrheitswillen ein. Daran zeigt sich der innere Grund der Macht der Lüge an den Nachbarländern; es ist der Mangel an Religion — aber Idealismus ist genug da, übergenug!

Und weiter: wenn es so auf die Wahrheit allein ankommt und gar nicht auf Selbsttäuschung und Verblendung, auf Ruhmredigkeit und falschen Schein, dann entsteht nun die Frage, ob und von wem wir Hoffnung haben, daß der Krieg für uns ein gutes Ende nimmt? Diese Hoffnung kann uns der

Idealismus, der nur sich selbst vertraut und der eigenen Kraft, niemals geben. Vielmehr ist er eine stete Gefahr zur Selbstüberhebung, zur Geringschätzung der Stärke des Gegners, zur Verblendung überhaupt. Wir wissen es aber doch, daß eine jede Schlacht von unzähligen Umständen abhängt, die nicht in eines Menschen Hand liegen. Gewiß ist nach einem bekannten Wort des großen Königs Gott der Herr immer auf Seite der stärksten Bajonette und Kanonen; aber das Wort will doch nur dahin verstanden werden, daß Tüchtigkeit, Tapferkeit, Hingebung, Zucht gottgewirkte Dinge sind, die nicht aus der Selbstsucht stammen. Außerdem aber bedarf es immer noch anderer gottgewirkter Dinge, die Gott sich selbst vorbehalten hat. Menschliche und göttliche Wirkung geht wohl immer verborgen Hand in Hand. Das ist der „Concursus divinus", der göttliche „Mitlauf" mit dem menschlichen Laufen. Es liegt aber nimmer bloß am menschlichen Rennen und Laufen, sondern am Erbarmen Gottes. Nicht Menschen machen die Weltgeschichte, Gott macht sie durch Menschen, zumeist gegen sie. Also der Idealismus, der nur am menschlichen, wenn auch besten sittlichen Wollen sich aufrichtet, muß entweder sich selbst belügen, oder er muß hoffnungslos bleiben. Was in allen täglichen Lebenslagen erprobt werden kann, kann in Kriegszeiten besonders erprobt werden; ja, dann drängt es sich uns unmittelbar ans Gewissen und ans Herz. Wer nun noch einen Funken von jener inneren Wahrhaftigkeit besitzt, die allen Ruhm zunichte macht, der flieht mit dem „Volk" auch ins Gotteshaus und fleht und betet um den „Sieg unserer Waffen".

Ergreifend ist es uns mehrfach aus dem Munde unseres Heerführers, des Kaisers, vom fernen Kriegsschauplatz herübergeklungen, daß Gott der Herr Großes an uns getan hat! Daß wir ihm danken sollen auf den Knien, wie es einmal hieß. Ist das etwa nur eine fromme Betrachtungsweise? Und ist es nicht vielmehr der einfachste Ausdruck der Frömmigkeit selbst, die sich einmal nicht begnügt mit dem heroi-

schen Bewußtsein ihrer eigenen obschon allergrößten Tüchtigkeit?

Indessen entsteht nun doch die Frage, ob wir denn auch Gewißheit der göttlichen Hilfe haben können, ob Gott wirklich „mit uns" ist und nicht mit den Feinden, die sich zum Teil doch auch an ihn wenden und ihn anrufen.

Wie oft hat man auf ungläubiger Seite gerade über diesen Widerspruch in der Religion gespottet, der darin liegen soll, daß zwei feindliche Völker beide denselben Gott anrufen um Sieg! Bis in den Deutschen Reichstag hinein ist dieser Spott geklungen; wenigstens erinnern wir uns noch lebhaft daran, wie einst von sozialdemokratischer Seite höhnend darauf hingewiesen wurde aus Anlaß eines kaiserlichen Erlasses zur Fürbitte für deutsche Schiffe. Ob aber jetzt dieselben Spötter, wenn sie vor dem Feinde stehen im Kugelregen, auch noch den Mut haben zu ihrem Spott? Wir tragen es ihnen nicht nach, wir denken an das Wort Jesu: Sie wissen und wußten nicht, was sie tun. Wir freuen uns, daß der Krieg auch solchen Spott zunichte macht. Aber wie beantwortet sich denn diese Frage? Wie werden wir gewiß des göttlichen Beistandes wider unsere Feinde?

Die Antwort ist für den keinen Augenblick zweifelhaft, der nur erst für sich und seine Sache seines Gottes gewiß ist. Diese Gewißheit aber haben wir als Christen, haben sie durch den Glauben, nicht durch unsere Werke, durch unseren Idealismus, sondern allein in der Buße wird sie uns geschenkt. Dem Demütigen gibt Gott die Gnade der Gewißheit seines Beistandes, seines Schutzes. Der Glaube allein kann sprechen: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein! Aus dem Glauben an Jesus ist das Wort geboren, das unseren Truppen vorangeht, das auf dem Eisernen Kreuz eingraviert steht, das Wort, welches das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig schmückt: Gott mit uns! Ohne Jesus kein gnädiger Gott, keine Gewißheit der Hilfe Gottes. Das ist die hehre Größe der christlichen Religion, ihre Frucht, die sie uns

spendet, daß sie uns Gewißheit gibt, die keine andere Religion geben kann. Und warum kann es keine andere Religion? Weil jede andere Religion eine verkümmerte Religion ist, eine Religion, die nur halb Religion ist, zur anderen Hälfte aber Idealismus, Selbstgerechtigkeit, wie die Bibel es nennt, Werkdienst oder Selbsterlösung. Aber das Evangelium hat seine Eigenart daran, daß es nichts ist, als reine Religion, Gottesgewißheit, und also von jedem Idealismus, an den sich der natürliche Mensch immer klammert, weit entfernt.

Darum haben wir gute Zuversicht in Not und Verfolgung, in Krieg und Gefahr. Uns kann nichts scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist unserem Herrn. (Röm. 8, 28—39.)

4.

Doch auch damit ist's noch nicht genug. Noch ein letztes und vielleicht noch höheres Gut wird uns in diesem Krieg gegeben durch das Evangelium, ohne welches wir bei aller Hingabe und bei allem Opfersinn erschrecklich arm wären.

Ich richte jetzt die Blicke auf die Helden, die draußen verbluten für ihr Vaterland. Ich lenke sie auf die Angehörigen, die ferne von ihnen ihr Liebstes hingeben. Ist's nicht fast leichter für den Mann den Heldentod zu sterben, als für die Gattin, den geliebten Mann dahinzugeben? Den Mut zum Sterben haucht uns noch das Gesetz, das Ideal ein; Paulus selbst sagt: Um des Guten willen dürfte vielleicht jemand sterben (Römer 5, 7), aber den Mut zum Leben unter der Zuchtrute des Todes, den gibt uns kein Idealismus. Für den, der schon den Tod vor Augen hat, wird ein Zittern immer bleiben, mehr freilich für den, der an Gräbern steht. Der Idealismus mit einem Wort hat keinen Trost in sich. Hingebung, Opfersinn — alles herrlich und wunderschön. Aber: Tröstet, Tröstet mein Volk, spricht euer Gott! Es geht schon jetzt ein

Wehklagen durch das Land, wie einst, als Rahel ihre Kinder beweinte und wollte sich nicht trösten lassen. Das deutsche Volk lechzt jetzt nach den Tröstungen Gottes.

Aber die Weltanschauung, die man uns als Idealismus anpreist, gipfelt in einer bedingungslosen Forderung der Hingabe des Einzelnen, des Opfers für das Gemeinwohl, das Vaterland! Nur darum sterben jetzt Hunderttausende, weil es für sie keine Wahl mehr ist, weil das Vaterland gerufen hat. Oder sollen jene den Heldentod darum sterben, damit wir anderen in Ruhe und Sicherheit unseren täglichen Verrichtungen nachkommen können? Ist das der Preis, der ihnen für ihre Opfer gewährt wird, daß wir es so viel besser haben? Nimmermehr! Oder sollte es denn der Ruhm sein? Ach, für den Ruhm so viel und so harte Opfer zu bringen, das wäre erst recht unverständlich. So bleibt nur die einfache Pflicht, das unerbittliche Muß! Es bleibt das Gesetz. Und an diesem Punkt wird nun doch deutlich, daß aller menschliche Idealismus, alle Begeisterung und Hingebung doch schließlich nur unter dem gewaltig ernsten Zwang und Druck steht, über welchen uns nichts hinwegtäuscht.

Ist's aber nur das harte Soll, so hat es keine Verheißung für den, der es ausführt, auch wenn er es freudig vollendet. Er gibt sein Leben für die Pflicht hin, er stirbt den „Heldentod" fürs Vaterland. Aber was wird aus ihm? Was aus der Liebe, die er zurückließ in Gestalt untröstlicher Mitmenschen? Auf alle diese Fragen schweigt der Idealismus, schweigt das Gesetz. Der Opfergedanke kennt aber nur dies: Opfere dich. — —

Mag sich die Begeisterung in noch so mächtigen Wogen ergießen, wir brauchen mehr. Wir brauchen Nüchternheit und klaren Blick. Begeisterung allein für das Vaterland ist noch nicht das Höchste, Letzte, was wir nötig haben. Hier gilt doch das alte Johanneswort: „Das Gesetz ist durch Mose gegeben, die Gnade und Wahrheit sind durch Jesum Christum geworden."

Das Gesetz ist zwar heilig, recht und gut, und alle Ideale sind es, die es schützt, das Vaterland unter ihnen als höchster Inbegriff aller irdischen Güter. Dennoch bedürfen wir des Trostes, der darin besteht, daß unsere Hingabe und unsere Opfer bei aller Schwachheit nicht vergeblich ist, daß wir „leben", indem wir „sterben". Wer aber bringt unseren Helden draußen diese Botschaft, daß sie leben sollen? Wer tröstet die Trauernden damit, daß ihr Opfer Gott angenehm ist?

Wir glauben durch Jesus Christus, Bürger einer anderen, höheren Welt geworden zu sein. Das ist der Trost des Evangeliums. Wir glauben an jenen „unendlichen Wert" der Menschenseele, den wir nicht selbst uns anmaßen, aber den uns Gottes Gnade in Christo darbietet. Wir sind wertvoll gemacht, angenehm geworden „durch den Geliebten". Damit trösten wir uns über alles, was uns dies Leben an Not und Kummer bietet; damit trösten wir uns über die Schrecken des Krieges. Und solchen Trost sucht unser Volk in den früher so leeren Kirchen; möge es nicht vergeblich suchen!

Idealismus *oder* Christentum! Wir sehen, es ist die Entscheidungsfrage der Gegenwart! Sie ist es gerade jetzt durch den Krieg mit besonderer Deutlichkeit geworden. Wie das ganze Leben ein Erzieher zu Christus ist und sein will, so auch und so besonders der Krieg, den Gott in seiner Barmherzigkeit uns gegeben hat. Barmherzigkeit? Ja, es ist Erbarmen Gottes, auch wenn es durch Not und Tod hindurchgeht. Denn es führt hin zu Gott, und alles, was zu Gott hinführt, das ist Barmherzigkeit Gottes, die wir erst in der Ewigkeit voll ermessen und erfahren werden.

Der Krieg und die Buße

Von Prof. D. Bornhäuser, Marburg

Der Weltkrieg, in dem wir stehen, und die Buße: was haben sie miteinander zu tun? Sollen wir Deutsche Buße tun, weil dieser Krieg gekommen ist und wir an ihm mitschuldig sind? Über diese Frage ist schon erregt verhandelt worden. Sie findet ihre Antwort nur dann, wenn sich die letzte Ursache dieses Krieges deutlich sehen läßt. Dies ist der Fall. Nicht die schändliche Mordtat von Serajewo ist es. Der Krieg wäre gekommen, früher oder später, auch ohne diesen grauenvollen Anlaß. Die letzte Ursache dieses furchtbaren Weltbrandes ist die Tatsache des Deutschen Reiches und dessen machtvolle Entfaltung im Wettbewerb der Völker. Das Deutsche Reich ist aber eine Gabe Gottes an unser Volk. So haben wir es, wir deutschen Christen zumal, immer angesehen. Und daß wir in diesem Reiche unsere Gaben und Kräfte, die auch Gott uns gab, gebraucht haben, daß wir an der Kulturarbeit der Menschheit einen hervorragenden Anteil gewonnen haben, das ist nicht Unrecht, das war unsere Pflicht. Was wir wollten, war dies, und dies allein, daß wir uns der herrlichen Gottesgabe des geeinten Reiches ungestört freuen dürften, daß uns Raum vergönnt werde für unsere Arbeit und daß man uns nicht um deren Ertrag betrüge. Weil wir dies wollten, darum wollten wir ehrlich und immer den Frieden, der Kaiser voran, aber mit ihm sein *ganzes* Volk. Auch die, die laut und unermüdlich darauf drängten, daß wir unsere Rüstung zu Wasser und zu Lande mehrten, auch sie wollten nicht den Krieg, sie woll-

ten nur ein für den Kampf, der kommen mußte, wohlbereitetes Volk. Allem Lügen und Heucheln zum Trotze sagen wir es mit reinem Gewissen: wir wollten nicht den Krieg, wir wollten Frieden. Muß man denn immer wieder daran erinnern, daß gerade unser Kaiser es war, der vor Jahren Europas Völker zur Vereinigung aufrief und der immer wieder bis zur Grenze des Möglichen diese Vereinigung erstrebte? Mögen unsere Feinde doch nachlesen, was ihre besten Blätter über ihn und uns geschrieben haben, als er 25 Jahre unser Kaiser gewesen. Sie müssen schamrot werden, wenn sie damit vergleichen, was sie nun über ihn schreiben.

Haben nun aber dieser Krieg und die Buße für uns nichts miteinander zu tun, weil wir an ihm nicht schuld sind? Haben wir keinen Anlaß, Buße zu tun? Ach, nur zu viel! Das Deutsche Reich eine Gabe Gottes an uns, so sagten wir. Gaben verpflichten, und Gaben Gottes verpflichten doppelt. Sie verpflichten zunächst zum Danke. Haben wir es unserem Gott so gedankt, wie wir es hätten sollen, daß er uns das Reich gab? Gaben Gottes verpflichten zum rechten Gebrauch. Wagen wir es, zumal als Volk, zu sagen, daß wir das Gedeihen, das er uns gab, zu seiner Ehre nützten? Abkehr von ihm, dem lebendigen, heiligen Gott, Vergötterung der Güter dieser Welt und rastloses Jagen nach den Genüssen, die sie bieten: o daß sie uns fremd geblieben wären! Sie sind es nicht. Und die, die es wußten: so sollte und dürfte es nicht sein, haben sie mutig und treu genug Widerstand geleistet den Geistern, die unser Volk verdarben? Wer redlich ist, muß auf alle diese Fragen sagen: Nein. Wahrlich, wir haben Grund genug zur Buße, und wohl uns, wenn wir sie nicht sparen.

Von mächtigen Feinden rings bedroht, infolge eines Lügenfeldzuges ohnegleichen über die ganze Erde hin beargwöhnt und befeindet, sind wir ganz auf Gott gewiesen. Ist er für uns, wer mag wider uns sein! Wir haben aber kein

Recht, von ihm zu fordern, daß er für uns sei. Auch das gute Gewissen, das wir hinsichtlich der Ursache des Krieges haben, gibt uns dies Recht nicht. Wenn er sich helfend und rettend zu uns bekennt, dann ist es Gnade, nichts als Gnade. Und wir haben alle Hilfe demütig als Gnade hinzunehmen. Er ist der Herr, der tut, was er will, und auch, wenn er uns durch das Dunkel der Trübsal führen wollte, wenn es sein Wille wäre, uns zu zerbrechen, müßten wir ihn als unseren Gott ehren und hätten ihm nichts vorzuwerfen. Wohl mögen wir das Gefühl haben: Die Lüge kann nicht triumphieren, der kalte Krämersinn des Engländers, die eitle Rachegier des Franzosen und die grausame Barbarei des Russen, sie dürfen nicht das letzte Wort behalten. Wir haben recht damit. Die Lüge siegt nicht, noch das Unrecht, noch die grausame Gewalttat. Gott ist Sieger und richtet die Völker, aber er richtet sie, wann er will, und wenn er uns durch schwere Läuterungsgerichte hindurchführen wollte, könnten wir nicht sagen: Du tust uns Unrecht.

Das müssen wir zuerst lernen, damit wir vor dem Irren und vor dem Murren bewahrt bleiben: Gott demütig und bußfertig als den Herrn zu ehren, von dessen Gnade wir leben.

Und dieser Gott hat uns bisher wunderbar geholfen. Sieg hat er uns gegeben im Osten und Westen aus lauter Gnade und Güte. Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Es ist Gefahr, daß wir uns brüsten mit unserer Tapferkeit, mit unseren guten Waffen, mit unseren genialen Führern. Dank ihnen allen, die für uns kämpfen und siegen, bluten und sterben; aber nicht einen Augenblick werde vergessen: es ist der Herr, der uns hilft. Wir stehen jetzt nach dem beispiellosen Voranstürmen im Westen, nach dem wunderbaren Siege im Osten in Tagen des Wartens, die Wage schwankt in heißen Kämpfen auf und ab, da kann es für uns keine andere Haltung geben als die demütiger

Beugung und flehender Bitte: Herr, neige dich zu uns, sei uns gnädig und gib uns Sieg!

Buße ist aber niemals nur Rückblick. Ehrlich und echt sei das Bekenntnis: wir haben gesündigt und sind deiner Gnade nicht wert; tief und wahr die Reue über unsere Untreue und Gottvergessenheit. Aber sie dürfen nicht allein bleiben, damit unsere Buße nicht unfruchtbar sei. Der Abwendung von der Sünde entspreche die Zukehr zu Gott, die Flucht vor Gott weiche dem ernstlichen Suchen nach ihm. Vor uns liegen Aufgaben schwer und groß: jetzt noch der Krieg und seine Kämpfe, dann die neuen Verhältnisse, die wir noch kaum ahnen. Es sei für den Streit wie für den Frieden mehr als nur ein Schmuck der Rede: Mit Gott! Ihn müssen wir finden, ihn müssen wir haben, sonst kann uns nichts gelingen. Gott finden und Gott haben, wie kommen wir dazu? Wir müssen diese Frage nur ernsthaft tun, dann tritt vor unser Auge und vor unsere Seele die Gestalt dessen, den Gott uns gab, in dem Gott sich uns gab, damit bußfertige Sünder glaubende, getroste Gotteskinder werden können. Jesus von Nazareth naht sich in dieser ernsten Zeit mitten im Kriegsgetümmel, mitten im täglichen Sorgen und Bangen unserem Volke und ruft es zu sich, zu seinem Vater und unserem Vater. Es sieht danach aus, als hörten viele wieder diesen Ruf. Die Gotteshäuser sind voll, und empfänglich viele Herzen für den Trost und die Kraft, die Gottes Wort bietet. Zuweilen kann doch der tiefer dringende Beobachter sich der bangen Befürchtung nicht erwehren, ob nicht gar vieles, viel zu vieles, flüchtige Regung sei. Buße ist entschlossene, ganze Zukehr zu Gott, um fortan bei ihm zu bleiben, fortan sich von ihm festhalten und leiten zu lassen.

Der Weltkrieg, in dem wir stehen, mahnt und treibt unser Volk zur Buße. Wird es seine Mahnung hören, wirklich hören? Jeder Krieg, auch der an Siegen reichste, ist eine furchtbare Heimsuchung für ein Volk. Und doch kann und soll er ihm auch zum Segen werden, nach dem Worte, daß

denen, die Gott lieben, alle Dinge zum beſten dienen. Aus der echten Buße entſteht unter der Erfahrung der vergebenden Gnade, die in Chriſtus für uns da iſt, die Liebe zu Gott. Wie ſehnlichſt wünſchten wir, daß die großen, edlen Opfer, die auf den Schlachtfeldern gefallen ſind und noch fallen werden, nicht umſonſt ſein möchten. Sie ſind es nicht, wenn der Krieg, in dem ſie ihr Leben hingaben, unſer Volk zur Buße, d. h. zu Gott bringt.

Christentum und Patriotismus

Von Prof. D. Schaeder, Kiel

Vieler Christen bemächtigt sich jetzt die Frage: werden wir, vergleichbar wie im Anschluß an die Freiheitskriege, eine religiös-sittliche Erhebung, eine Erweckung unseres Volkes erleben? Es ist sicher: das rein individualistische Christentum, welches nur an die Seligkeit der eigenen Seele denkt und für andere wenig oder nichts übrig hat, hat in diesen Tagen, in denen jedem von uns das Schicksal des Volksganzen und des Vaterlandes zu einer tiefgreifenden Lebensfrage geworden ist, einen energischen Stoß erlitten. Man fühlt sich als Glied des Ganzen, man sorgt und betet für das Ganze. Deshalb wünscht man auch vorausschauend Klarheit darüber: was wird nun aus dem Ganzen, aus unserem Volke in den entscheidenden Beziehungen seines Lebens, in seinem Verhältnis zum lebendigen Gott und zu Gottes ewiger Welt- und Gnadenordnung werden?

Man kann in diesen Tagen von vielen Einsichtigen das Urteil hören: die Haltung, welche unser Volk seit dem Ausbruch des Krieges eingenommen hat, hat mich beschämt. Diesen Stoß in den Parteihader, in den selbstsüchtigen, weichlichen Aesthetizismus, in die ungebundene Kulturseligkeit, die es vollzogen hat, hätte ich ihm nicht zugetraut. Wir empfanden seit Jahren, daß nur eine erschütternde Katastrophe uns aus dem Tand, aus der Erschlaffung und aus der weltgebundenen Gottesferne des allgemeinen Lebens herausrücken könnte. Im stillen haben sich viele nach einem reinigenden Gewitter gesehnt. Aber daß seine Wirkung eine so rasche,

weithin durchgreifende, man möchte sagen: selbstverständliche sein würde, das haben sie nicht erwartet. Gesunde, innerlich tüchtige Tiefen unseres Volkslebens sind hervorgebrochen. Das sittliche Interesse, der Sinn für Selbstzucht gewinnt wieder Boden, das religiöse Fragen meldet sich, die Kirchen füllen sich wieder. Da kommt jedem Anhänger der Sache Gottes und des Vaterlandes die Frage: wird dieser Umschwung andauern, wird er sich vertiefen, wird er weitere Kreise ziehen? Geht Deutschland noch einmal dem Tag einer Wiedergeburt entgegen? Wird das, was uns in der Erinnerung an die Freiheitskriege wie ein schönes, fernes Abendrot anmutete, noch einmal für uns Morgenglanz und Hoffnung eines neuen Tages?

Die Erfüllung der Sehnsucht, welche in dieser Frage liegt, hängt natürlich nicht am wenigsten auch an dem Erfolg unserer Waffen. Gelingt es unseren Brüdern, die im Felde stehen, den Feind niederzuzwingen, setzen sich die leuchtenden Siegestaten unserer Heere fort, dann werden viele, die jetzt aus alter Gewöhnung oder in neu aufgebrochenem Verlangen den Sinn auf Gott gerichtet oder sittliche Einkehr gehalten haben, darin ein Tatsachensiegel auf das Recht ihrer Haltung erkennen. Gestärkt, befestigt werden sie dann Propaganda machen und Boden erobern. Aber das müssen wir uns doch mit aller Deutlichkeit sagen: *Alles* in der Frage, über die wir hier verhandeln, sind die Siege, welche Gott der Herr uns geschenkt hat und etwa weiterhin schenkt, keineswegs. Es gehört doch zu den schmerzlichsten Erfahrungen, die wir Deutschen im letzten halben Jahrhundert gemacht haben, daß die unerhörten Erfolge des französischen Krieges von 1870/71, die in der Geschichte des sogenannten Kriegsglückes eins der bezeichnendsten Blätter ausfüllen, für Deutschlands inneres, religiös-sittliches Leben unerhört wenig Gedeihen abgeworfen haben. Seitdem hatten wir ja gerade die ungeheure Zunahme der religiösen Erschlaffung, der sittlichen Zersetzung und der ungezügelten Weltseligkeit. Nein,

mit den Siegen, die wir von Gott erbitten, muß, wenn wir innerlich steigen wollen, etwas anderes Hand in Hand gehen. Versuchen wir dies andere, über das viel zu sagen wäre, von einer seiner entscheidenden Seiten her zu fassen.

Gesundheit unseres Patriotismus muß die Losung sein. Wir wollen patriotisch sein, patriotisch bis auf die Knochen. Aber indem wir es sind, wollen und müssen wir versuchen, gesund zu sein. Gesund ist unser Patriotismus dann, wenn zwischen ihm und dem Christenglauben das normale Verhältnis besteht. Aber wann ist das der Fall? Mit allgemeinen Schlagworten, mit gutgemeinten Phrasen ist hier nichts entschieden. Man muß der Sache auf den Grund gehen.

Unser deutsches Volkstum ist an sich ein großes, wunderbares Gut. Wer es in seinen geschichtlichen Äußerungen oder Ausstrahlungen ein Jahrtausend hindurch vor Augen hat, sieht das zur Genüge. Wir müssen alle der Romantik dankbar sein, daß sie, in ihrem weiteren Verlaufe durch die nationale Erhebung gegen Napoleon unterstützt, uns den Sinn für die Eigenart und den Reichtum unseres Volkstums erschlossen hat. Aber wir brauchen nur einige Züge der allerletzten Zeit zu fassen, um seine Größe zu sehen. Noch lebt der Sinn für Wehrhaftigkeit ungebrochen in unserem Volke; der Ruf des Kaisers zu den Waffen hat eine Erhebung ohnegleichen zur Folge gehabt. Und über unseren Soldatenmassen steht eine Heeresleitung, die jeden Deutschen mit dem Gefühl tiefster Zuversicht erfüllt. Wir hatten in den letzten Jahrzehnten in unserem öffentlichen Leben nicht gerade vieles, worauf unser Auge mit ganzem Stolze oder mit ganzer Befriedigung ruhte. Dieser Mangel schuf uns eine gewisse Müdigkeit, unter der viele schwer gelitten haben. Wie richten wir uns jetzt alle an der geschlossenen Organisation, an der tiefen Denkarbeit, an der Schlagfertigkeit unserer Heeresleitung in die Höhe! Im Augenblick ist sie doch sicher das Größte, das wir in Deutschland vor uns sehen. Aber welche Probe ihrer Gediegenheit, ihrer Wahrhaftigkeit und

stillen Überschau über den Stand der internationalen Verhältnisse hat auch unsere Staatsverwaltung gegeben! Nimmt man diese Erfahrungen, die wir an den führenden Stellen machen, mit anderen großen Tatsachen zusammen: mit dem Schwinden des Parteihaders, mit dem Fortfall der Prinzipienreiterei und des kritiksüchtigen Besserwissenwollens, mit einer deutlichen Annäherung der Stände, die alle gleiche Freuden und gleiche Leiden teilen, dann erhebt sich vor uns ein geschlossenes Bild deutscher Tüchtigkeit und Gesundheit, das uns die Seele weitet. Aber jetzt kommt alles darauf an, daß diese Empfindung in normalen Bahnen bleibt und uns nicht zu gefahrvollen Entgleisungen veranlaßt. Wir haben uns vor einem rassemäßigen Selbstgefühl, vor einem Patriotismus zu hüten, dem das sogenannte Völkische, Deutsche alles wird, der es rein als solches preist und feiert. Mag ein solcher gegen die Gesichtspunkte der Ethik und der christlichen Glaubenszucht gleichgültiger oder gar ablehnender Germanismus, der etwa in dem Verfasser von Hellmut Harringa seinen Sprecher ehren könnte, eine gewisse Stoßkraft in sich tragen, die in Kriegszeiten nicht ohne fortreißende Bedeutung ist, brauchbar für die Dauer ist er nicht. Es gibt für uns doch höhere Gesichtspunkte als die, daß das Deutsche rein als solches in der Welt in Ehren steht und sich wirtschaftlich oder politisch ohne Hemmung durchsetzt. Wir sehen an England, was ein solcher unbesinnlicher nationaler Eigendünkel bedeutet, was er aus einem großangelegten Volke macht, wie er es in Brutalität, Heuchelei und Perfidie verstrickt, welche sich gegen die untersten Grundlagen der moralischen Weltordnung wendet. Nein, nun gerade, wo sich der nationale Sinn in unserem Vaterlande deutlich wieder hebt, gilt es, ihn in Verbindung mit den letzten Quellen unserer Kraft, mit Gottesfurcht, Glaubenszuversicht und Glaubensfreiheit zu halten. Die evangelische Kirche Deutschlands hat seit hundert Jahren keinen Zeitpunkt durchlebt, der sie auf den Plan gerufen hätte, wie der jetzige. Wenn sie sich ihm doch gewachsen

zeigte! Wenn sie sich doch jetzt, erfüllt von vaterländischem Geiste, aufgeschlossen für alles, was an ihm groß und tüchtig ist, dies auch willig anerkennend, nicht lebensfern, nicht hypergeistlich oder konventikelhaft, der Aufgabe unterzöge, den aufgewühlten Volksgeist kraftvoll auf die Bahn des Göttlichen und Ewigen zu ziehen! Der Mittel und Wege dazu sind unzählige; hier tuen sich die individuell verschiedensten Bahnen für die Gemeinden und für die Träger des geistlichen Amtes auf. Jetzt kann eine Gemeinde- und Gemeinschaftssittlichkeit in Tätigkeit treten, die Ernsten, die Tüchtigen können in sozialer Hilfeleistung zusammengehen; jetzt kann jede Form der religiösen Aufmunterung, des Trostes und der Erhebung lebendig werden. Es gilt den Bund des Volkes mit Gott in Christus, von dem das offizielle England redet, ohne ihn zu haben, den Frankreichs Staatsleitung zerschnitten hat, den Rußland durch trüben Aberglauben verdunkelt und fälscht, an allen Orten in Gang zu bringen. In diesem Zusammenhange sei einer besonderen Aufgabe gedacht, die sich gerade jetzt andringend erhebt. Die deutsche Christenheit des 19. und 20. Jahrhunderts hat in dem steigenden Erwachen des Sinnes für Weltmission einen der wichtigsten, verheißungsvollsten Züge unseres kirchlichen Gesamtlebens gesehen. Niemand kann verkennen, daß unsere Kriegslage die deutsche Missionsarbeit mit den empfindlichsten Gefahren bedroht. Nicht allein, daß die Opferfreudigkeit für sie in starkes Stocken gerät. Wo bleibt, während das umstrittene Vaterland in so vielen Formen ruft, der Sinn für dieses „Werk des Friedens"? Nein, es steht auch zu befürchten, daß ein steigender, einseitiger Nationalismus das Interesse an diesem Dienste der Liebe Christi für längere Zeit abstumpft. Und doch muß unser Volk, dem Willen unseres Herrn entsprechend, in dauerndem Zusammenhang mit seinen geistlichen Aufgaben erhalten werden. Denn sollten wir, wie wir es von Gottes Gnade erbitten, den Sieg über unsere Feinde davontragen, dann kommt alles darauf an, daß wir als eine Gesamtheit dastehen, in welcher

nicht bloß der Sinn für deutsche Kulturmacht und deren Ausbreitung, sondern auch für Gottesherrschaft, für den Siegeszug Christi über die Welt lebendig ist.

Davon freilich kann keine Rede sein, daß unser Christentum oder die Richtung auf das Ewige, für die wir eintreten wollen, jetzt oder jemals dem Patriotismus bei uns Abbruch tun dürfte. Sprach vor hundert Jahren bei vielen der Tüchtigsten aus unserem Volke noch ein starkes Interesse an dem Weltbürgertum der Aufklärung und an seiner Humanität, so sind wir von diesem nivellierenden Wahn befreit. Es war nie christlich, das Verständnis und das Streben für nationale Eigenheit dem blassen Gedanken eines allgemeinen mehr oder weniger leeren Menschentums aufzuopfern. Was die Glieder der einzelnen Völker zum allgemeinen Menschenverbande einigt, ist der Schöpfergott, ist sein sittliches Gesetz und die Weltversöhnung durch Christus. Abgesehen von diesen Instanzen existiert der Mensch nur in nationaler Besonderung und hat diese als Schöpfungswerk wie als Schöpfungswillen Gottes zu ehren. Patriotismus ist Gehorsam gegen den ersten Artikel des zweiten Hauptstücks. Der Gott der Weltregierung will die Nationen. Und wenn sie ihn wollen, will er sie erst recht. Auch der Gedanke Christi, daß jeder, der in Not befindlich uns auf unserem Lebenswege begegnet, unser Nächster sei, hebt den anderen Gesichtspunkt nicht auf, daß die Glieder unseres Volkes, die Angehörigen der gleichen Sprache, Sitte und Geschichte, in ihrer besonderen Weise für uns Nächste sind. Daher ist der Krieg Nächstendienst. Und keine Sentimentalität scheinbar geistlicher Art kann diese Form des Nächstendienstes verwerfen. Weil wir glauben dürfen, daß Gott unser Volk, sein Blühen, seine Arbeit, seine befruchtende und befruchtete Stellung im Ganzen der Völker will, deshalb dürfen und müssen wir für unser Volkstum, wenn es, wie jetzt, räuberisch mit Niedergang oder Vernichtung bedroht wird, in herzlicher Begeisterung kämpfen. Dieser kriegerische Patriotismus steht auf der Seite des Willens Gottes. Das Christentum

ändert auch nichts daran, daß wir jetzt unsere Gegner, die uns das gottgeschenkte Recht einer angemessenen Weltexistenz neidisch zu verkürzen trachten, in ehrlichem Kampfe, in offenem Waffengange niederzuringen und niederzuzwingen versuchen. Krieg bleibt auch für uns Krieg. Bei allem Grausen und bei allem Schmerz, der ihm anhaftet, hat er doch, so geführt, sein volles göttliches Recht. Aber freilich, die Losung muß sein: der volle Patriotismus zusammen mit dem vollen Sinne für Gott, für seinen Willen und den Ernst seiner Gnade.

Das kommende Geschick unseres Volkes wird davon abhängen, wie weit wir beides einen. Nie stand für Deutschland äußerlich und innerlich so viel auf dem Spiel wie in diesem Zeitpunkt. Es wäre erschütternd für alle wahren Volksfreunde, wenn sie sehen müßten, daß Deutschland sich unter dem Andringen seiner Feinde nur in äußerlicher, greifbarer Machtentfaltung erhoben hätte. Aber weite Kreise haben sich zugleich in größerer oder geringerer Vertiefung innerlich gesammelt, um sich dann in der Kraft eines guten Gewissens oder mehr noch: eines lebendigen Kindesglaubens zum Angriff, zur Unterstützung der Kämpfenden und ihrer Angehörigen, aufzurichten. Was bedeutet in dieser Hinsicht das Beispiel unseres Kaisers! Wie erinnern seine Ansprachen und Erlasse an die besten Zeiten deutscher Geschichte! Jedem einzelnen unter uns erwächst hier nach Maßgabe seiner Stellung, seines Einflusses, seiner Einsicht und Kraft eine verheißungsvolle Aufgabe. Suchen wir die Liebe zum irdischen Vaterlande mit der Freude am himmlischen und mit dem Gehorsam gegen seine ewigen Gesetze zu einen! Seien wir gerade auch in Zeiten harter, vorwärtsdrängender Kriegsführung vor Gott gebeugt und durch Gott aufgerichtet: „Es muß uns doch gelingen."

Kriegsgedanken

Von Prof. D. Stange, Göttingen

1. Die Bedeutung des Gebetes.

Unter dem Eindruck des Krieges haben viele ihre Zuflucht zum Gebete genommen, die sonst nicht zu beten pflegen. Manche unter ihnen sehen es allerdings nur als ein Mittel zum Zwecke an. Sie beten nur deshalb, weil sie für das Leben eines geliebten Menschen fürchten oder weil sie um das Schicksal des Vaterlandes sich sorgen. Aber wenn der Krieg vorüber ist, werden sie nicht mehr beten. Und wenn Gott trotz ihres Gebetes sie in die Stunde des Leidens und der Trübsal hineinführt, werden sie sich von ihm abwenden.

Es ist einleuchtend, daß das keine wahre Frömmigkeit ist. Gott hört auf, zu sein, was er ist, wenn wir ihn bloß als ein Hilfsmittel irdischer Wünsche gebrauchen. Alles, was für uns bloß Mittel ist, liegt unter uns, — das Gebet würde also keine Erhebung sein. Alles, was wir zum Mittel unserer Zwecke machen, verliert den Wert, den es in sich selbst hat, — die Berührung mit Gott würde uns also kein eigenes, neues Leben bringen.

Wir müssen uns vielmehr klar machen, daß das Verhältnis umgekehrt ist: wie alles, was uns begegnet, so soll auch das Leid ein Wegweiser zu Gott für uns werden. Wenn wir die Schranke unseres Könnens wahrnehmen, wird die Allmacht des göttlichen Lebens uns deutlich. Wenn der unaufhaltsam dahin rollende Strom der Zeit auch den besten Inhalt unseres Lebens mit sich dahinführt, drängt sich uns un-

willkürlich die Vorstellung eines ewigen Lebens auf. Wenn das Verlangen nach Glück ohne Erfüllung bleibt, wächst in uns die Ahnung eines Lebens, welches seine Befriedigung in sich selber trägt. Jede Lebenshemmung ist eine Weissagung auf die Fülle des Lebens.

Wir suchen allerdings den Zusammenhang mit Gott zunächst zweifellos um deswillen, weil die Not uns den Ruf um Hilfe auf die Lippen gibt; aber wir können uns doch dem Eindruck nicht verschließen, daß das Zusammensein mit Gott ein unvergleichlich hohes und reiches Leben ist. Wir sprechen allerdings unsere Bitte aus in der Erwartung, daß Gott sie erfüllen wird; aber wir haben doch zugleich das lebendige Gefühl, daß der Augenblick, in dem wir an ihn herantreten, ein bis dahin ungekanntes großes Glück uns bringt. Wenn wir mit einem Menschen sprechen, so sehen wir ihm dabei ins Angesicht; so müssen wir auch im Gebet Gott ins Angesicht schauen. Das persönliche Leben, welches wir mit dem anderen teilen, bekommt seinen eigentümlichen Charakter nicht durch das, worüber wir mit ihm sprechen, sondern dadurch, daß wir mit diesem bestimmten Menschen sprechen. Wenn ich vom Kaiser zur Tafel geladen werde, dann werde ich nachher vielleicht gar nicht mehr wissen, was es zu essen gab; aber was er, der Kaiser, zu mir gesprochen hat und wie er aussah, das prägt sich mir unauslöschlich ein. So soll auch das Gebet nicht bloß in der Erfüllung meiner Wünsche sein Ziel haben, sondern das ist der höhere Gewinn, daß ich Gott persönlich kennen lerne und daß sein Leben und Wesen mir vertraut wird. Das Gebet ist nicht ein Zaubermittel, welches hilft, wenn alles andere versagt, — das Gebet ist vielmehr persönlicher Umgang mit Gott.

So haben jedenfalls die Menschen das Gebet verstanden, von denen uns die Bibel erzählt. Und darin hat es auch seinen Grund, daß wir in der Bibel ein so klares und tiefes Bild von dem persönlichen Leben Gottes finden. Es ist der große Vorzug der biblischen Frömmigkeit vor aller anderen Frömmigkeit, daß sie von Gottes Wesen eine ganz unmittel-

bare, lebendige Anschauung hat. Man findet in der Bibel weder das Übermaß der Verstandesklugheit, die mit allem ihren Scharfsinn doch über den Zweifel niemals hinauskommt, noch auch die Überschwenglichkeit des Gefühls, die bei aller Gottinnigkeit doch immer nur sich selbst genießt. Der Gott, von dem uns in der Bibel erzählt wird, trägt vielmehr durchaus die Züge eines lebendigen Wesens. Weil die biblische Gotteserkenntnis ganz und gar aus dem Verkehr mit Gott stammt, so haftet an ihr auch die Ursprünglichkeit des persönlichen Erlebnisses, dessen Reichtum sich niemals erschöpft. Wenn wir wirklich im Gebet nicht an uns selbst, sondern an Gott denken, dann wird sein Bild uns immer lebendiger und seine Stimme immer bekannter werden. Wir lernen ihn dann immer genauer kennen und gewinnen in der Berührung mit seinem Leben eine beständige Bereicherung unseres Lebens.

Das aber ist für uns das Allerwichtigste: daß wir von dem persönlichen Leben Gottes einen lebendigen Eindruck bekommen und von ihm ergriffen werden.

Es ist allerdings nicht überraschend, daß der Mensch, solange noch sein Leben nicht völlig zur Entfaltung gekommen ist, für das Gebet wenig Verständnis besitzt. Die Stufen, auf denen unser Leben zur vollen Reife fortschreitet, haben insgesamt die Eigentümlichkeit, daß jede von ihnen der Abschluß des Weges zu sein scheint. Die Freude am Genuß und das Streben nach Besitz und das Verlangen nach Ehre scheinen — jedes für sich — ein endgültiges Glück darzubieten, obgleich sie doch nur auf die verschiedenen Stadien in der Entwickelung des menschlichen Lebens hindeuten: von der Fähigkeit, die Welt mit den Sinnen in sich aufzunehmen, über den die Welt beherrschenden Gedanken hinaus bis zu der sich ihrer Selbständigkeit und ihres Wertes bewußten Vernunft. Aber sobald die Reife erreicht ist, wird der Mensch nicht mehr an dem seine Freude haben können, was immer nur ein Bruchstück des Lebens ist. Je älter wir werden, um so mehr lernen wir die lebendige Wechselwirkung von Person zu Per-

son schätzen. Wir sehen es immer deutlicher: besser als das, was wir erarbeitet und erreicht haben und geworden sind, ist das, was wir anderen sein können und von ihnen haben. Sobald wir aber so die Aufgabe und den Sinn unseres Lebens verstehen, dann ist auch die Empfänglichkeit für das Gebetsleben vorhanden. Dann kommt es dazu, daß neben dem Leben, welches wir in den Zusammenhängen der sichtbaren Welt führen, ein neues Leben sich ausbreitet, welches in der Tiefe des Herzens wohnt, und daß neben den nur scheinbaren Gütern unseres Leben sich in der persönlichen Gemeinschaft mit Gott ein Glück darbietet, welches unsagbar groß ist.

2. Trost.

Wenn wir einen Menschen verlieren, den wir lieb haben, so ist das ein unersetzlicher Verlust. Das ist ein Schmerz, bei dem alles Zureden nichts hilft.

In vielen Fällen scheint der Verlust dadurch besonders empfindlich zu werden, daß den Zurückgebliebenen die unentbehrliche Hilfe genommen wird. Wir halten diejenigen für besonders bemitleidenswert, bei denen die Trauer zugleich von der Sorge begleitet wird. Und doch ist es eigentlich eine Kränkung der Liebe, wenn die Steigerung ihres Schmerzes von dem Nutzen abhängen soll, den wir verlieren.

Aber ebensowenig ist auch die Ehre, die der Verstorbene bei seinen Mitmenschen genoß, dasjenige, dessen Verlust die Trauer so schmerzlich macht. Die besonderen Ehrenbezeugungen, mit denen die Sitte die Bestattung der leiblichen Hülle begleitet, können allerdings den Eindruck erwecken, als ob man am meisten sich davor fürchten müsse, daß der Tod die Tüchtigkeit und die Leistungen des Menschen in Vergessenheit bringt. Es hat den Anschein, als ob diejenigen, die dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen, damit den Eindruck verwischen wollen, daß nun alle Pracht und Herrlichkeit des Lebens vorüber ist. Aber wir alle empfinden doch beim

Tode eines geliebten Menschen diesen Nachklang seines Lebenswerkes nur als eine Ablenkung von dem, um was es sich eigentlich handelt.

Das, was dem Schmerz seine eigentliche Tiefe gibt, ist nicht die Erinnerung an die Kraft, die nun zerbrochen ist, und nicht die Erinnerung an die Ehre, die nun verloren ist. Das, worüber wir klagen, ist vielmehr der Mensch selbst, sein persönliches Leben. Daß wir nun nicht mehr ihn sehen und niemals wieder seine Stimme hören sollen. Daß das Zusammensein mit ihm nun nie wieder uns erfreuen soll. Daß das gemeinsame Leben und die Vertrautheit des persönlichen Verkehrs und die Innigkeit des gegenseitigen Sichverstehens nun für immer ein Ende haben soll.

Es gibt ein Leben, welches uns nur dann zuteil wird, wenn wir es mit anderen teilen, ein Leben, welches nur in dem Beieinander des Ich und Du möglich ist. Die Eigenart dieses Lebens besteht darin, daß wir es nur mit diesem bestimmten Menschen und sonst mit keinem anderen haben können. Alle Dinge in der Welt lassen sich ersetzen; aber der Mensch, dem unsere Liebe gilt, ist unersetzlich.

Aber deshalb sind auch alle Gründe haltlos, mit denen man über den Schmerz hinwegzutäuschen sucht.

Wir können uns leicht davon überzeugen, daß es immer nur ganz allgemeine Erwägungen sind, mit denen wir die Leidtragenden zu trösten suchen. Es sind immer Gedanken und Worte, die für jeden derartigen Fall und deshalb für keinen passen. Alle Trostgründe haben letzten Endes das eine Ziel, dem einzelnen Fall seine Besonderheit abzustreifen und ihn unter eine allgemeine Regel zu stellen. Aber die Liebe kennt keine allgemeine Regel. Das Glück der Liebe besteht nicht in dem, was regelmäßig bei jedem Zusammensein zweier Menschen sich wiederholt. Das Leben der Liebe gründet sich nicht darauf, daß überhaupt zwei Menschen, sondern daß gerade diese beiden Menschen zusammen sind.

In der Gegenwart ist es allerdings eine verbreitete Meinung, daß man die Menschen von der Notwendigkeit dessen, was sie erleiden, überzeugen müsse, damit der Schmerz seine Schärfe verliere. Wenn wir uns klar machen, daß das Sterben unvermeidlich ist, wird die Klage eher verstummen. Wenn wir es begreifen, daß wir alle als Menschen unter das Gesetz der Vergänglichkeit gestellt sind, scheint es leichter zu sein, das unentrinnbare Los zu tragen. Aber ist das wirklich ein Trost? Wird der Tod wirklich dadurch erträglicher, daß wir ihn unter die Gesetzmäßigkeit der Weltordnung stellen? Oder wird nicht vielmehr gerade die Liebe, die ihr Liebstes hat hergeben müssen, mit aller Kraft und mit aller Leidenschaft gegen eine Weltordnung sich wehren, für die das Sterben eine Notwendigkeit ist? Das ist keine Überwindung des Schmerzes, wenn wir die Ereignisse, die uns begegnen, als das Werk einer unpersönlichen Macht ansehen und damit uns selbst gleichsam das Recht der persönlichen Anteilnahme absprechen. Das ist kein Beweis innerer Lebendigkeit, sondern das Zeichen eines stumpfen Sinnes. Das ist kein Trost, sondern eine Anleitung zur Gleichgültigkeit und zum Selbstbetrug.

Das einzige, was wirklich trösten kann, ist vielmehr das barmherzige Mitgefühl, das den Schmerz nicht zu verdecken, sondern mitzutragen sucht. Wir können den Schmerz ertragen, wenn wir die Empfindung haben, daß der andere auch seinerseits den Abgrund der Trostlosigkeit sieht, in dem wir zu versinken drohen. Wenn ein Kind ein großes Leid hat, dann geht es zur Mutter, und die Mutter spricht nur ein teilnehmendes Wort, dann ist das Kind ruhig. Es hat das Gefühl, daß die Liebe der Mutter alles wieder gut machen kann. Es hat die Empfindung, daß die Störung des eigenen Lebens wieder ausgeglichen wird durch den Reichtum der Muttertreue und Mutterliebe. Alle dunklen Schatten müssen verschwinden, wenn das Auge der Mutter auf ihnen ruht.

Und so ist es auch gegenüber dem schweren und unerforschlichen Rätsel des Todes der einzige Trost, daß wir nicht

eine unvermeidliche Notwendigkeit, sondern die barmherzige Liebe unseres Gottes über uns wissen. Der Verlust, den unsere Liebe erleidet, kann nur dann unser Leben nicht erschüttern, wenn die Gewißheit der göttlichen Liebe die Grundlage unseres Lebens geworden ist. Darin zeigt sich das wahre Wesen der christlichen Frömmigkeit, daß wir in der Stunde der großen Not zu der Liebe und Treue Gottes unsere Zuflucht nehmen.

Es versteht sich von selbst, daß wir niemals dahin kommen werden, alle Geheimnisse Gottes mit unserem Verstande zu begreifen. So werden wir auch niemals den Schleier lüften, der über dem dunklen Geheimnis des Todes ruht. Aber das Evangelium bringt uns die Verkündigung, daß Gottes Leben die Liebe ist, und deshalb dürfen wir uns auch darauf verlassen, daß der Tod nicht das Ende der Wege Gottes sein kann. Wenn wir die Gewißheit haben, daß Gott uns liebt, dann werden auch im Angesicht des Todes die Zweifel schwinden. Trotz aller scheinbaren Widersprüche in unserem Leben werden wir dennoch mit fester Zuversicht es glauben, daß der Wille der Liebe, der die Welt regiert, auch unser eigenes Leben in seiner Hand behält.

3. Der Sieg des Guten.

Im Hinblick auf die Erlebnisse, die der Krieg uns gebracht hat, ist es ganz unmöglich, das Urteil, welches wir bisher über die Welt und die letzten Ziele des menschlichen Lebens uns gebildet hatten, festzuhalten. Die schrecklichen Bilder, die der Krieg uns gezeigt hat, haben den gewohnten Eindruck völlig zerstört.

Wir waren doch der Meinung, daß unsere Gegenwart auf der höchsten Höhe menschlicher Bildung stehe, und daß wir gegenüber allen früheren Zeiten der Zartheit unseres menschlichen Mitgefühls uns rühmen dürften. Wir hatten

doch den Eindruck, daß es in der Welt vorwärts geht und daß die Menschen besser werden. Und nun ist dies das Ende der modernen Kultur, daß die Zerstörung ohne Grenzen ist und die Leidenschaft des Hasses alle menschlichen Gefühle erstickt. Es geht ein Strom des Blutes über die Erde, und eine Feuersbrunst folgt ihr nach, und die Menschen rühmen sich, daß sie die Barmherzigkeit verachten. Wir hatten uns an den Gedanken gewöhnt, daß die Menschen von sich selbst das Gute sehen und erkennen und daß sie auch von sich selbst aus das Gute lieben und wollen. Aber nun sehen wir es, wie das Recht mit Füßen getreten und die Stimme des Gewissens verlacht wird. Nun scheint es ganz deutlich zu sein: die Pflichten der Menschlichkeit und die Forderungen des Völkerrechts gelten nur für die schwachen Völker, aber für die starken Völker gilt allein, was ihnen gefällt.

Wenn die Menschen niemanden mehr haben, der über ihnen steht, dann machen sie, was sie wollen. Wenn niemand mehr da ist, der sie zur Rechenschaft ziehen und Strafe fordern kann, dann wird auch die Gottesstimme, die in ihrem Gewissen von der Verantwortung spricht, nicht mehr gehört.

Das ist die neue Erkenntnis, die mit unwidersprechlicher Klarheit dieser Krieg uns gebracht hat. Zerbrochen ist das Bild des edlen Menschentums, zerronnen ist der Glaube an die natürliche Güte des Menschenherzens, zerflossen ist der Traum, als ob es wirklich das letzte und höchste Ziel des menschlichen Strebens sei, das Reich des Friedens und der Gerechtigkeit zu bauen.

Gegenüber dem Leid, welches den einzelnen trifft, können wir uns mit der Liebe Gottes trösten; aber wie sollen wir an die Liebe Gottes glauben, wenn das Ende der Weltgeschichte die Verleugnung der Liebe ist! Darin besteht das schwere Problem, welches die Gegenwart uns aufgibt: daß wir an dem Sieg des Guten festhalten sollen, obgleich doch in der Welt die Lüge und die Selbstsucht zu triumphieren scheinen!

Einen Ausweg aus dieser Not gibt es nur dann, wenn wir die Bürgschaft haben, daß das Leben Gottes nicht mit der Geschichte der Welt zusammenfällt. Gottes Leben erschöpft sich nicht in dem, was in den Schranken von Raum und Zeit uns begegnet. Gottes Wille bleibt auch dann bestehen, wenn kein Mensch ihn anerkennt. Gottes Wille setzt sich auch dann durch, wenn alles das, was den Reichtum des menschlichen Lebens auszumachen scheint, durch menschliche Bosheit zertrümmert wird.

Es ist wohl möglich, daß die Geschichte der menschlichen Kultur mit ihrer eigenen Zerstörung schließt. Wir haben es oft genug in der Geschichte erlebt, daß die Reiche der Welt vergehen mit ihrer Herrlichkeit. Aber das wissen wir ganz gewiß: es ist unter allen Umständen ganz unmöglich, daß das Reich Gottes nicht schließlich den Sieg behält. Mag immerhin die Welt, in der wir leben, untergehen, so hat Gott doch die Macht, einen neuen Himmel und eine neue Erde zu schaffen. Er kann auch in der Zerstörung sein Werk zustande bringen. Er sät auch in der Welt der Verwesung den Samen der Ewigkeit.

Gerade gegenüber dem hoffnungslosen Anblick, den die dem Kriegshaß verfallene Welt darbietet, empfinden wir es als einen großen und gewaltigen Trost, daß wir einen lebendigen Herrn haben, der von Ewigkeit zu Ewigkeit regiert. In dem Zusammenbruch alles dessen, was im menschlichen Leben als groß und herrlich erscheint, leuchtet nur um so lebendiger die Zuversicht auf, daß es ein ewiges Leben gibt, welches Gott gehört. Je weniger wir imstande sind, die Welt und die in ihr geltende Ordnung zu begreifen, um so verständlicher wird uns das Recht unseres Glaubens an den Gott, der die Verheißung der Auferweckung und des ewigen Lebens uns gegeben hat.

Der Krieg in neuteſtamentlicher Beleuchtung

Von Prof. D. Johannes Haußleiter, Greifswald

Man kann jetzt in der ungeheuren Zeit, die wir durchleben, von manchem einfachen Chriſten das Bekenntnis hören, es ſei ihm ein neues Verſtändnis des Alten Teſtaments mit ſeinen vielen Kriegsgeſchichten und mit ſeinen Rachepſalmen aufgegangen. Wie herrlich klingt z. B. die Weiſung, die wir im 5. Buch Moſe Kap. 20, 1—4 leſen! „Wenn du in einen Krieg ziehſt wider deine Feinde und ſieheſt Roſſe und Wagen des Volkes, das größer ſei denn du, ſo fürchte dich nicht vor ihnen; denn der Herr, dein Gott, der dich aus Ägyptenland geführet hat, iſt mit dir. . . . Euer Herz verzage nicht, fürchtet euch nicht und erſchreckt nicht und laßt euch nicht grauen vor euren Feinden. Denn der Herr, euer Gott, gehet mit euch, daß er für euch ſtreite mit euren Feinden, euch zu helfen.“ Aber ſo hat Gott eben zu ſeinem Volk geſprochen, das er ſich erwählt, das er aus Ägyptenland geführt und mit der Aufgabe betraut hatte, das Strafgericht an den zum Untergang reifen kanaanitiſchen Stämmen zu vollziehen. Je mehr wir nun in dieſem Kriege überzeugt ſind, die Sache Gottes zu führen, deſto getroſter können wir die Verheißung, die Gott Israel gegeben hat, auf uns anwenden. Aber dieſe Überzeugung muß doch erſt erkämpft und errungen werden; ſie iſt nicht ohne weiteres vorhanden und iſt nichts weniger als ſelbſtverſtändlich. Denn das iſt der Unterſchied zwiſchen damals und heute: Israel kämpfte mit heidniſchen Völkern, die von dem lebendigen Gott nichts wußten, und deren Sündenmaß zum Überlaufen

voll war. Heute stehen christliche Völker — Völker, die alle in ihrer Weise den Vater unseres Herrn Jesu Christi anrufen — in einem Kampf auf Leben und Tod. Zu unseren Gegnern gehört ein Volk, dessen Verdienste um Ausbreitung des Christentums in aller Welt und namentlich um die Bibelverbreitung geschichtlich feststehen. Die Regierung dieses Volkes hat nun freilich sogar die heidnischen Japaner gegen uns gehetzt. Ich nehme an, daß auch vielen englischen Christen darüber die Schamröte ins Gesicht steigt. Allein die Tatsache wird dadurch nicht beseitigt, daß aus allen Lagern — auch aus den Lagern unserer Feinde — heiße Gebete zu dem lebendigen Gott emporsteigen, die seinen allmächtigen, Sieg verleihenden Beistand erflehen. Und so können wir doch nicht beim Alten Testament stehen bleiben, sondern müssen uns neutestamentlich über unsere Lage orientieren. Was ist der Krieg? Er ist eine furchtbare Geißel Gottes. Er ist ein Rufer zu Buße und Glaube. Vom Allgemeinen zum Besonderen übergehend finden wir aber, daß es eine heilige Sache ist, zu deren Verteidigung wir in den Krieg gezogen sind. So dürfen wir in demütigem Vertrauen auf die Hilfe Gottes, die wir ja schon reichlich erfahren haben, auf den endgültigen Sieg hoffen. Bevor wir uns indes vaterländischen Gedanken zuwenden, müssen wir zuvor den furchtbaren Schrecken des Krieges ins Auge schauen.

1.

Wie hat sich unser Herr Jesus zum Kriege gestellt? Es ist keine Frage, daß in der Gottesherrschaft, deren Aufrichtung auf Erden der Zweck seiner Sendung war, und die mit der gläubigen Annahme seines Wortes in den Herzen seiner Jünger den Anfang ihrer Verwirklichung gefunden hat, der Krieg keine Stelle hat und keinen Raum findet. Man darf sich, um das Gegenteil zu beweisen, nicht auf Worte wie Matth. 10, 34—36 oder Luk. 12, 49—53 berufen. Denn das Feuer, das anzuzünden Jesus als den Zweck seines

Kommens bezeichnet, ist nicht das Kriegsfeuer, nicht der Brand zerstörter Städte und Ortschaften, nicht der Blitz der Kanonen und Gewehre im Donner der Schlachten, sondern die innere Erregung der Herzen, die sein Wort hervorbringt, das von den einen angenommen und geglaubt, von den anderen zurückgewiesen und verworfen wird, so daß an die Stelle der natürlichen Gemeinschaften und Verbindungen der Menschen, die durch diesen Zwiespalt getrennt und zerrissen werden, die neue Geistesgemeinschaft seiner Jüngerschar tritt. Er hat ja in den Tagen seines irdischen Berufswerks in seiner eigenen Familie diesen Zwiespalt erfahren; denn seine Brüder glaubten nicht an ihn (Joh. 7, 5). Dagegen gehört die Sache und das Wort des Krieges (πόλεμος) dem durch die Sünde bestimmten Weltleben an, dem gegenwärtigen Zeit- und Weltlauf, der grundverschieden ist von dem durch Jesus geoffenbarten Reich Gottes. Jesus verlangt von seinen Jüngern volle Entschiedenheit, die sich des Ernstes der Absage an das natürliche Wesen bewußt ist. Er hat gelegentlich, wie er auch sonst Gleichnisse dem Weltleben entnahm, das Gewicht der auf voller Überlegung beruhenden Entscheidung seiner Jüngerschaft durch ein Beispiel veranschaulicht, das auf dem Gebiete der Kriegsvorbereitung liegt. „Welcher König will sich begeben in einen Streit (εἰς πόλεμον) wider einen anderen König und sitzt nicht zuvor und ratschlagt, ob er könne mit zehntausend begegnen dem, der über ihn kommt mit zwanzigtausend? Wo nicht, so schickt er Botschaft, wenn jener noch ferne ist, und bittet um Frieden" (Luk. 14, 31. 32). Das Lehrreiche dieses Beispiels liegt darin, daß auch nach Jesu Urteil die numerische Überlegenheit eines Feindes diesem nicht unter allen Umständen den Sieg sichert, sondern daß ein in den Krieg ziehender König auch noch andere Faktoren als die Zahl der Truppen in Rechnung stellen und darum, wenn es sein muß, den Kampf wagen kann. Reifliche Überlegung ist schon bei weltlichen Unternehmungen nötig; sie wird erst recht bei der Frage der Nachfolge Jesu gefordert.

Während in dieser Rede Jesu der Krieg als eine bekannte Erscheinung des Weltlebens nur vergleichsweise in Betracht gezogen wird, stellen dagegen die eschatologischen Reden Jesu das Auftreten von Krieg und Kriegsgeschrei, von großen Kämpfen, bei denen sich ein Volk über das andere und ein Königreich über das andere empören wird (Matth. 24, 6. 7), in bestimmte Aussicht. Aus diesen Reden gewinnen wir den Gesichtspunkt, unter dem Jesus den Krieg betrachtet hat: er ist ihm ein Vorzeichen des Endes, es kündigt sich das Gericht Gottes an. Wie Pestilenz und teure Zeit, wie große Naturkatastrophen Zeichen des Gerichtszornes Gottes sind, so auch der Krieg. Er ist eine furchtbare Geißel Gottes. Wenn sie geschwungen wird, sollen die Jünger Jesu an das Ende und an das Endgericht denken. Nicht in einem die Zeit berechnenden Sinne, aber in dem Bewußtsein, daß Kriege Erscheinungen sind, in denen sich die Qualität des endgültigen Völkergerichtes Gottes enthüllt. Unter den angekündigten Kriegen nimmt der Vernichtungs- und Vertilgungskrieg, der zur Zerstörung Jerusalems und zum Untergang des jüdischen Gemeinwesens führte, eine besondere Stelle ein. Er kommt in nächster Zeit; das jetzt lebende Geschlecht wird nicht ausgestorben sein, bevor er kommt, sondern es wird dem furchtbaren Gericht verfallen. Jerusalems Gericht ist in besonderem Sinne Vorbild des Endgerichts; es ist seine erste Station. Aber an dieser Station kann man sehen, welche Bewandtnis es mit dem Kriege überhaupt hat. Er ist eine Geißel Gottes.

Daß der Krieg wie ein Verhängnis über die Völker kommt, das muß jeder bezeugen, der die Gewitterschwüle der jüngsten Vergangenheit, die in der letzten Juliwoche ihren Höhepunkt erreichte, fragend und bangend mit durcherlebt hat. Es war wie mit dem Ausbruch eines natürlichen Gewitters. Wie oft standen und stehen drohende Wolken am Himmel über unseren Häuptern, ohne daß der Blitzstrahl aus der Wolke zuckt und der Gewitterregen niederprasselt! Man sagt dann, das Wetter hat sich wieder verzogen. Warum

haben sich die Wolken am politischen Himmel diesmal nicht verzogen, wie so manchesmal in den letzten Jahren? Es sollte nicht sein; eine Gerichtsstunde Gottes hatte geschlagen. Das sollten sich alle an dem Krieg beteiligten Völker zum Bewußtsein bringen: Gott hält Zwiesprache mit ihnen. Gott richtet. Wehe uns, wenn wir seinen ausgereckten Arm nicht sähen! Wir sollen stille sein vor dem allmächtigen Herrn, dem Lenker der Weltgeschichte, und uns in Buße und Demut beugen. Wir sehen zunächst von den Menschen, die in dem großen Drama handeln, völlig ab. Die Geschichtsschreibung wird feststellen, wie die dunklen Fäden sich eng und immer enger ineinandergeschlungen haben, die zu dem unentwirrbaren Knäuel führten. Wenn man vor dem Angesicht Gottes steht, erkennt man, daß Menschen nichts vermögen, daß sie sich zwar in ihrem Neid und Haß, in ihrem Trotz und in ihrer Vermessenheit einreden, sie wollten und könnten etwas Großes unternehmen, daß sie in Wirklichkeit aber nicht schieben, sondern geschoben werden und es nur in ihrer Verblendung nicht merken. Gott schwingt die Geißel des Krieges, und die Völker können schon jetzt inne werden, wieviel Zerstörung diese Geißel anrichtet.

Der Krieg dauert noch nicht viele Monate, und wie groß ist die Summe des Zerstörten! Es brüllt der Donner der Kanonen, es knattert das Gewehrfeuer der kämpfenden Truppen, das Schlachtfeld wird bedeckt von Hunderten und Tausenden dahingesunkener Krieger, die jählings Gefallenen liegen neben Schwerverwundeten, die in ihren Schmerzen sich winden. Ein Teil der edelsten Volkskraft geht zugrunde; viele der Tapfersten und Unerschrockensten werden in der Blüte der Jahre geknickt; das Volk sieht sich eines Teils seiner edelsten Söhne beraubt, deren Lebensarbeit, die zu großen Hoffnungen berechtigte, nun jäh abgebrochen ist. Die Namen der Gefallenen, die in den Verlustlisten stehen, werden in der Heimat bekannt. Hier beweint die Witwe den Tod des einzigen Sohnes, die Hoffnung und Stütze ihres

Alters; dort ist der Ernährer und Versorger einer zahlreichen Familie den Seinen weggenommen: den Kindern fehlt der erziehende Vater, der Mutter der Halt eines arbeitsamen und entsagungsvollen Lebens. Man kann es nicht ausdenken, welche Tränenflut eine einzige Schlacht nach sich zieht. In jeder Schlacht enthüllt sich ein Gericht Gottes über die kämpfenden Völker. Das Gericht ergeht nicht über den Einzelnen als solchen, sondern über das Volk, dessen Glied er ist, und dessen Geschick der Einzelne trägt.

Aber noch viel furchtbarere Dinge läßt uns der Krieg erleben. Ich denke dabei nicht an den ungeheuren Schaden an materiellen Gütern jeder Art, den die Kriegsfurie anrichtet, sondern an die entsetzlichen Taten menschlicher Leidenschaften, die, nachdem die dünne Kulturschicht, die sie bedeckte, weggenommen ist, in ihrer bestialischen und diabolischen Nacktheit sich äußern. Schon die Greuel der Balkankriege konnten den schönen Traum von einem allgemeinen stetigen Fortschritt menschlicher Kultur und Gesittung zerstören. Aber die Akte von hinterlistiger Mordsucht, von verräterischem Überfall, von schonungsloser Vernichtungsraserei, von unmenschlichem Hinschlachten wehrloser Frauen und Kinder, wie sie auf dem belgischen Kriegsschauplatz vorgekommen sind und von den rauchenden Trümmerhaufen der von russischen Mordbrennern eingeäscherten ostpreußischen Ortschaften bezeugt werden, bleiben hinter jenen Greueln nicht nur nicht zurück, sondern sind um so verabscheuungswürdiger, sofern sie nicht von Angehörigen halbzivilisierter Völker, sondern von Gliedern eines seiner alten und hohen Kultur sich selbst rühmenden Volkes wie des belgischen vollbracht worden sind. Dazu kommt, daß die mörderische Macht der Lüge sich vielleicht noch niemals in solcher Ausdehnung über den ganzen Erdkreis ausgebreitet hat, als im Augustmonat des Jahres des Heils 1914, sofern die von dem seegewaltigen England beeinflußte Presse der ganzen nicht-europäischen Welt die Wahrheit über den Ursprung des gegenwärtigen Weltkrieges und

über die ersten Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen ins völlige Gegenteil, d. h. in Lüge verkehrte. Der Lügengeist hat in schamlosen Orgien wahrhaft geschwelgt und sich damit als Bruder des an ihnen sich immer mehr erhitzenden Mordgeistes kundgegeben. Es ist Gericht Gottes, wenn der Lüge und dem Mord so viel Raum auf Erden gegeben wird. Das ist die Geißel des Krieges.

Lüge und Mord, die beiden gehören zusammen. Wir wissen, daß Jesus, der einzige Führer zur Wahrheit und Freiheit des in der Gotteskindschaft begründeten ewigen Lebens, den diabolischen Hintergrund der Lüge und des Mordes aufgedeckt hat (Joh. 8, 44). Wo sie sich breit machen, da herrscht die Finsternis des Abgrundes. Daß eine Stunde der Finsternis über den Erdkreis gekommen ist, das ist der tiefste Schrecken des gegenwärtigen Krieges. Wieviel Licht und Leben, Sonnenschein und Freude erlischt in dem grauenvollen Dunkel dieser Stunde! Christenvölker, sich gegenseitig zerfleischend, sind zum Spott und Schauspiel der nicht-christlichen Welt geworden! Die große Missionsgemeinschaft, die seit der Edinburgher Weltmissionskonferenz so hoffnungsvoll und früchtereich erblühte, liegt zerrissen am Boden. Die zahllosen Drähte wissenschaftlicher, industrieller, handelspolitischer Beziehungen, die Deutschland und England, auch Deutschland und Frankreich immer enger verbanden, sind vom Sturm des Krieges geknickt und zu Boden geworfen. Die westeuropäische Kulturgemeinschaft hat vorläufig aufgehört. Das ist der Krieg. Das ist die Geißel des Krieges.

„Und ich sah und siehe, ein fahl Pferd; und der drauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihnen ward Macht gegeben zu töten mit dem Schwert und Hunger und mit dem Tod und durch die Tiere auf Erden" (Offenb. Joh. 6, 8).

. . . . Wir sehen den apokalyptischen Reiter dahinstürmen und schaudern.

2.

Gottes Weg geht durchs Gericht hindurch zu neuem Leben. Sofern der Krieg nach Jesu Urteil zwar charakteristische Züge der Endzeit trägt, aber doch noch nicht das Ende selber ist, bereitet er eine neue Gnadenzeit Gottes vor. Gnade aber kann nur von einem bußfertigen und gläubigen Herzen ergriffen werden. So ist der Krieg ein mächtiger Rufer zu Buße und Glaube.

Die Frage nach dem Grunde aller katastrophalen Ereignisse beantwortet sich, wenn man ihren Zweck und ihr Ziel ins Auge faßt. Gottes Gerichte zeigen die Schuld, die auf dem menschlichen Geschlechte liegt, und fordern die Überlebenden zur Buße, d. h. zur völligen Änderung des bisherigen Wesens und Lebens und damit zur Umkehr zu Gott auf. Als man Jesus von Galiläern erzählte, deren Blut der römische Landpfleger Pontius Pilatus mit ihren Opfern vermischt hatte, antwortete er: „Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage: Nein; sondern, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen" (Luk. 13, 1—3). Er fügte selber ein zweites Beispiel hinzu: „Meinet ihr, daß die achtzehn, auf welche der Turm in Siloah fiel und erschlug sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen? Ich sage: Nein; sondern, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen". Wir wollen der ernsten Mahnung nachsinnen, die in diesen Worten Jesu liegt.

Wir haben in Deutschland eine lange Friedenszeit von fast 44 Jahren erlebt. Welcher Aufschwung unseres Volkes in Handel und Wandel, in Technik und Industrie, in zunehmendem Wohlstand und Reichtum fällt in diese Periode! Es waren Segnungen Gottes, dessen Gnadenerweisungen das Ziel haben, die Menschen, die sie erfahren, zur Gottesgemeinschaft zu ziehen (Röm. 2. 4). Aber wurde das Glück und die Wohlfahrt des Friedens von unserem Volk als Gnadenheimsuchung Gottes erkannt und anerkannt? Hat man Gott aus

vollem Herzen gedankt und ihm gedient? Wer könnte, wenn man auf das Ganze unseres Volkes blickt, diese Frage bejahen! In weiten Kreisen hatte eine Gottes vergessende Leichtfertigkeit und Diesseitslust, ein irdisches Schwelgen im Reichtum, eine Abwendung vom christlichen Glauben und von der Gemeinschaft der Kirche, die diesen Glauben zu wecken und zu pflegen berufen ist, so sehr um sich gegriffen, daß ernster Gesinnte sich mit Schrecken sagten: Wenn es so weiter geht, taumelt unser Volk dem Abgrund und Untergang entgegen! Welche Sumpfblüten zeigten sich auf dem Gebiete der Kunst und der sog. „schönen" Literatur! Der Zug zum Pikanten und Perversen nahm reißend überhand; in unseren Theatern wurden sittenlose Stücke gespielt, zum Teil vom Ausland übernommen, zum Teil auf heimischem Boden gewachsen! Wie schoß das Theater des „kleinen Mannes", die Lichtspielbühne ins Kraut und ins Unkraut! Mit welchen Bildern füllte sich die Phantasie der halbwüchsigen Jugend! Wie wucherten die Fleischessünden! Immer frecher, schamloser wurde das Recht des freien Sich-Auslebens gefordert, das in Wahrheit doch nur ein Taumel in Sinneslust ist, deren Diener sich selber zugrunde richten!

Auf e i n e Erscheinung des öffentlichen Lebens muß noch besonders hingewiesen werden. Der Kampf der politischen Parteien gegeneinander, nicht nur der sozialdemokratischen, sondern auch der bürgerlichen politischen Presse hatte einen so hohen Grad der Schärfe und Verbissenheit erreicht, daß es dem neidischen und feindseligen Ausland fraglich erscheinen mußte, ob ein so bis in die Tiefen hinein gespaltenes, politisch und religiös, kirchlich und sozial getrenntes und zerrissenes Volk in der Stunde der Gefahr des einmütigen Zusammenschlusses und der gemeinsamen Erhebung noch fähig wäre. Hätten wir in den Tagen des Friedens den Eindruck eines in sich fest geschlossenen und brüderlich zusammenhaltenden Volksganzen gegeben — unsere Feinde hätten es sich zweimal und dreimal überlegt, ob sie es wagen könnten,

über ein großes, von einem Willen beseeltes Volk herzufallen. Aber man rechnete mit unserer Zerklüftung und Zwietracht, und wir tragen selber die Schuld, daß die Feinde sich Hoffnung auf schwere, unseren Widerstand lähmende innere Wirren machen konnten. Die Rechnung war falsch; aber es wäre besser gewesen, wenn unsere Feinde sie überhaupt nicht hätten anstellen können.

Es wäre indes verfehlt, wenn wir nur die vor dem Krieg zutage getretenen Niedergangserscheinungen des öffentlichen Lebens ins Auge fassen wollten. Es schlage vielmehr jeder an seine eigene Brust und lasse den gewaltigen Bußruf, den Gott jetzt ergehen läßt, auf sich wirken. Umkehr ist zunächst immer Sache des Einzelnen. Ein Volk tut Buße, wenn möglichst viele von seinen Gliedern ihrer Schuld vor Gott sich bewußt werden, sich von ihrer Sünde wenden und Zuflucht bei Gott suchen. Worin bestand die Sünde der Vergangenheit? Wenn das Wesen der menschlichen Sünde in der Ich-Sucht oder Selbstsucht besteht, bei deren Herrschaft nicht der heilige Gott, den wir über alle Dinge fürchten, lieben und zum Anker unseres Vertrauens machen sollen, sondern das eigene Ich mit seinen eigenwilligen Wünschen und Begierden im Mittelpunkt der Lebensbewegung steht, so brachte die lange Friedenszeit mit ihrem Behagen und dem sich mehrenden Wohlstand in den Herzen Ungezählter die Wirkung hervor, daß man das Glück des Friedens und den dem eigenen Selbst dienenden Ausbau des Lebens als etwas Selbstverständliches ansah und hinnahm, als etwas, das gar nicht anders sein könne, wofür man niemanden Dank schuldig sei, das vielmehr zu den berechtigten Anforderungen gehöre, die jeder an das Leben stellen könne. Wir haben Gott nicht gepriesen und ihm nicht täglich für den Reichtum seiner Güte und Gnade gedankt (Röm. 1, 21), und nun will Gott durch den Ausbruch eines Krieges, der nicht nur das Glück der einzelnen Familien, sondern die Existenz unseres ganzen Volkes als eines freien und unabhängigen Gliedes der europäischen Völkerfamilie in

Frage stellt, uns deutlich zeigen, daß das Selbstverständliche bei einem der Sünde und Abkehr von Gott verfallenen Geschlecht nicht das Heil, sondern das Unheil, nicht der Friede, sondern der Unfriede, nicht das Leben, sondern der Tod ist.

Der gewaltige Gesang Luthers, den er mit einem die Schrecken des Todesgerichtes nacherlebenden Herzen unserm Volke verdeutscht hat, tönt uns ins Ohr und will die innerste und letzte Tiefe unseres Herzens ergreifen: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen. Wen suchen wir, der Hilfe tu, daß wir Gnad erlangen? Das bist du, Herr, alleine. Uns reuet unsere Missetat, die dich, Herr, erzürnet hat. Heiliger Herre Gott, heiliger starker Gott, heiliger barmherziger Heiland, du ewiger Gott! Laß uns nicht versinken in des bitteren Todes Not. Kyrie eleison!"

Im Alleinsein vor Gott, der unseren Bußruf hört und den Glauben an seine Gnade schenkt und „uns nicht entfallen läßt von des rechten Glaubens Trost", bildet sich die getroste Gewißheit, die unverzagte Zuversicht, die uns hinaushebt über den inneren Zwiespalt unseres Lebens und damit über alles ängstliche Sorgen und kleinmütige Zagen. Wir erleben im Glauben den Frieden der Gottesgemeinschaft. Um diesen Frieden zu ergreifen und für immer festzuhalten, dazu sind wir in diese schwere Zeit der Kriegsnot gekommen. Der Krieg ist wie ein Rufer zur Buße, so auch zum Glauben. „Nun hast du niemanden, auf den du dich verlassen kannst, als Gott allein." Das haben sich in diesen Tagen Unzählige im Volk vom Fürstenpalast bis zur Strohhütte des armen Mannes, das haben sich vor allem unsere in den Kampf ziehenden Brüder gesagt. Dieser Glaube verleiht aber einen Mut, der unbesiegbar ist. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" (Röm. 8, 31).

Wir wissen, wie Jesus einsame Nächte im Gebet mit seinem Vater zugebracht hat. Dieser Gebetsverkehr stärkte ihn, die schwerste Aufgabe zu lösen, die je einem Menschen auf dieser Erde gestellt war. Wenn wir anderen zu Gott treten

und vor ihm stehen, geht es uns nicht wie Jesus, den keine Schuld und kein Schuldbewußtsein von Gott trennte, sondern wie dem Propheten Jesaja, der beim Schauen des heiligen Gottes sich seiner Unreinheit bewußt wurde (Jes. 6, 5), und doch auch wieder anders als ihm. Denn wir bedürfen nicht des Seraphs mit glühender Kohle, daß der uns entsündige, sondern der Mann legt seine Hand auf uns, der zu dem Seher der Offenbarung gesprochen hat: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot; und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes" (Apok. 1, 17 fg.). Um Christi willen haben wir freien Zutritt zum Vater. In seinem Namen können wir vor den heiligen Gott treten und nicht nur das Alleinsein vor ihm aushalten, sondern mit voller Zuversicht der Erhörung ihn bitten, „wie die lieben Kinder ihren lieben Vater".

Das ist also die Aufgabe, die dieser Krieg täglich an jeden einzelnen unter uns stellt. Wir müssen im Vertrauen auf Christi fürsprechende Gnade vor Gottes Angesicht treten und mit Rufen und Beten nicht ablassen, bis wir der Friedensgemeinschaft und des allmächtigen Beistandes des lebendigen und heiligen Gottes gewiß werden. Die Gefahr, die den Betenden und Ringenden bedroht, ist die, daß er auf halbem Wege stehen bleibt. In dem tiefsten Gedichte, das der Erlanger Theologe Hofmann uns hinterlassen hat, redet er davon, wie dem, der nur halb einen Blick in die Tiefen der Welt tut, das mächtige Haupt des ewig Einen in dunklen Zügen erscheint, um die ein unheimliches Spiel webt — zuerst wie Grimm und dann wie Bangen. Dann fährt er fort:

Das ist des Argen Nebelflor,
Der legt sich seinen Augen vor;
Er liegt wie in des Ew'gen Zügen,
Den Blick des Frommen zu betrügen.
Doch von des Ew'gen Mund ein Hauch
Vertreibt den falschen Nebel auch,

Und dir vor Augen ist geblieben
Nichts als ein heilig, selig Lieben.

Gott schenke uns die Gebetskunst, daß „ein heller Schein" unsere Herzen erleuchte, den die Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesichte Christi wirkt (2. Kor. 4, 6). Solche Beter sind unüberwindlich.

3.

In dem von Clemens von Rom verfaßten Briefe der römischen Gemeinde an die korinthische findet sich in den Anfangskapiteln eine Ausführung, die man heute mit besonderer Bewegung liest. Clemens hält den Korinthern vor, wie bei ihnen aus der Quelle satten und übermütigen Wohlbehagens Eifersucht und Neid und damit die Erreger unzähliger Übel geflossen seien. Die ganze alttestamentliche Geschichte von Kains Brudermord an gibt diesem Urteil Zeugnis. „Ihr sehet, Brüder, Eifersucht und Neid (ζῆλος καὶ φθόνος) hat Brudermord begangen" (Kap. 4, 7). Auch die über die christliche Gemeinde und ihre Apostel ergehenden Verfolgungen haben ihren Ursprung in Eifersucht, Neid und Mißgunst. Der Satz wird an dem Beispiel der Apostel Petrus und Paulus durchgeführt und zuletzt das Schlußurteil gefällt, daß Eifersucht und Streit große Städte zerstört und große Völker entwurzelt hat.

Diese Sätze erfahren heute eine weltgeschichtliche Beleuchtung und Bestätigung wie noch nie zuvor. Das unnatürliche Bündnis unserer Feinde gegen Deutschland erhält sein festes Band durch den gemeinsamen Neid und Haß, der sie beseelt. Neid und Haß machen blind und bewirken, daß die von ihnen erfüllten Menschen gegen ihre eigenen Interessen wüten, deren Wahrnehmung geopfert wird, damit nur die Leidenschaft des Neides sich auswirken könne. England und Rußland, das auf seine freie Verfassung und auf den Schutz der Freiheit so stolze Inselvolk, und das knechtische,

geknechtete und knechtende halbasiatische Barbarentum, das in den ostpreußischen Mordbrennereien sein wahres Wesen geoffenbart hat — man kann es immer wieder nicht verstehen, wie es möglich war, daß zwei so grundverschiedene Mächte, in ihrer asiatischen Politik Todfeinde von gestern und Todfeinde von morgen, sich heute gegen Deutschland verbrüdert haben. Das hat der Neid getan. Er hat noch Schlimmeres zuwege gebracht. Er hat bewirkt, daß England in Afrika und in aller Welt die gemeinsamen Interessen der weißen Rasse und der Christenvölker überhaupt aufopfert, hintansetzt, verrät, nur um den verhaßten Konkurrenten auf dem Gebiete des Welthandels und der Seegeltung womöglich niederzukämpfen und unschädlich zu machen. Schlimmeres, verhängnisvolleres hat der Neid noch niemals auf Erden angerichtet. Es ist, als sollte die ganze Welt aus den Fugen gehen. Was ist Gottes Absicht, daß er eine solche, in so großen Dimensionen noch nie erhörte Auswirkung des Neides auf Erden zuläßt?

Wenn wir den bisherigen Verlauf des Krieges überschauen, dürfen wir mit demütigem Dank und getroster Zuversicht es aussprechen, daß Gottes Gedanken über unser Volk sich nicht als Gedanken der Vernichtung und der völligen Preisgabe an die mörderischen Mächte des Neides, sondern als Gedanken der Läuterung, der Reinigung und neuer Erhebung aus der Tiefe der Not heraus erweisen. Die Märtyrer des Clemensbriefes, deren Tod der Neid verschuldet hat, hatten ihre Aufgabe auf der Erde erfüllt. Das deutsche Volk steht noch mitten in der Lösung seiner weltgeschichtlichen Aufgaben; es wird nach erkämpftem Frieden mit neuem Ernste sich ihnen widmen und hingeben. Dann muß aber der Blick auf Gottes große Gnade und Barmherzigkeit gerichtet bleiben.

Es sind in diesen Monaten erstaunlich große Eigenschaften des deutschen Volkes zutage getreten: die todes-

mutige Hingabe der in den Kampf ziehenden Heere; der opferwillige, alle Stände und Schichten des Volkes ergreifende und einende Gemeinsinn, der jeden treibt, an seinem Teil für das Wohl des Ganzen einzustehen; die ernste, gefaßte Geduld, die unter den schweren Opfern des Krieges nicht verzagt, sondern zum Aushalten bis zum letzten Blutstropfen entschlossen ist. Aller dieser Größe dürfen und können wir uns nur dann von Herzen freuen, wenn wir sie als ein von Gott unserem Volke geschenktes Gut betrachten, das uns nicht hochmütig und stolz machen darf, sondern dessen Bewahrung und Mehrung heilige Pflichten auferlegt. Die begonnene Hinkehr zu Gott muß bewahrt und fortgesetzt werden; sie muß in ihren Auswirkungen den ganzen Umkreis des täglichen Lebens ergreifen und weihen; sie muß das Gefallen an nichtigem Putz und Tand, an gehaltlosen Vergnügungen, an allem eiteln, des Salzes und der Kraft entbehrenden Wesen von Grund aus zerstören. Hier liegen bleibende Aufgaben vor, zu deren Erfüllung der freudige und dankbare Blick auf die von Gott uns geschenkten Güter und Gaben geschickt macht.

Unser im Grunde seines Wesens monarchisch gesinntes Volk erkennt heute aufs neue und auch in Kreisen, die sich bisher von Phrasen eines falschen Internationalismus täuschen ließen, welch hohes Gut uns im deutschen Fürstenstand gegeben ist — in den Fürsten, die ihrer hohen Aufgabe, Führer des Volkes wie im Frieden so jetzt im Krieg zu sein, mit vorbildlicher Treue und Selbstaufopferung nachkommen. Gewachsene und geschichtlich gewordene Volkshäupter bedeuten in Stunden der Gefahr etwas völlig anderes als künstlich gemachte, durch die Stimmzettel eines von ehrgeizigen Stimmführern betörten und mißleiteten Volkes zur Macht gelangte Spitzen, die heute auf das Ganze des Volkskörpers aufgesetzt und aufgepfropft sind, um morgen vom leidenschaftlichen Sturmwind des empörten Volkes weggefegt zu werden. Wir sehen nicht, daß die verantwortlichen Leiter des

französischen und englischen Volkes in ihrer kriegslüsternen Politik sich der unendlich schweren Verantwortung bewußt gewesen sind, die sie vor Gottes Richterstuhl für all das vergossene Blut zu tragen haben, das dieser längst geplante und verabredete Krieg fordert. Wie anders stehen die deutschen Fürsten da, an ihrer Spitze der deutsche Kaiser! Er erntet jetzt die Früchte seiner aufrichtigen, sechsundzwanzig Jahre hindurch auch in schweren Zeiten bewährten Friedensliebe. Er sieht sich in unvergleichlicher Weise von der ungeteilten Liebe und Verehrung des ganzen Volkes umgeben und getragen, das von der einmütigen, von der Lügenflut der Feinde unerschütterten Überzeugung erfüllt ist, daß er nur zur Verteidigung der höchsten Lebensgüter des deutschen Vaterlandes gegen eine Welt von neidischen Hassern das Schwert aus der Scheide gezogen hat. Er führt das Schwert für eine gerechte Sache im Aufblick zu Gott, dem er die Ehre gibt, und vor dem er sich demütig beugt, wenn er der Tapferkeit unserer Heere den Sieg verleiht. Das ist die große Zuversicht, die unsere Herzen erfüllt: Gott wird seinen Knecht, den Kaiser Wilhelm, nicht verlassen, sondern die Gebete erhören, die alltäglich für ihn aufsteigen und Gottes Gnade für ihn erflehen. Der Kaiser stand vor Gottes Angesicht, als er die schwere Aufgabe übernahm, zur Rettung Deutschlands das Schwert zu ziehen. Darum haben wir die unerschütterliche Überzeugung, daß, was auch im einzelnen kommen mag, und welche Wechselfälle auch immer eintreten mögen, Gott der gerechten Sache den Sieg schenken wird. Das ist aber die Sache unseres unter der Führung eines wahren Friedensfürsten um sein ganzes Dasein kämpfenden Volkes. Gott wird sich auch weiterhin eines Volkes erbarmen, dem er ein solches Haupt geschenkt hat. Das sagen wir in aller Demut und Unterwerfung unter Gottes unerforschlichen Willen. Gott ist getreu; er schenkt Güter und Gaben, nicht um sie wieder wegzunehmen, sondern um sie den Demütigen, die zu ihm rufen, zu erhalten.

Darf ich hier den allgemeinen Gedankengang durch eine persönliche Erinnerung unterbrechen? Ich brachte den Morgen des 5. August 1914, des allgemeinen Buß- und Bettages, bei Verwandten auf einen neuvorpommerschen Gutshofe zu. Eben als wir uns anschickten, ins Pfarrdorf zur Kirche zu fahren, wurde aus dem benachbarten Städtchen telephonisch die Nachricht von der Kriegserklärung Englands übermittelt. Die Wirkung dieser Nachricht wird mir unvergeßlich bleiben. Es überkam mich eine Mischung widersprechendster Gefühle: tiefster Schmerz auf der einen, innerste Empörung auf der anderen Seite. Beides aber wurde überwogen von der klar sich durchringenden Überzeugung: „Nun wird uns Gott ganz gewiß helfen! Den Händen dieser heuchlerischen Neider, die die Hauptschuld an dem Weltkriege tragen, wird uns Gott nicht überantworten!" Ich habe im Jahre 1908 vertrauensvoll an der Friedensfahrt deutscher Kirchenmänner nach England teilgenommen und bewahre heute noch manche freundliche Erinnerung an diese Fahrt. Aber schärfer als je taucht in meinem Gedächtnis der feindselige Ton der öfters an uns gerichteten Frage auf: „Warum baut ihr Schiffe?" — Gott sei Lob und Dank, daß wir zum Schutze unserer Küste und unseres Handels Schiffe gebaut haben! Der weisen Voraussicht unseres Kaisers und seiner tatkräftigen Förderung des Flottenbaus können wir heute nicht dankbar genug sein. Auch in dieser Beziehung hat er sich als einen dem deutschen Volke zur rechten Zeit von Gott geschenkten Führer erwiesen.

Unter der Führung der deutschen Fürsten fühlt sich heute das ganze deutsche Volk als ein reich gegliederter, aber in allen seinen Gliedern zu einem großen Ziele zusammengeschlossener Organismus. Die einzelnen erkennen, daß das Ganze jedes Opfer, auch das Opfer des Lebens, fordern kann und fordern muß. Wir erleben die Richtigkeit des Satzes, daß das Leben der Güter höchstes nicht ist. Unsere Brüder und Söhne, die vor dem Feinde stehen, schreiben es aus dem Felde, daß der Heldentod für seinen König, für Familie und

Vaterland das herrlichſte ſei, was einem Soldaten geſchehen könne. Wie ſie todesmutig das Leben opfern, ſo ſchenkt Gott den Angehörigen in der Heimat die Kraft, den Schmerz der Trennung zu überwinden und auf die Durchhilfe Gottes in den ſchwieriger gewordenen Erwerbsverhältniſſen zu vertrauen. Das Einſtehen aller Volksgenoſſen füreinander iſt ein Segenserwerb dieſer Kriegszeit, der nicht hoch genug angeſchlagen werden kann. Er eröffnet das Verſtändnis für das tiefſte Geheimnis des chriſtlichen Glaubens, das ja darin beſteht, daß der Eine, Schuldloſe eingetreten iſt für die ſchuldbeladenen Glieder des ganzen Geſchlechtes. Wie lebendig iſt dieſer Glaube in vielen von denen, die auf dem Felde der Ehre kämpfen und fallen!

Ich habe mit tiefer Bewegung den Brief eines jungen Leutnants geleſen, in welchem er in der zarteſten, von lebendigem Glauben getragenen Weiſe der Frau ſeines gefallenen Hauptmanns deſſen Heldentod anzeigt. Er ſpricht es aus, daß der Gefallene, wenn er am Leben geblieben wäre, für ſeine Tapferkeit gewiß das Eiſerne Kreuz auf die Bruſt geheftet bekommen hätte, und fährt dann fort: „Ich kann nicht anders als Ihnen ſagen, wenden Sie ſich an das Kreuz unſeres Heilandes Jeſu Chriſti, der für uns litt, ſiegte und ſtarb am Kreuze. Er wird Sie aufrichten und Ihren lieben Kindern die Tränen trocknen. Bitter ernſte Gedanken redet das Kreuz zu uns, es ſpricht von Leiden, aber es ſtrahlt auch im hellen Siegeskranz. . . . Wir alle als Chriſten wiſſen beſtimmt, daß Jeſus Chriſtus von den Toten auferweckt iſt und auch wir in einem neuen Leben wandeln werden."

Der tapfere und fromme Offizier, der dies geſchrieben, hat inzwiſchen ſelbſt den Heldentod erlitten. Wenn er ſchrieb: „Wir ſiegen, das ſteht gewiß", ſo liegt die tiefſte Bürgſchaft des Siegs in dem unerſchütterlichen Chriſtenglauben an die Gnade Gottes in Chriſto, dem er ſelbſt in ſo inniger und ergreifender Weiſe Ausdruck gegeben hat. Weil wir glauben dürfen und glauben können, werden wir ſiegen.

Die Schicksalsstunde der Volkskirche

Von Prof. D. Hilbert, Rostock

„Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert", spricht der Herr. Darum muß es zum Kampf kommen, wo immer das Evangelium lauter und rein verkündigt wird. Der natürliche Mensch ist im Grunde stets und überall derselbe, und er muß sich gegen den wehren, der ihm an das Leben will. Wo kein Kampf ist, ist die Kirche tot. Ihrem Wesen nach ist die Kirche Christi in diesem Aeon die kämpfende.

Nicht daß wir Kampfzeiten hatten, ist darum das Bedenkliche gewesen der jüngsten Vergangenheit, wohl aber daß die Kirche mehr und mehr in die Verteidigung gedrängt wurde. Es war in der Tat ein verzweifeltes Ringen um die Seele des deutschen Volkes, dessen Zeugen und Mitstreiter wir waren. Der Angriff gegen das Christentum ward organisiert: neue Kampforganisationen bildeten sich, und bestehende Organisationen wurden mobil gemacht. Es handelte sich recht eigentlich um Sein oder Nichtsein der Kirche als Volkskirche.

Und der Erfolg? Es ist den Feind nicht gelungen, die Massen aus der Kirche zu ziehen, geschweige denn, sie für ihre „neue Religion", für ihre Organisationen einzufangen. Aber wir hatten doch den Eindruck, als ob dieser Mißerfolg mehr auf der allgemeinen Gleichgültigkeit und Trägheit beruhe als auf einem wirklichen Bedürfnis. Gewiß, auch die Anstrengungen der Kirche sind nicht vergeblich gewesen. Der Gegner merkte, daß er die geistige Kraft des Christentums

weit unterschätzt hatte: es war in der Regel nicht schwer, in der öffentlichen Auseinandersetzung zu siegen. Auch wurden nicht wenige und zwar öfter gerade die schroffsten Gegner gewonnen. Gleichwohl: die Volksseele schien immer mehr im großen ganzen sich dem Einfluß der Kirche zu entziehen. Wir glaubten oft, auf die Volkskirche verzichten zu müssen, und richteten uns ein auf ihren Zusammenbruch.

Da kam der Krieg! Die Welt in Waffen wider unser Volk! Deutschlands Schicksalsstunde ist gekommen — darüber war sich jedermann unter uns klar. Und mit einem Schlage besann sich das ganze Volk auf den Gott seiner Väter. Die Massen strömten zur Kirche. Die Not lehrte beten. Was alle unsere Anstrengungen nicht vermochten, das tat der Krieg: er hat die Massen fromm gemacht.

Das ist ein Wunder vor unseren Augen. Denn wenn alle ihre anderen Gründe wider die Wahrheit des Evangeliums versagten, so warfen die Gegner die Theodiceefrage auf, und zwar geschah dies nach meiner Beobachtung je länger je mehr; man spürte es ihnen nicht an, daß sie gerade auf dies Argument selbst das meiste Vertrauen setzten und daß sie gerade damit den tiefsten Eindruck zu machen hofften. Und nun wider alle Berechnung: kaum jemand ist durch die Aussicht auf den Krieg und all das grauenhafte Elend, das er mit sich bringt, irre geworden an Gott. Im Gegenteil: der Kirche völlig Entfremdete, ja Spötter und Gottlose suchen Gott, glauben an Gott, beten zu Gott! Ob man hieraus schließen kann, daß in der Regel nicht so sehr die Erfahrung der Not irre macht an Gott, als vielmehr ihre theoretische Betrachtung? Sicherlich hat Gott selbst gesprochen, hat Gottes Geist selbst die Tiefen der deutschen Volksseele berührt. Der Geist Gottes wehet, wo er will.

Auch das andere ist bedeutungsvoll: das deutsche Volk sucht in der Not des Krieges nicht Trost und Kraft in den modernen Surrogatreligionen, sondern bei dem Vater Jesu Christi. Wer es bisher noch nicht erkannte, dem offenbart

der Krieg die völlige Ohnmacht der neureligiösen Bewegung. Die Zeitungen des „modernen Heidentums" stellen ihr Erscheinen ein: sie haben dem Volke jetzt nichts zu sagen, und das Volk hört nicht auf sie. Zwar haben sie da und dort Versammlungen angekündigt, aber die Heeresleitung hat sie verboten: welch einen Sturm der Entrüstung hätte in Friedenszeiten diese „Vergewaltigung" in deutschen Bildungsphilistern ausgelöst — jetzt kümmert sich niemand darum. Die neureligiöse Bewegung hat versagt. Man hat mit ihr nur gespielt. Niemand glaubt an sie. Nur zum alten Evangelium von Jesus Christus hat das Volk Vertrauen in der Stunde der Gefahr. Das deutsche Volk sucht Kraft und Trost für den furchtbaren Kampf bei seiner Kirche.

Wird es enttäuscht werden? Wer es erlebt, daß das Evangelium von Christo Gottes Kraft ist, dem ist dies von vornherein unmöglich. Denn durch das Evangelium von Christus gewinnen wir die Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott, dem Herrn der Natur und der Geschichte, dem Herrn des Lebens und des Todes. Wer Gott hat, ist reich genug zu jedem Opfer, ist stark genug zu jeder Tat. All das, dessen wir bedürfen zum Kämpfen und zum Siegen, vor allem todverachtender Mut und alles überwindende Geduld, nie versagende Opferkraft und Opferfreudigkeit quillt aus der Glaubensverbindung mit dem allmächtigen Vater. Ein Volk, das beten kann, besitzt im Gebet eine unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Kraft auch in den verzweifeltsten Kämpfen. Das Evangelium von Christus kann keine Enttäuschung bringen.

Vielleicht aber die Kirche, der die Verkündigung des Evangeliums befohlen ist?! Einem Paulus ist das Evangelium das Wort vom Kreuz — wie viele haben in unseren Tagen mit dem Kreuz Christi nichts mehr anzufangen gewußt! Der blutige Gott des Kreuzes erschien als zu grausig, zu furchtbar; und daß der Mensch ein verlorener und verdammter Sünder sei, widersprach dem ethischen Optimismus,

von dem man beseelt war. Was aber sollen unsere Krieger mit dem weichen Vatergott, den man im Frieden der Studierstube sich „gebildet" hat (im Widerspruch zu 2. Mos. 20, 4), auf dem Schlachtfelde anfangen, wenn der Gott der Wirklichkeit zu ihnen redet im Donner der Geschütze und in Strömen von Blut? Wie soll ein aufrichtiger Mensch den Glauben an den Menschen und seine sittliche Kraft festhalten können, wenn er es erleben muß, daß aus den Tiefen das Verborgene des Menschen emporbringt: die Bestie im Menschen? Wie will das moderne Christentum die Not des Gewissens stillen, die im Tode sich erhebt und erheben muß vor dem lebendigen Gott in dem ganzen Ernst seiner Heiligkeit?

Das alte und nicht das moderne Evangelium, das apostolische Wort vom Kreuz, es allein vermag in der Furchtbarkeit des Krieges den Glauben an Gott und Gottes Liebe zu begründen und zu bewahren, es allein vermag den Frieden zu geben im Gewissen trotz aller Erfahrung, daß wir verlorene und verdammte Sünder sind und bleiben. Und eben darum gibt es allein die Kraft, in Gottes Liebe zu ruhen in stiller Ergebung und zugleich auch in kindlicher Zuversicht den anzurufen, der Jesum Christum auferweckt hat von den Toten und der heute noch Wunder tut und Gebete erhört. Was unser Volk jetzt braucht nötiger als das liebe tägliche Brot, ist das Wort vom Kreuz; und wenn seine Kirche es ihm nicht bringt, muß und wird sie das deutsche Volk grausam enttäuschen.

Eine andere Frage ist die, ob die evangelische Kirche genug tut und getan hat zur Verkündigung des Wortes. Daß die Einrichtung besonderer Kriegsandachten daheim in jeder Gemeinde unbedingte Pflicht ist, ist allgemein anerkannt. Der Pfarrer versäumt seine Pflichten, der hier versagt. Dagegen sind scharfe Anklagen erhoben worden über die mangelhafte geistliche Versorgung unserer Truppen im Felde — wohl vielfach mit Recht. Doch darf man nicht die

ungeheuren Schwierigkeiten übersehen, die am Anfang das rasche Vorwärtsstürmen unserer Truppen und später die Eigenart des Feuergefechts mit sich brachten. Sicherlich auch suchen jetzt die maßgebenden Stellen das Versäumte nach Kräften nachzuholen. Der Hauptfehler scheint mir tiefer zu liegen: es ist unserer Kirche bislang nicht gelungen, ihre Glieder zu selbständigen Bibelforschern und Betern zu machen. Ja vielleicht haben wir es bislang noch garnicht wirklich versucht! Die Predigt des Evangeliums allein genügt nicht; das Volk will erzogen sein und nicht nur die Kinder! Der „Umgang mit der Schrift" wie die „Kunst des Gebets" will gelernt, also auch gelehrt sein. In den Gemeinschaften wie in den christlichen Vereinen junger Männer ist diese Aufgabe der Erziehung der Erwachsenen klar erkannt und oft in überraschendem Maße gelöst: binnen kurzem werden hier aus den Mitgliedern selbständige Bibelchristen und Beter. Diese schlichten Laienchristen haben auch im Felde vielfach im Kreise ihrer Kameraden Andachten gehalten, sie haben vor allem auch den Trost des Evangeliums den Sterbenden gereicht — ich rede auf Grund von Tatsachen. Also: es liegt nicht an unserem Volke, daß wir so wenig Zeugen unter uns haben, sondern an der Kirche. Die geistliche Not unserer Truppen wäre nicht so groß, wenn das allgemeine Priestertum unter uns zu seinem Rechte und zu seiner vollen Entfaltung gebracht worden wäre. Hier liegt eine Hauptaufgabe der Zukunft.

Immerhin scheint die Erfahrung zu lehren, daß die Männer, die die ganze Furchtbarkeit des Krieges erlebt haben, innerlich dadurch gereift und gefestigt worden sind. Das ist zweifellos der Eindruck, den die Heimgekehrten durchschnittlich machen: die Herzen stehen offen für Gottes Wort, sie haben etwas erfahren von der Kraft des Gebetes. Was ein Oberst bekennt: „Mein ganzes Regiment betet, und ich bete auch", ist durchaus keine vereinzelte Erscheinung. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte: unser Heer wird fröm-

mer und sittlich reifer heimkehren, als es auszog. Der gewaltige Ernst der Zeit ist ihm zum Segen geworden und wird ihm zum Segen werden. — Auch in der Heimat ist dieser Segen des Krieges zu spüren. Je länger der Krieg währt, um so weniger Familien, die nicht schwere Verluste erlitten! Wie sollte dies ohne innere Wirkung bleiben? Doch schon wird hier und da geklagt, daß die alte Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit wieder einreiße, daß der persönliche Eigennutz sich wieder zu bereichern sucht auf Kosten des um sein Leben ringenden Volkes, daß die Opferfreudigkeit bereits zu erlahmen beginnt, zumal in den oberen Schichten. Da gilt es alle Kräfte anzuspannen in den Kampf gegen Gottlosigkeit und Zuchtlosigkeit, auf daß nicht das im Felde religiös-sittlich gereifte Heer wieder aufgenommen wird nach seiner Heimkehr von dem alten unerneuten Geist, dem der Krieg ein Ende gemacht zu haben schien. Daß die Hoffnung vieler ernster Christen im Krieg 1870/71 sich nicht erfüllte, die Hoffnung auf eine innere Wiedergeburt des deutschen Volkes wie einst in den Befreiungskriegen, das mag vor allem hierin begründet gewesen sein: die von den Schrecken des Krieges im eigenen Lande verschont gebliebene heimische Bevölkerung konnte nicht zu einer wirklichen inneren Umkehr und Hinkehr zu Gott geführt werden, und so verloren sich auch die religiös-sittlichen Eindrücke des Krieges binnen kurzem. Die Kirche hat allen Grund, der Wiederkehr der gleichen Erfahrung mit allen Kräften entgegenzuarbeiten. Die Gemeinden müssen immer aufs neue angeleitet werden, den ganzen furchtbaren Ernst des Krieges sich zu Herzen zu nehmen und ihn innerlich mit zu durchleben, auf daß die gnädige Heimsuchung Gottes auch daheim erkannt und verarbeitet wird zum Heil der Seele.

Allerdings: die Gefahr bleibt bestehen, daß, wenn die Not ein Ende hat, auch Gottes wiederum vergessen wird, zu dem die Not auch die Gleichgültigen, ja die Widerstrebenden trieb. Es ist eine der betrübendsten Erfahrungen aller Seelsorge,

daß mit der äußeren Not meist auch das Gottsuchen, alles Beten und Ringen aufhört. Die Regungen der Dankbarkeit sind in der Regel viel zu schwach, um die Herzen bei Gott festzuhalten. Das gilt vom einzelnen so gut wie vom ganzen Volk. Wenn unser Volk Gott nur sucht, um Hilfe zu erlangen in der gegenwärtigen äußeren Not, so hat es nach einem will's Gott siegreichen Kriege keinen starken Beweggrund mehr zur Gottesfurcht und zum Gottvertrauen. Darum muß die Gegenwart ausgenutzt werden zu einer Vertiefung des religiösen Lebens, zu einer Weckung wahrer sittlicher Frömmigkeit. Es gilt, die Seelen zu überführen von der großen, bleibenden Not, der inneren Not der Sünde, der Gottlosigkeit und der Zuchtlosigkeit, der Gottvergessenheit und der verborgenen Gottesfeindschaft. Es gilt sie zu dem bußfertigen Glauben zu führen, in dem allein das Heil liegt für Zeit und Ewigkeit.

Freilich hier kann ungeschickter Eifer viel verderben. Es wäre Torheit, wenn ein Prediger jetzt etwa ganz absehen würde von dem, was aller Seelen erfüllt, wenn er vom inneren Leben spräche, als gäbe es keinen Krieg, der Leben und Wohlfahrt der einzelnen wie des Volkes bedroht. Ja es ist Unrecht, wenn wir, statt den guten Samen in die Furchen zu streuen, die der Gott der Geschichte selbst mit gewaltiger Hand aufgerissen hat in den Menschenherzen, uns ein anderes Feld erst selbst zurichten wollten. Und gibt uns nicht gerade der Krieg einzigartige Handhaben, um unser ganzes Volk zu Buße und Glauben zu führen? Unser Volk ist mit Recht sittlich entrüstet über das Verhalten unserer Feinde, über den Geist der Lüge und der Heuchelei, der Habsucht und Gewinnsucht, über all den grauenhaften Egoismus und Mammonismus, der das edle Blut von Millionen zu vergießen sich nicht scheute, nur um bessere Geschäfte zu machen. Niemand aber kann sich verhehlen, daß wir gerade hier in der Gefahr pharisäischer Überhebung und Überschätzung stehen. Es wäre nun gewiß psychologisch falsch, wenn der Prediger dagegen auf-

tritt, ohne das Recht jener inneren Empörung anzuerkennen; vielmehr darf er keinen Zweifel darüber lassen, daß ihn der gleiche sittliche Ekel schüttelt über all die Unsittlichkeit, die sich wider uns erhebt. Dann aber werden wir die Frage stellen müssen, ob all diese Sünden und Laster etwa uns und unserem Volke fremd sind. Der berechtigte sittliche Zorn über die Sünde der Feinde, er darf nicht werden zur Verleugnung des Gebotes: Liebet eure Feinde; und er muß werden zum Zorn wider die Sünde, wo immer sie sich findet; er muß den Stoß führen mitten ins eigene Herz. Die Masse war vordem geneigt, den sittlichen Pessimismus der Kirche für übertrieben zu halten; der Glaube saß fest, daß man trotz aller Weltseligkeit und Ichsucht doch ein sittlicher Charakter sein könne. Der Krieg predigt unwidersprechlich, daß die Kirche Christi recht hatte, wenn sie alle diese Sünden schon im Keime für satanisch erklärte. So wird der Krieg selbst zu dem eindringlichsten Prediger der Buße, oder vielmehr der Gott, dessen Stimme zu uns redet im Donner der Geschütze.

Wenn wir so unser Volk zur Erkenntnis seiner Sünde führen, so ist die Voraussetzung geschaffen zum Glauben an Jesus Christus. Wer den Glauben an die Menschheit, vor allem aber den Glauben an sich selbst verloren hat, der allein wird willig sein, sich von Christus helfen zu lassen. Und nur wer die Sünde in ihrem ganzen Fluchwürdigkeit und Verdammlichkeit erkannt hat, wird den Trost begehren, der im Wort vom Kreuz liegt: Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten.

Wie ist diese seligmachende Wahrheit verspottet worden in unserem Volke als finsterster Aberglaube! Es erschien als Gottes „unwürdig", daß er ein blutiges Opfer begehre, statt frei umsonst zu vergeben wie der Vater dem verlorenen Sohn im Gleichnis. Und es galt dem modernen Individualisten geradezu für sittlich unmöglich, daß einer für den anderen leide und sterbe, seine Schuld zu sühnen. Und jetzt zwingt der Krieg einen jeden zu der Erkenntnis, daß im „blutigen

Opfer" die höchste sittliche Leistung liegt, in der freien Hingabe des Lebens in den Tod! Und jetzt hat der Krieg den falschen Individualismus zerschlagen: das Einzelleben ist oft wie völlig zersprengt von der aus den Tiefen emporsteigenden Allgewalt des Gemeingeistes; das Individuum tritt ein für das Volk und eben damit auch für jedes andere Glied des Volkes. Überall drängt sich dem sittlichen Bewußtsein auf die Wahrheit des stellvertretenden Opfertodes. Unsere Krieger bluten und sterben für das Vaterland, für uns; und Deutschlands Leben wird erkauft durch den Tod seiner Söhne. Diese Erfahrung des Krieges, wie ist sie geeignet, für das Geheimnis des stellvertretenden Opfertodes Christi das ahnende Verständnis zu erwecken! Auch die Menschheit lebt davon, daß der einzig Gute sich freiwillig hingab an den Zornwillen des heiligen Vaters; und wer sich ihm im Glauben verbindet, der darf sich seines Opfers getrösten: Er starb für mich. Vom Krieg zum Kreuz — das ist der Weg, den der Prediger des Evangeliums die Seelen zu führen hat, die sich als verlorene und verdammte Sünder erkennen, auf daß sie Frieden finden in ihrem Gewissen durch das Blut Jesu Christi und am Kreuz der Gnade und Treue dessen gewiß werden, der des eigenen Sohnes nicht verschonet hat, sondern ihn für uns alle dahingegeben.

Nur wo lebendiger Glaube an Jesus Christus den Gekreuzigten und Auferstandenen geweckt worden ist, ist es auch zu einer wirklichen religiös-sittlichen Wiedergeburt gekommen. Ich gestehe offen, daß ich eine heiße Angst empfinde bei dem Gedanken, unser Volk könnte diese gnädige Heimsuchung Gottes ungenutzt lassen. Was würde die Folge davon sein? Sowie die Not des Krieges von uns genommen, wird nicht nur Gottesfurcht und Gottvertrauen, sondern auch all das verschwinden, was jetzt unsere staunende Freude erweckte: der alte Parteigeist wird sein Haupt erheben und die brüderliche Einigkeit zersprengen; der persönliche Egoismus des einzelnen wird in Bälde die Überhand gewinnen über die

Opferbereitschaft und Opferfreudigkeit; die zurückgedämmten Lüste und Leidenschaften werden ausbrechen — vielleicht mit verdoppelter Gewalt. Die Kirche hat die heilige Pflicht, jetzt schon ihre warnende Stimme zu erheben, auf daß die Gefahr erkannt und der Wille geweckt wird in allen Schichten des Volkes, dem beizeiten vorzubeugen. So wichtig aber es ist, gerade diese ethischen Einzelfragen zu behandeln, die Hauptaufgabe der Kirche besteht doch darin, daß wir die religiös-sittliche Bewegung, die aus der äußeren Not des Krieges sich erhoben hat, vertiefen, indem wir zum Glauben rufen an Jesum Christum, auf daß es zu einer wirklichen inneren Wiedergeburt unseres Volkes kommt, die da Bestand hat für die kommende Zeit.

Deutschlands Schicksalsstunde ist gekommen: wir kämpfen um unsere nationale Existenz. Zugleich aber ist der Krieg die Schicksalsstunde nicht für das ewige Evangelium, auch nicht für die Kirche Christi — die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden —, wohl aber für die deutsche Volkskirche. Eine einzigartige Gelegenheit schenkt uns Gott: er hat durch die Not des Krieges das deutsche Volk aufs neue verbunden mit der deutschen Volkskirche. Diese Gabe aber unseres Gottes stellt uns die schwerste Aufgabe. Wer weiß, ob uns je wieder solch eine Stunde geschenkt wird. Es gilt das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist. Es gilt alle Kräfte anzuspannen, auf daß in der Not des Krieges unser Volk es wiederum lernt, wie einst in der Väter Tagen als Ganzes die Knie zu beugen vor dem Herzog unserer Seligkeit.

Gottes Gerechtigkeit in den Schicksalen der Völker

Von Prof. D. Lemme, Heidelberg

Der Magus des Nordens, Hamann, sah gerade in der Geschichte den einleuchtendsten Erweis des göttlichen Waltens. Wie kommt es, daß meistens dieses Lesen der Schrift Gottes gegenüber dem Verständnis seiner Schriftzüge in der Natur völlig zurücktritt? Wie kommt es, daß vielen, denen Gottes „ewige Kraft und Gottheit" in der Schöpfung offenbart ist, sie in der Geschichte verborgen ist? Ja noch mehr: nicht nur zu sehen sind Gottes Wege in der Geschichte viele nicht imstande, sondern gerade gegenüber dem Geschichtsverlauf regen sich die Zweifel an der Lebendigkeit des göttlichen Waltens. In der Zeit des englischen Burenkrieges traten diese Zweifel mit eigensinniger Schärfe hervor. Nicht nur von ungläubiger Seite verwies man höhnisch auf den Triumph des Unrechts, auch gläubige Christen schauten mit ängstlicher Frage nach oben: gibt's denn keine Gerechtigkeit im Himmel?

Gegenüber skeptischen Bedenken kann nicht ernst genug betont werden, daß geschichtliche Vorgänge erst in ihren Zusammenhängen verständlich werden, daß Jahrhunderte, ja Jahrtausende erst im Rückblick nach ihrem inneren Sinn durchschaut werden. Die Jahrtausende vor Christo waren sich selbst unverständlich. Die Jahrhunderte vor der Reformation konnten ihr Licht erst von dieser her empfangen. In der Enge

der Täler kann man die Landschaftsgliederung nicht überblicken. Aber in manchen Fällen ist doch schon den Zeitgenossen der tiefere Sinn gewaltiger Ereignisse bewußt. Beim Sturz des Titanen 1812 ging es wie ein Erschauern vor den geheimnisvollen Mächten der Ewigkeit durch die unter unerträglichem Joch schmachtenden Völker. In solchen Fällen haben selbst skeptische Gemüter und vorsichtig abwägende Köpfe den Eindruck, als wenn die Hülle, hinter der sich die Werkstatt des Weltenlenkers der Geschichte verbirgt, auch dem sonst blöden Auge einen Durchblick gestatte. Leben wir in einer derartigen Zeit? Dürfen wir es wagen, den Schleier lüften zu wollen, der über den Zeitvorgängen liegt? Vor hundert Jahren hatten die Helden der Befreiungskriege die hochliegende und hochfliegende Gewißheit, in der Schaffung eines Vaterlandes einen Gottesdienst der göttlichen Vorsehung zu vollziehen. Das Werk jener Jahre hat erst 1870 die Beleuchtung seiner weltgeschichtlichen Bedeutung erfahren? Die Errungenschaften von 1870/71 gaben Moltke den Ausblick, daß nach einem halben Jahrhundert ihre Erhaltung werde verteidigt werden müssen. Uns treten sie unter den Gesichtspunkt der Eröffnung einer neuen Gliederung der Völkerfamilie. Aber hat darum die religiöse Betrachtungsweise der früheren Zeiten unrecht gesehen, weil sie nicht alle Zukunftsperspektiven zu überblicken vermochte? Gewiß nicht. Also werden auch wir die Gegenwart sub specie aeternitatis zu würdigen ein Recht haben.

Darf man den Krieg überhaupt mit der göttlichen Gerechtigkeit in Verbindung bringen? Nach unseren Friedensschwärmern nicht. Welcher Christ wäre kein Freund des Friedens? Aber die Friedensschwärmer wollen nicht sehen, daß ein gesunder und dauerhafter Friede in der harten Wirklichkeit, in der wir von lauernden Feinden umgeben sind, nur ein Erwerb der Waffen ist. Mag jetzt die sentimentale Phraseologie solcher „Friedensfreunde" unter dem Donner der Schlachten still geworden sein: sowie der Friede geschlossen

ist, wird sie wieder im Namen des Christentums hervortreten; und dann wird kleinliche Pedanterie fortfahren, den Mantel der göttlichen Gerechtigkeit mit den armseligen Lappen urteilsloser Kurzsichtigkeit flicken zu wollen. Ein Volk, das sich von solcher Moral kraftloser Elegie einlullen ließe, würde dem Gericht seiner Schwäche verfallen. Daß auf Lotterbetten die Kraft verfault, ist ein Gesetz göttlicher Gerechtigkeit.

„Wir kämpfen für eine gerechte Sache, also müssen wir siegen!" wie oft hat man das im Burenkrieg gehört, und doch ist das Burenvolk erlegen. So sprachen bei dem frivolen und übermütigen Angriff Napoleons viele auch im Jahre 1806; und doch erlag Preußen der rohen Gewalt. So ist in vielen Fällen die Sache des Rechts vor dem Ansturm der Macht zusammengebrochen. Und die Frage schrie gen Himmel: gibt es denn keinen gerechten Gott? Das Problem ist kein anderes wie beim Leiden des Gerechten überhaupt. Dort im großen, hier im kleinen. In einzelnen Psalmen und im Buche Hiob wird es aufgeworfen. Die Antwort gibt das Kreuz Jesu Christi für die Menschen und die Menschheit: der irdische Triumph menschlicher Ungerechtigkeit ist kein Versagen göttlicher Gerechtigkeit im Himmel. Im Kreuz Jesu Christi vollzog sich der Weltsieg göttlicher Gerechtigkeit. Also ist die göttliche Gerechtigkeit etwas anderes und mehr als Dienerin menschlicher Gerechtigkeit. Gottes Gerechtigkeit ist nicht die Dienstmagd menschlicher Moralität. So hoch der Himmel ist über der Erde, so viel höher sind Gottes Gedanken und Gottes Wege als unsere Wege. Es wäre ja ein so einfaches Schema — und dieses Schema hat viele befriedigt —, wenn Gott auf Erden der menschlichen Gerechtigkeit ihren Lohn, der menschlichen Ungerechtigkeit ihre Strafe gäbe. Und wenn die Wirklichkeit, besonders das Kreuz Jesu Christi, dieses Schema als unzulänglich hinstellt, so tritt dasselbe, wenn es auch nicht Weltanschauung bilden kann, doch immer wieder als Anforderung an das Walten der göttlichen Vorsehung

auf: Gott muß wirken, was den menschlichen Vorstellungen von Gerechtigkeit entspricht. Die Unterordnung Gottes unter menschliche Wünsche hat Ganghofer einem Bayernherzog in den Mund gelegt in Form des Schlagworts: „Gott soll's wollen." Die Unterordnung Gottes unter menschliche Gerechtigkeitsvorstellung ist etwas höheres. Aber auch sie steht in Widerspruch zu Gottes Absolutheit. Alle Konstruktionen von Widersprüchen zwischen Gottes Walten und Gottes Gerechtigkeit hat Paulus ein für allemal Röm. 9, 20 abgewiesen: „O Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechtest?" Wir haben Gott nicht seine Gedanken vorzudenken, sondern können nur seine Gedanken nachdenken. Unser Gebet soll Gott keine Vorschriften machen, sondern, wenn es ein wirkliches Glaubensgebet ist, den menschlichen Willen in Zusammenklang mit dem absoluten Willen stellen. Gott ist der Urgute (Matth. 19, 17). Was er tut, ist gerecht. Anbetend müssen wir seine Wege als solche verstehen lernen. Darum ist das Verständnis der göttlichen Gerechtigkeit in der Geschichte im allgemeinen Inhalt rückblickender Betrachtung.

Das Erdbeben von Lissabon hat seinerzeit eine literarische Flut von Untersuchungen über das Verhältnis desselben zur göttlichen Vorsehung veranlaßt; das Erdbeben von Messina weckte nur einen schwachen Nachhall jener Fragen. Die Anschauung, daß das göttliche Walten einem Gesetz unmittelbarer Vergeltung entsprechen müsse, hat Jesus hinsichtlich der von Pilatus ermordeten Galiläer und der vom Siloah-Turm Erschlagenen Luk. 13, 1 ff. zurückgewiesen: die so Verunglückten waren nicht sündiger wie andere auch. Also ist es unrichtig, in allen Schickungen des göttlichen Naturwaltens Zorngerichte Gottes über die Sünde erblicken zu wollen. War es nicht große Kurzsichtigkeit, das Erdbeben von Lissabon als etwas besonderes aus Gottes Naturwalten herauszuheben? Sind die Seuchen, die Hunderttausende dahinraffen, nicht schlimmere Naturkatastrophen? Und ist wirklich das Pro-

blem verwickelter in bezug auf Tausende, die auf einmal dem Tode verfallen, als in bezug auf die Summe der einzelnen, die an jedem Tage dem Tote zur Beute werden? Wenn ein engelgleiches Kind in der Blüte der Unschuld, der einzige Sohn in vielversprechender Kraft, der Ernährer der Familie in scheinbarer Unentbehrlichkeit dahingerafft wird, ist da der Druck, der viele Gemüter belastet, leichter wie der Ansturm der Fragen, die sich bei großen Naturkatastrophen erheben? Ob einzelne oder viele einzelne, was macht da den Unterschied? Die Antwort gibt dort wie hier der christliche Gedanke Shakespeares: Bereitsein ist alles! Ob der Allmächtige jetzt mich oder andere durch Krankheit oder ein großes umfassendes Unglück der zeitlichen Existenz entnehmen will, es kommt nur darauf an, daß der Schlag mich für die Ewigkeit reif findet. Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist der Mangel an Ewigkeitswert.

Ist Gottes Vorsehung nicht abhängig vom menschlichen Handeln, sondern ist sie die Herrscherin menschlicher Geschicke, und dürfen wir die ewige Gerechtigkeit des Weltherrn nicht an kleinmenschlichen Maßstäben messen, so steht das Gebetswort (Röm. 11, 33) fest: wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Aber dürfen wir uns damit begnügen, dieses Zugeständnis unvollkommener Einsicht in die Wege Gottes in Verbindung zu setzen mit der Meinung, daß der Vorsehungsglaube von uns auf eine ihren Gott nicht bezeugende Welt aufgetragen werde? Wäre die Vorsehung nur Glaubensurteil, ohne im objektiven Weltverständnis Wurzel oder Grundlage zu haben, so müßte dieser Subjektivismus dem Skeptizismus zur Beute werden. Unser christlicher Vorsehungsglaube steht nicht in dem Kontrast zur Wirklichkeit des Weltverlaufs, daß er unser subjektiver Besitz trotz des Widerspruchs zu dieser ist, sondern daß wir ihn, weil er Inhalt persönlicher Glaubenserfahrung ist, auch für das Verständnis der großen Weltverhältnisse festhalten und durchführen trotz dessen, was scheinbar der

göttlichen Gerechtigkeit widerspricht. Wer die göttliche Gerechtigkeit, die nicht bloß das Gute belohnt und das Böse bestraft, sondern auch das Kreuz der Versöhnung aufgerichtet hat und den Sünder in freier Gnade rechtfertigt, in eigener Erfahrung erlebt, dem ist die Gerechtigkeit Gottes Wirklichkeit auch in den Völkergeschicken der Weltgeschichte.

Für die christliche Überzeugung ist das Reich Gottes der herrschende Gesichtspunkt der Weltentwickelung. Wie die Jahrtausende vor Christo in ihm als dem Träger und Bringer des Reiches Gottes ihr Ziel und ihren Abschluß finden, so nimmt die ihm folgende Weltzeit von ihm ihren Ausgang in der Richtung auf die Verwirklichung des göttlichen Weltzwecks. Freilich wäre es verkehrt zu meinen, als ließe sich allem eine unmittelbare Beziehung auf den Hauptgesichtspunkt geben. Keinem Denkenden ist es zweifelhaft, daß in der Welt die Hauptsache das Geistesleben ist, für welches die materielle Welt nur den Unterbau bildet; und — quantitativ betrachtet — einen wie geringen Umfang im Weltganzen nimmt es ein! Einen so geringen, daß die philosophische und religiös-ethische Einschätzung des Wertes des Geisteslebens dem Materialismus und den von diesem Hingenommenen als Beschränktheit erscheint. Ähnlich kann der Tatsachenfreudigkeit im äußeren Geschichtsverlauf die tiefste Bewegungskraft der Geschichte zurücktreten bis zum Verschwinden. Die tiefere Betrachtungsweise sieht die Bewegungskraft der Ewigkeitsfaktoren im scheinbar ziellos verworrenen Verlauf der sich drängenden und durcheinander wogenden Vorgänge. Und wo geistlose Feststellung der Tatsachen nur ungeordnete und regellose Mannigfaltigkeit schaut, da erkennt der Vorsehungsglaube in dem Durcheinanderlaufen der Fäden des historischen Gewebes die geistige Idee des himmlischen Meisters. Und für diese Erkenntnis „Gottes in der Geschichte“ ist die göttliche Gerechtigkeit in der Geschichte eine Tatsache, die von den wirklichen Ereignissen

mehr erklärt wie der Pragmatismus der Einzelzusammenhänge.

Es läßt sich nicht leugnen, daß im Geschichtsverlauf vieles den Eindruck des Naturhaften macht. Ähnlich wie der Vorsehungsglaube durch die Naturgesetzlichkeit elementarer Ereignisse bedrängt wird, steht der Hochschätzung des Geisteslebens in der Geschichte die Übermacht der rohen Naturkraft entgegen: nicht nur geht Macht oft vor Recht, sondern auch Körperkraft zeigt sich oft als übermächtig über geistigen Inhalt. Aber doch nur in relativer Weise. Und der Mensch ist eben doch nicht bloß ein geistiges, sondern ein geistleibliches Wesen. Schwer rächt sich stets die Verkennung der physischen Grundlage des Geisteslebens. Auch die Moral hat, wie in der Erbsündenlehre hervortritt, ihre Naturgrundlage. Gründlich verkehrt ist es, wenn der einseitige Voluntarismus die Naturbasis des Sittlichen verkennt oder nicht sehen will. Geistige und sittliche Gesundheit der Völker hängt eng mit ihrer physischen zusammen. Es ist göttliche Gerechtigkeit in der Geschichte, wenn diese Wahrheit sich in Völkerschiebungen verwirklicht. Alkohol und Syphilis richtet ganze Stämme physisch zugrunde. Hier zerstört Immoralität die Natur. Umgekehrt bedeutet physische Auffrischung oft auch geistige. Der Sieg der Germanen über das Römertum erschien vielen als Sieg brutaler Kraft. Aber er brachte mehreren Ländern mit der physischen eine geistig sittliche Erneuerung. Dagegen bloße Naturkraft, die nicht die Jungkraft neuer Werte erwiesen hätte, hat keine Fähigkeit des Bestandes gezeigt, sondern hat nur als Zuchtrute über die Entartung gedient, wie denn der Hunnenfürst, der seinen Stamm auf den großen Plan der Weltgeschichte führte, lediglich als „Gottesgeißel" eingeschätzt wurde. Was ist von den Mongolenstämmen, welche über die Völker Asiens und Europas dahinbrausten, übrig geblieben? Die Türkenherrschaft, die nicht das geringste von geistigen Werten zu erzeugen fähig gewesen ist, kann keinen dauernden Bestand haben, selbst

wenn die verschlungenen Machinationen der Politik dem Lebensunwerten auch noch ein Jahrhundert der Scheinexistenz belassen oder verschaffen.

Daß die Wanderungen der Völker und die Eroberungen nicht den Normen der Moral entsprechen, weiß jeder. Aber daraus folgt doch nur, daß es falsch ist, jene Vorgänge lediglich nach diesen Normen zu bemessen. Wollte man das tun, so wäre die ganze Existenz der Menschheit unmoralisch; denn alle Völker und Staaten der Erde bestehen, mag man auf kürzeren oder längeren Zeitraum zurückblicken, auf dem Eroberungsrecht. Paulus aber hat jede Staatsleitung, mochte sie auch durch Usurpation oder Gewalttätigkeit ihre Macht erlangt haben, Röm. 13 als durch die göttliche Vorsehung entstanden, also als von Gott verordnet angesehen. Gewiß entsprach die Eroberung Kanaans und die Ausrottung der Amoriter durch Israel nicht den Normen der Moral in landläufigem Sinn, aber sie entwuchs dem Vorsehungswillen Gottes, der in der Vernichtung der alten Bevölkerung ein Gericht über ihre Sündigkeit vollzog. Mit wie markigem Wort haben die alttestamentlichen Propheten den ethischen Gotteswillen Israel eingeprägt; aber sie dachten nicht daran, den für Israel maßgebenden ethischen Normen den Vorsehungswillen Gottes zu unterstellen. Und gerade die alttestamentlichen Propheten sind die gewaltigsten Verkündiger des gerechten Waltens Gottes in der Geschichte, der Völker zu herrschender Größe und überragender Macht führt, um sie für seine weisen Zwecke zu brauchen, und sie auch wieder, wenn sie dessen unwert geworden sind, seinen Dienst zu verrichten, als verbraucht beiseite wirft. Kein Volk, das der Vernichtung verfiel, konnte jemals sagen, daß ihm Unrecht geschehen sei.

Das Ideal der Friedensschwärmer ist ein System von Phäakenstaaten. Aber allein schon die unzähmbare Stoßkraft des Islam wirft diese Weltutopien über den Haufen. Die ruhelose Bewegung der Weltgeschichte duldet keine Ge-

mächlichkeit träumerischer Stagnation. Phäakenexistenz bringt Verwirkung des Existenzrechts. „Nur der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß." Wir Deutsche wünschen, daß man uns in Frieden unsere Arbeit tun läßt und uns unseren Platz an der Sonne gönnt. Aber weder ist man mit dem Ertrag unserer Arbeit zufrieden, noch will man uns die uns zukommende Raumweite zur Entfaltung unserer Kräfte einräumen. Werden die Schwierigkeiten durch Theorien gehoben? Ruheliebende Bequemlichkeit kann ja die Völkerverhältnisse in ein Idyll umdichten. Aber dadurch wird der Wettstreit der Nationen nicht zum Idyll. Gott hat die Menschheit nicht zur Bequemlichkeit bestimmt.

Moderne Kulturseligkeit feiert die Kultur als das höchste der Menschheitsgüter. Ihrer Geschichtsbetrachtung erscheint die Menschheitsbewegung unter dem Gesichtspunkt des Aufkommens, der Steigerung, der Erweiterung und des Herrschendwerdens der Kultur. Wer wollte den Wert der Kultur verkennen? Aber ihre Überschätzung entspringt doch der Lückenhaftigkeit geistiger Umfassungskraft und der Mangelhaftigkeit eines die religiösen und ethischen Werte nicht genügend schätzenden Idealismus. Mit durchschlagender Kritik hat Eucken in seinem bekannten Buche über den Wahrheitsgehalt der Religion die Unterwertigkeit der Kulturüberschätzung ins Licht gestellt. Weder macht die Kultur frei noch macht sie zufrieden noch macht sie glücklich: sie ist nicht imstande, dem Menschen einen ihn in sich festigenden Lebensinhalt zu bieten. Wir wollen die Güter der Kultur nicht unterschätzen; wer möchte auf sie verzichten? Aber dadurch, daß wir in ihrem Strome schwimmen und von ihren Wogen getragen werden, gewinnen wir noch nicht einen die tiefsten geistigen Bedürfnisse befriedigenden Lebensinhalt. Wer möchte noch Rousseaus Schwärmerei der Unkultur das Wort reden? Aber die entgegengesetzte Einseitigkeit der Erhebung der Kultur zum umfassenden Lebenswert entsprach in der langen Friedenszeit, in der die Diesseitsgesinnung in weiten

Kreisen das Jenseits in Nebeldampf auflösen wollte, einer realistischen Strömung, die den „Kampf um die Seligkeit“ in der Tendenz führte, die Seligkeit dem Himmel zu entziehen und der irdischen Existenz einzufügen. Der Krieg verkündet es mit Posaunenstößen erschütternder Aufrüttelung: auf Erden gibt es Seligkeit nicht! Unzählige, die vergessen hatten, nach oben zu schauen, oder es gar nicht mehr wollten, kommen im furchtbaren Ernst der Zeit zu der Selbstbesinnung, daß sich die Ewigkeit nicht in die Zeit umdichten läßt. Dann stellt aber auch die Zeitgröße der Kultur nicht den höchsten Lebenswert dar. Und dann bildet sie auch den herrschenden Maßstab der Geschichtsphilosophie nicht.

„Es ist nicht möglich, daß unsere hochentwickelte Kultur der halbasiatischen Barbarei erliegen sollte“: wie oft hat man das in unseren Tagen versichern hören! Als ob nicht oft in der Geschichte Kultur der Unkultur erlegen wäre! Die Güter der Kultur lockten an zu müheloser Aneignung. Und wo die Kraft der Waffen der Weichlichkeit des Lebensgenusses wich, überschwemmte starke Unverdorbenheit roher Stämme die zur Teilnahme an Kulturgütern einladenden Gebiete. So hat in der alten Geschichte Völkerwelle auf Völkerwelle aus der arabischen Wüste Babylonien, Mesopotamien und Syrien überflutet. So hat auf Grund des Werkes Mohammeds die arabische Eroberung die alten Kulturländer des oströmischen Reiches überwältigt. Die Macht der Kultur bewährt sich bei solchen Vorgängen doch darin, daß die Eroberer sich meist die Kultur der überwältigten Gebiete aneignen und so neue Formen des Geisteslebens begründen. Das Römertum, welches Griechenland niederschlug, wurde innerlich vom griechischen Geist bezwungen.

Wie wenig sich das Verhältnis von Kultur und Unkultur geschichtlich auf eine einfache Formel bringen läßt, wird beleuchtet durch die gewaltige Überlegenheit, welche die Kultur vielfach den Völkern, die ihre Träger waren, gegeben hat. Eine nachhaltige Widerstandskraft. Tausende von Germa-

nen sind verblutet an den Kampfmitteln, welche die römische Intelligenz in Bewegung zu setzen wußte; und daß sie nicht ebenso wie die Gallier diesen zur Beute wurden, lag, abgesehen von ihrer unerschöpflichen Volkskraft, daran, daß sie ihnen andere Eigenschaften als die der keltischen Rasse entgegenzustellen hatten. Und es bleibt bemerkenswert, daß Byzanz trotz aller Schäden des oströmischen Reiches acht Jahrhunderte dem Ansturm des Islam standgehalten hat. Und besonders um sich greifende Eroberungskraft. Die spanischen Konquistadores, die Mittel- und Südamerika ihrer Habgier unterwarfen, waren moralisch wohl nicht besser wie die Indianer, die von ihnen geknechtet wurden; aber sie kamen gleich Kolumbus, in dessen Fußstapfen sie traten, als Träger einer überlegenen Kultur. Den Eingeborenen Amerikas hat diese keine Segnungen gebracht. Aber diese erschloß den neu entdeckten Erdteil der weißen Rasse. Und so hat sie eine ungeahnte Erweiterung und Bereicherung des Geisteslebens der Menschheit begründet. Werden wir diese nicht als vorsehungsmäßig gewollt ansehen? Die Menschen mochten wesentlich ihrer Ruhmsucht und Goldgier folgen. Aber im Dienste eines höheren Willens mußten sie Wege bahnen, welche zu Zielen führten, von denen sie selbst nichts ahnten. Luther hat einmal von seinem Werke gesagt, es müsse alles in Blindheit zugehen; wenn er es geahnt hätte, wohin sein Auftreten führen würde, würde er es nie gewagt haben. Diese Blindheit liegt über vielen der weltgeschichtlich bedeutsamsten Handlungen. Die Menschen verfolgen ihre Zwecke; aber dienen müssen sie ewigen Zwecken.

Viel wichtiger wie die Kulturfaktoren sind die moralischen. Es hat Leute gegeben, die unser Eindringen in Ostafrika und Südwestafrika in Widerspruch zur Moral gestellt haben. Solche traurige Pedanterie verwendet völlig falsche Gesichtspunkte. Die Wanderungen der Völker, der Ausdehnungstrieb der Kultur, die Aktivität des Christentums sind Größen, die nicht pedantisch an Moralregeln zu messen sind.

Handel und Mission drangen nach Afrika, ohne zu fragen, ob man ihrer begehrte. Eigentumsbegriffe in unserem Sinne kannte die schwarze Bevölkerung nicht. Aber ihrem wilden Kampf ums Dasein mit Sklaverei und Menschenraub machte europäische Organisation ein Ende. Ein gewaltiger Fortschritt nicht nur der Kultur, sondern auch der Moral!

Sahen wir, daß der göttlichen Gerechtigkeit nicht die Anforderung gestellt werden kann, vermeintlicher menschlicher Gerechtigkeit dienstbar zu werden, so zeigt sich die göttliche Gerechtigkeit doch darin wirksam, daß die von Gott gesetzten ethischen Normen ihre Überlegenheit über alle äußeren Faktoren erweisen. Ein Goethe hielt den korsischen Titanen für unüberwindlich. Aber die deutschen Idealisten, denen die ewige Ordnung der Dinge über den zeitlichen Ordnungen stand und die die ethische Erneuerung Deutschlands als Mittel zu seiner äußeren Wiederherstellung ansahen, nahmen seine Überwindung tatkräftig in Angriff. Napoleon war ein genialer Berechner aller äußeren Machtfaktoren. Aber für die geistig-sittlichen Machtfaktoren fehlte ihm jedes Verständnis. Und daran ist er zerschellt. Auf St. Helena, wo er die merkwürdigsten religiösen Äußerungen tat, gewann er Zeit, über das Verhältnis von Fleisch und Geist nachzudenken. Jesaja hatte die klare Einsicht (31, 3): „Ägypten ist Mensch und nicht Gott, und ihre Rosse sind Fleisch und nicht Geist!"

In dem gegenwärtigen Kriege werden unsere Heere beflügelt durch das Bewußtsein, einer gerechten Sache zu dienen. Das bezieht sich nicht bloß auf die äußeren Veranlassungen zum Kriege, sondern auf seine tieferen Gründe. Neid und Eifersucht, Scheelsucht und Habgier, Ruhmsucht und Bosheit hat uns den Krieg aufgedrängt. Aber da die deutsche Größe und Machtstellung auf das fremde Selbstgefühl drückte, das sich gegen Überlegenheit aufbäumt, ist auch bei den Gegnern vielfach ein starkes Gefühl des Rechts verbreitet. Englischer Pharisäismus hat es zustande gebracht, in einem der angesehensten Blätter das Urteil abzugeben,

daß dies „sichtlich" ein Krieg zwischen Christus und dem Teufel sei. Also muß man doch von der Frage nach der moralischen Kraft der Gründe des Krieges weitergehen zur Würdigung der moralischen Faktoren, die im Kampfe stehen.

Jeder Krieg schließt in sich ein Gericht über die Unmoral. Mag er selbst viel Unmoral entfesseln, er richtet die Unmoral der vorhergehenden Friedenszustände. Ich habe in den beiden letzten Jahrzehnten wiederholt den Eindruck ausgesprochen, den die deutsche Geschichte an verschiedenen Stellen nahegelegt, daß die Deutschen den ruhigen Bestand ihrer Größe nicht ertragen können. Im Erringen heldenhaft, verderben sie ihre Weltstellung durch inneren Hader und innere Zersetzung. Zu welchen Maßlosigkeiten der Lüge und der Gehässigkeit hat die Herrschsucht der Partei die Leidenschaftlichkeit fortgerissen! Wenn man beobachtete, wie die Zerstörung aller Religion vielen als die höchste und wichtigste Aufgabe, welche der Versammlungs- und Redefreiheit entnommen werden müßte, erschien, wie der von der fadesten Oberflächlichkeit unternommene Feldzug des Austritts aus der Landeskirche das schmunzelnde Behagen des Aufklärungsphilisters weckte, der selbst zu feig war, sich daran zu beteiligen, wie der Liberalismus im ganzen und großen gar nicht begreifen wollte, daß in der evangelischen Kirche doch irgendein Damm gegen den extremsten Unglauben vorhanden sein müsse, wie in angesehensten Tagesblättern jeder mit Kot beworfen wurde, der darauf hinwies, daß die Kirche doch die Grundsäulen des Christentums festhalten müsse, wie die sogenannte „öffentliche Meinung" allen negativen Geistern gleichmäßig zujubelte, mochten sie untereinander noch so entgegengesetzt sein, wie eine moralische Blasiertheit frechster Emanzipation des Fleisches nicht nur am Bestande aller Moral rüttelte, sondern die Morallosigkeit als neue Moral anpries, wie schamlose Weiber nicht nur die Ehe begeiferten, sondern die freie Liebe sogar in theoretischem Libertinismus als das Höchste anpriesen, wie nicht nur das Ein- und Zwei-

kinderſyſtem in anſteckender Weiſe um ſich griff, ſondern ſogar Volksredner den Neu-Malthuſianismus öffentlich anzupreiſen wagten, wie die Bordelle unter Begünſtigung von Beamten wie Pilze aus der Erde wuchſen und trotz aller Bemühungen der Sittlichkeitsvereine nicht zu beſeitigen waren, wie eine von angeſehenen Intellektuellen mit unterzeichnete Eingabe an den Reichstag gerichtet werden konnte um Freigebung der Päderaſtie, indem man kein Bedenken trug, die Petition mit der Aufforderung zur Mitunterzeichnung ſogar Profeſſoren der Theologie zuzuſchicken, wie auf unſeren Univerſitäten das Pariſer Kokottenweſen um ſich griff — dann konnte die Frage aufſteigen, ob ſolche Entartung nicht die göttliche Gerechtigkeit aufrufen müßte. Wenn man den Menſchenmord des Krieges beklagt: mordete der Friede nicht, indem die grauenhafte Ausdehnung der Proſtitution weitgehende Unfruchtbarkeit begründete, die Syphilis, die Geißel der Völker, eine entſetzliche Ausdehnung gewann, Fruchtabtreibung als etwas naturhaftes da angeſehen wurde, wo nichts zur Kenntnis der Behörde kam und kein Richter ſtrafend eingreifen konnte? In weiten Kreiſen hat der Krieg gewirkt wie ein luftreinigendes Gewitter. Blätter, in denen man für Gläubigkeit nur Hohn und Achſelzucken hatte, ſchämen ſich nicht mehr, das Wort „Gott" zu gebrauchen, und ſchauen auf zur Allmacht und zur Vorſehung. Der Gottesglaube eines um ſeine Exiſtenz ringenden Volkes erwartet von oben her das Gelingen ſeiner Sache, das die bloße Einſetzung irdiſcher Machtmittel nicht geben kann. Im Frieden mochte man mit jedem Nihilismus liebäugeln, auch wenn man ihn im tiefſten Innern nicht billigte. Im Kriege, wo es den heiligen Ernſt des Ringens um Sein oder Nichtſein gilt, kann man ſich den Luxus des Atheismus und Libertinismus nicht mehr geſtatten. Man fühlte es, auch wo man es nicht deutlich erkennt: ein Volk, das dem geiſtigen und ſittlichen Nihilismus verfällt, verwirkt das Exiſtenzrecht. Denn um ſagen zu können, daß ein Volk nicht untergehen kann, muß es

geistige und sittliche Werte vertreten, die seine Unentbehrlichkeit für die Geisteswelt sicherstellen. Trotz aller Schäden, die unserem Volksleben anhafteten und anhaften, sind wir solcher Werte unseres Volkstums gewiß; und weil wir glauben, daß am deutschen Wesen die Welt noch einmal genesen könne, sind wir auch überzeugt, daß Gottes Gerechtigkeit Deutschlands Sache zum Siege führen wird. Oder ist diese Überzeugung Inhalt krankhafter Selbsttäuschung? Und wenn sie das nicht ist, wird dadurch ausgeschlossen, daß Deutschland eine Aufrüttelung harter Leidensschule bedürfte, wie es derselben vor einem Jahrhundert zweifellos bedurfte?

Die, wie es scheint, älteste Kulturstätte der Welt, Babylonien, zeigt in einem Werk wie dem Gesetzbuch des Hammurabi, daß dort nicht geringe moralische Kräfte wirksam waren. Aber die reiche Entwickelung der Kultur begründete einen Luxus und eine Ausschweifung, welche die innere Kraft zersetzten. So ist Babel der Name für eine Welt der in Sinnlichkeit verkommenden Üppigkeit geworden, welche den Untergang herbeiruft. Babels Ruinen führen dieselbe Sprache wie die von Sybaris. Ein Volk, das Bestand haben will, muß sich bewahren vor der Unsittlichkeit der Hyperkultur. Daß Propheten, die Buße zum Leben predigen, nicht beliebt sind, wissen wir aus dem Alten Testament. Aber eben daher wissen wir, daß Bußprediger, die Gott fürchten und nicht Menschen, die größten Wohltäter ihres Volkes sind. Die Schwätzer, die jede neue Modetorheit antichristlicher Zersetzung mit Weihrauch und Lorbeer begrüßten und feierten, hätten die Kraft unseres Volkes nicht bewahrt, sondern arbeiteten an ihrer Auflösung. Die stille, aber intensive Arbeit der Kirche zeitigt jetzt ihre Früchte, die mancher mitpflückt, der von dem Baum, an dem sie wuchsen, nichts wissen wollte. Der Heldengeist Luthers schreitet über die Schlachtfelder.

Die wichtigsten und ausschlaggebendsten Faktoren sind nicht die moralischen, wie auf Grund des Kantschen und

Fichteschen Moralismus noch immer von vielen behauptet wird, sondern die religiösen. Göttliche Gerechtigkeit ist, daß er sein Reich baut. Dazu gehört, daß er seine Sache zum Siege führt. Und er führt sie zum Siege in der Leitung der Völkergeschichte. Was ihr dient, bahnt er an und führt es zum Gelingen. Was ihr widerstrebt, wirft er beiseite. Aber nichts verkehrter als die Anforderung an die göttliche Gerechtigkeit, für sie müsse gelten, daß der gerade Weg der kürzeste ist. „Gottes Mühlen mahlen langsam."

Nur durch die Religion Zarathustras ist der ursprünglich kleine Stamm der Perser auf den großen Plan der Weltgeschichte geführt. Ohne die Religion Mohammeds wären die Araber in dem fast geschichtslosen Chaos einander befehdender und aufreibender Stämme befangen geblieben. Nirgends tritt die aktiv schaffende Kraft der Religion stärker hervor als in Israel. Ohne die Religion Moses ein kaum nennenswerter semitischer Stamm, ist er lediglich Gottes Schöpfung. Ohne den Halt seiner Religion wäre das Volk unter dem Ansturm der Assyrer und Babylonier im Völkergewirr Westasiens untergetaucht, den griechischen Gleichmachungsbestrebungen des Antiochos zum Opfer gefallen, nach der Zersprengung der nationalen Existenz durch die Zerstörung der Römer von den Völkern, unter die es verstreut wurde, aufgesogen. Mag die wunderbare Schöpfungs- und Erhaltungskraft der Religion bei keinem Volke sonst so hervortreten wie bei diesem, bemerkenswert ist sie überall in der Weltgeschichte.

Die harte Selbstsucht der Römer mag uns ebenso abstoßen, wie uns ihre Organisationsarbeit Bewunderung abnötigt: was dem alten Römertum die Kraft zähen Vordringens und unwiderstehlicher Selbstbehauptung gab, das war doch die von den meisten Historikern kaum beachtete intensive Frömmigkeit. Die Religion Roms war nationale Institution. Das war ihr Mangel. Aber eben als solche gab sie dem kleinen Volke einen geschlossenen Zusammenhang und

eine einheitliche Stoßkraft. Der Verfall der Religion erzeugte den Verfall des Familienlebens, begründete die Auflösung der Sitte und besiegelte den Untergang des Reiches. Es war ein innerlich morsches Staatsgebilde, das unter der Tapferkeit der Germanen zusammenbrach. In der Schilderung deutscher Unverdorbenheit klingt Tacitus' Germania wie ein tragisches Epos des kommenden Untergangs Roms.

Trotz der konfessionellen Geteiltheit, die wir der Kontrareformation und dem Dreißigjährigen Krieg verdanken, ist und bleibt Deutschland das Land Luthers. Aber haben wir das Erbe der Reformation wirklich treu bewahrt? In der unsäglich traurigen Zeit, in der die öffentliche Meinung das Recht des schlimmsten Unglaubens auf den evangelischen Kanzeln zu fordern schien, konnte man zahlreiche Stimmen völliger Verzweiflung an unserer Kirche hören. Man kann dem gegenüber feststellen, daß Stimmungsmenschen nie objektiv sehen. Aber es offenbarte sich ein Mangel kirchlicher Organisation, der Überwindung fordert. Und es offenbarte sich doch auch der Schade weitgehender Entchristlichung. Der Krieg hat die Kirchen gefüllt. Aber ist großen Kreisen unseres Volkes entschwunden, daß nicht bloß die Not beten lehrt, sondern daß auch Gottes Güte zur Buße leitet? Wenn Gottes Gerechtigkeit ein schweres Läuterungsfeuer über unser Volk verhängte, könnten wir behaupten, wir hätten es nicht verdient?

Wenn wir trotz alledem, obwohl wir uns dem heiligen Ernst des Selbstgerichtes nicht entziehen wollen, unsere Siegeszuversicht auf Gottes Gerechtigkeit gründen, so liegt dem die Überzeugung zugrunde, daß das deutsche Geistesleben gerade auch als religiöses ein unentbehrliches Moment im Gesamtgetriebe der Geistesbewegung der Menschheit ist. Die ostpreußischen Greuel, die von den entsetzlichen Schandtaten des Dreißigjährigen Krieges nicht überboten werden, beweisen die Wahrheit des Urteils: kratzt den Russen, und der Kulturfirnis fällt ab, und der asiatische Barbar kommt heraus.

Aber die religiöse Freudigkeit unserer Truppen und ihr Gottvertrauen, ihre unverwüstliche Gutmütigkeit und ihre maßhaltende Selbstzucht beweist die Tatsache: kratzt den Deutschen, und der Mode-Naturalismus fällt ab, und das fromme deutsche Gemüt tritt hervor. Die Reformation ist nicht wirkungslos Tat und Besitz des deutschen Geistes. In unserem Volke stecken mehr und tiefere Schätze gesunder Religiosität, als das Alltagsleben zeigt, um hervorzubrechen, wenn das Volksgemüt in seinen Tiefen aufgerüttelt wird. Wir können uns die religiöse Welt, die christliche Welt mit Ausscheidung der deutschen Frömmigkeit nicht vorstellen. Und darum sind wir gewiß, daß Gott dem deutschen Volk noch eine Weltstellung vorbehalten hat, die seinen Geistesgehalt in steigendem Maße zu einem Ferment der Völkergesittung machen wird.

Unmeßbare geistige Anregungen gehen auf die ganze Welt von Deutschland aus, das — wir können es ohne Überhebung sagen — das Zentrum des Anbaues der Wissenschaft bildet. Die deutsche Technik ist in der wirksamsten Weise mit beteiligt an den glänzenden Errungenschaften moderner Naturbeherrschung. Jedoch gründen wir auf diese und ähnliche Faktoren die Gewißheit der Unentbehrlichkeit Deutschlands in der Völkerorganisation nicht. Was uns einen Platz steigender Wichtigkeit im Weltganzen sichert, das ist die Stufe der Humanität, die im Abstand von anderen Völkern als religiös-sittlicher Besitz des deutschen Volkes in diesem Kriege heraustritt. Mag in vielen die heiße Glut der Rachsucht aufkochen angesichts der maßlosen Greuel, die dieser Krieg entfesselt: mich erfüllt die Dankbarkeit gegen den gnädigen und gerechten Gott, der durch Christum die Gesinnung in unserem Volk hat heranreifen lassen, die Roheiten des vae victis zu unterlassen und zu verachten. Von den östlichen Kriegsscharen haben wir nichts anderes wie Zuchtlosigkeit erwartet; aber wir haben doch Achtung des Völkerrechts erwartet: und selbst in dieser waren die heid-

nischen Japaner nicht so niedrigstehend, geschah es auch nur aus Kultureitelkeit. Ich habe aus der Zeit der französischen Okkupation vor 100 Jahren handschriftliche Aufzeichnungen gelesen: Klagen über Bedrückungen und Quälereien enthielten sie viel, aber keine Mitteilungen über der Menschenwürde widersprechende Greuel. Wie weit ist in der Zivilisation das Volk zurückgegangen, das früher an der Spitze der Zivilisation voranzugehen beanspruchte! Wieviel ist Belgien von oberflächlichen Köpfen wegen seiner glänzenden „Kultur" bewundert, die auf seinen natürlichen Hilfsquellen beruht! Die Tatsachen zeigen den grellen Abstand zwischen äußerer und innerer Kultur! Zweifellos steht England auf einer Höhe der Zivilisation, nach der es zu den ersten Völkern des Erdballs gerechnet zu werden begründeten Anspruch hat. Und es will in Betracht gezogen sein, daß an ein Söldnerheer, das den Ausschuß der Bevölkerung darstellt, nicht die Maßstäbe eines Volksheeres anzulegen sind. Und doch werfen die grauenhaften Ausschreitungen dieser Söldnertruppe ein trauriges Schlaglicht auf die berüchtigte, von einsichtigen Engländern selbst oft stark gegeißelte Heuchelei, die hinter starker Frömmigkeit und selbstgefälliger und prahlerischer Tugendhaftigkeit die Habgier und die Brutalität verbirgt. Vergleichen wir hiermit die deutsche Humanität und die selbst angesichts der schlimmsten Greuel stets festgehaltene sittliche Selbstbeherrschung, so müssen wir urteilen, daß eine Vernichtung oder auch nur eine Entrechtung Deutschlands die Menschheit um Jahrhunderte in der Zivilisation zurückschleudern würde. Darauf, daß wir das nicht mit Gottes Gerechtigkeit vereinigen können, haben wir eine Berechtigung, unsere Siegeszuversicht zu begründen. Humanität ohne religiöse Gesinnung ist nur eine dürftige Kopie christlicher Nächstenliebe. Daß alle wahre Humanität auf religiösem Grunde erwächst, haben auch einsichtige Philosophen objektiver Beobachtung zugestanden. Echte Humanität ist eine Frucht des Evangeliums.

Noch eins sei erwähnt. Manchem mag es nebensächlich erscheinen; mir erscheint es als eine schwerwiegende Tatsache. Eine gerechte Sache bedarf der Lüge nicht. Was für Berge der Lüge werden in diesem Kriege gegen Deutschland als Sturmschanzen aufgeworfen! Und am überlegtesten, am boshaftesten, am schlauesten und gehässigsten ist hierin am Werk das stets ehrliche, das stets moralische, das stets christliche England! Bekanntlich entfernt die Höhe der äußeren Kultur das Laster nicht, sondern macht es nur raffinierter. Gegenüber dieser Einkreisung der Lüge muß der Wahrheitsliebe der Eindruck kommen: mit der Vernichtung Deutschlands würde im Völkerzusammenhang der Wahrhaftigkeit das Grab gegraben.

Wir haben einen höheren Sinn der göttlichen Gerechtigkeit gefunden als den, daß er einer gerechten Sache zum Siege verhilft. Der dogmatische Sinn der göttlichen Heiligkeit ist der, daß Gott seinen heiligen Willen in der von ihm gesetzten Weltordnung zur Durchsetzung bringt, der göttlichen Gerechtigkeit der, daß er dieser Weltordnung gemäß das Verhältnis von Wert und Geschick in der Menschheit herstellt. Wollen wir diesem Sinn eine Anwendung geben auf die Geschichte, so versagen die gewöhnlichen Maßstäbe des Urteils darum, weil vor dem Ewigen tausend Jahre sind wie der gestrige Tag oder wie eine Wache der Nacht. Erstrecken sich die Richtlinien einer Geistesbewegung auf ungemessene Jahrhunderte, wie will das menschliche, an eine kurze Spanne Zeit gebundene Denken die Ewigkeitsbewegung festhalten? Und doch, ist schon in der unendlichen Menschheitsbewegung der Einzelne nicht eine verschwindende Null, sondern weiß sich jeder einzelne Christ in den Menschheitsplan des göttlichen Heils eingeschlossen, so wird es auch gestattet sein, Zeitperioden als Glieder der unendlichen Kette der Völkergeschichte zu begreifen, die sich Gottes Weltzweck unterordnen. Das gibt der gegenwärtigen Zeit dieses Hochgefühl des Erlebens einer Flutwelle des Menschheitsfortschritts, daß wir das Bewußtsein

haben, im Dienst der göttlichen Gerechtigkeit zu stehen und einen Dienst der göttlichen Gerechtigkeit zu vollziehen darin, daß wir Barbarei zu Boden schlagen, Menschheitsknechtung zerbrechen und unverbesserlicher Friedensstörung das Maßhalten als Nötigung von außen auferlegen, das man von innen heraus nicht finden kann, ja noch mehr, daß wir freche Unkultur ihrer Machtstellung entkleiden, gleißende Überkultur in ihrem Scheinwert bloßstellen, über den Mammondienst des Krämersinns den Idealismus geistigen Strebens erheben. Handelt es sich darum, das sich eine religiös-sittlich begründete Stufe des Geisteslebens gegenüber der Herrschaft materieller Interessen, rohen Machthungers und ruheloser Leidenschaftlichkeit krankhaften Begehrens durchsetzt, dann gibt uns auch der Glaube an die göttliche Gerechtigkeit die Freudigkeit der Zuversicht, daß die Geistesmächte, die sich bei uns einsetzen, sich als den Kräften überlegen erweisen werden, die von Neid, Haß und Herrschgier ins Feld geführt werden ohne irgendwelche ideale Triebfeder. Die entscheidende Frage ist die: bergen wir die religiös-sittlichen Geisteswerte in uns, oder bergen wir sie noch oder schon in uns, um zum Dienst der göttlichen Gerechtigkeit würdig zu sein?

Jedenfalls, wie sich auch die Völkergeschicke wenden mögen, bleibt unser fester Glaube: „Wer darf sagen, daß solches geschehe ohne des Herrn Befehl?" und unser demütiges Gebet: „Weil du gerecht bist, so regierest du alle Dinge recht und achtest deiner Majestät nicht gemäß, jemand zu verdammen, der die Strafe nicht verdient hat; denn deine Stärke ist eine Herrschaft der Gerechtigkeit."

Vom Kriege in Israel

Von Prof. D. Kittel.

Gern folge ich der Einladung der Redaktion, das Thema „Was haben uns die Theologen zum Kriege zu sagen?" noch nach einer weiteren Seite hin zu beleuchten. — Es ist sicherlich kein Zufall, daß uns der Krieg das Alte Testament wieder vielfach näher gebracht hat. Auf unseren Kanzeln hörten wir seit den ersten Tagen des Kriegsausbruchs Texte aus ihm, Worte von Gott als dem rechten Kriegsmann oder von dem Gotte der Heerscharen. In zahllosen Häusern vernahm man wieder Klänge aus dem Psalter, und in zahllosen Schützengräben bildet das Psalmenbuch den liebsten Begleiter der Kämpfer. Das hat seine guten Gründe. Das Neue Testament ist ein Buch des Friedens. Kriegsgeschrei und Waffengetümmel liegen ihm fern und weit, weit hinter ihm. Das Volk ist gebrochen und hat kein Recht und keine Möglichkeit, Kriege zu führen. Jesus weiß von einem anderen Reich als dem Reich, das von dieser Welt ist. Nur wenn er dessen gedenkt, daß der letzte Kampf zwischen den Mächten dieser Welt und denen der neuen ausgefochten werden soll, und wenn er die großen Gerichte über Jerusalem hereinbrechen sieht, dann werden vor seinem geistigen Auge auch wieder alle die Schrecken und Greuel des mordenden und verheerenden Krieges lebendig.

Ganz anders das Alte Testament. Das alte Israel ist ein Volk unter Waffen. Es kämpft fast von Anfang bis Ende um sein Dasein als Volk, um den Besitz seines Landes, um Heimat und Herd, um Freiheit und Leben des Volks und der

Seinen. Darum hallt auch sein Buch wider von kriegerischen Tönen, darum hören wir in ihm so viel von Kampf und Sieg, von Beute und Beuteteilen, aber auch von bangem oder zuversichtlichen Ausschauen nach Rettung „von allen meinen Feinden" und nach den Bergen, „von denen mir Hilfe kommt". Und darum greifen wir auch jetzt „in den Nöten, die uns betroffen haben", so gerne nach diesem Buche, dessen Männer, lebten sie heute, so besonders gut mitfühlen könnten, was wir fühlen, und dessen Klänge uns vielfach durch die Jahrhunderte hindurch so verwandt anmuten, als wären sie gestern gesungen. Gehört es doch zu den Kennzeichen dieses entsetzlichen Völkerringens, daß Gefühle wieder lebendig werden, die wir längst begraben dachten, daß Instinkte wieder erwachen oder auch harte, grausame Notwendigkeiten wieder ins Dasein gerufen werden, die wir einer längst überwundenen Kulturstufe anheimgegeben dachten. So können wir uns auch nicht wundern, daß das Alte Testament, das ja in vielem durchs Neue überwunden ist, jetzt vielfach wieder in uns lebendig wird.

1. Der heilige Krieg und der Gott der Heerscharen.

Man redet jetzt viel vom „heiligen" Kriege und denkt dabei an die Art, wie Muhammed die Seinen den Krieg ansehen und führen lehrte. Nicht alles dabei, aber manches davon ist schon dem alten Israel eigen. Auch Israels Kriege sind heilige Kriege. Sie heißen geradezu die Kriege Gottes, und ein ganzes Buch, von dem noch Kunde auf uns gekommen ist und das ohne Zweifel von den großen Kämpfen der Heldenzeit Israels berichtete, führte den bezeichnenden Namen: „Buch der Kriege des Herrn."

Im Dienste des Gottes Israels wurden die Kriege geführt. Zu seiner Ehre zog man ins Feld. Galt es, das Land vor feindlichem Überfall zu schützen, so kämpfte man nicht

allein für Haus und Herd und für Weib und Kind, die sonst der Knechtschaft verfallen waren, man kämpfte zugleich für den Gott Israels, dessen Besitz und gleichsam dessen Heimstatt selbst das Land war, ja dessen Altäre im Lande standen, die es vor feindlicher Entweihung und Zerstörung zu schützen galt. Das Land, um das man rang, war ja selber ein „heiliges Land". Zog man aber gegen den Feind draußen, griff man ihn im eigenen Lande an, so wußte man sich nicht minder im Dienste des Gottes Israels. Man dehnte sein Land und Gebiet aus, man schuf seiner Verehrung ein neues Feld, man trug die Kunde von ihm und seinen Namen unter die Völker und gewann neue Bekenner seines Namens oder wenigstens seiner Ehre und Größe.

War so das Land, in dem man lebte, nicht allein „Vaterland", angestammtes und Heimatland, sondern zugleich Gottes- und heiliges Land, und war der Kriegsdienst zugleich ein Dienst Gottes und ein heiliges Geschäft, so verstehen wir auch, welche Kraft und welcher Schwung der Begeisterung dem Patriotismus auch des einfachsten Mannes aus der Religion zufloß. Mit brausendem, weithin schallendem Schlachtruf, von dem die Erde dröhnte, stürmten die Scharen der Krieger unaufhaltsam in den Feind. Er mochte etwa lauten: „Für Jahwe! Für Jahwe!" oder „Das Schwert des Herrn (schwingen wir)!" oder „Jahwe ist groß! Jahwe ist groß!" und mag in endloser Wiederholung über das Blachfeld hin gerufen worden ein. Die heiligen Trompeten und Hörner, mit denen man sonst an geweihter Stätte Gott zu preisen und die Menge zu seinem Dienst zu begeistern pflegte, schmetterten dazu in die Lüfte, um das Getöse zu vermehren und die Sinne der Kämpfer von allem anderen abzulenken und sie daran zu erinneren, daß es jetzt — genau so, als ständen sie zu Hause im Heiligtum vor dem Altar und dem Angesicht ihres Gottes — ein großes heiliges Tun, einen wahrhaften Gottesdienst gelte. Es war ein wildes Fechten, ein grausames mörderisches Treiben — aber spüren wir nicht

etwas von einer heiligen Weihe, die auch über dem Schrecklichen liegt?, spüren wir nicht etwas von dem Adel, der auch das Furchtbarste über die bloße Gemeinheit emporheben kann, wenn wir nachzuempfinden suchen, was hier empfunden wurde: es gilt Großes und Größtes, es gilt die höchsten Werte, es geht um die idealen Güter eines Volkes, ja einer Welt? So empfanden manche in Israel.

Man sage nicht: was gehen uns so vergangene Zeiten an? Gestern erst besuchte mich ein lieber Schüler, in der einen Hand die erst in der Kaserne vollends fertiggestellte Zulassungsschrift zur gelehrten Laufbahn, mit der anderen mir eine furchtbare Waffe zeigend, in deren Gebrauch er soeben noch vor dem Ausmarsch eingeführt wird: ein Seitengewehr, das als Bajonett dienen soll, dessen stumpfer Rücken aber zugleich als Säge hergerichtet und dementsprechend mit scharfen Zähnen versehen ist. Er gestand mir, daß er den Gedanken noch nicht fassen könne, mit diesem schrecklichen Werkzeug auf einen Menschen losgehen zu müssen. Nun haben die ausländischen uns feindlichen Zeitungen sicher unrecht, wenn sie dieses Sägebajonett als die allgemeine Waffe der deutschen Soldaten behandeln und uns darum völkerrechtswidrigen Handelns zeihen. Es handelt sich wohl nur darum, daß in jeder Abteilung eine Anzahl Leute ohne weitere Belastung zur raschen Beseitigung von Bäumen und Drahthindernissen befähigt ist. Immerhin ist für den, der dies Instrument zu führen hat, das Bajonett ein anderes als für seinen Nebenmann. Aber mein junger Freund war mit mir doch bald darin einig, daß, wenn es gilt, die Heimat und deren höchste Güter zu schützen vor wilden Horden: schwarzen, braunen, gelben, die weder von Völkerrecht noch von Kultur eine Ahnung haben, und gegen die, welche diese Halbtiere ohne Bedenken auf unsere besten Söhne — zum Teil die Söhne ihrer eigenen Lehrer — loslassen, auch harte und sonst ungewöhnliche Mittel geboten sein können. Es ist heiliger

Krieg, und die heilige Gesinnung, das Höchste zu wollen und das Heilige zu schützen, adelt auch das Harte.

Wenige Stunden zuvor hatte mich ein junger Student besucht, der für heute zur Ausmusterung für den Landsturm befohlen war. Er meinte, totschießen lassen wolle er sich wohl, wenn es sein müsse, aber einen Menschen zu erschießen oder gar zu erstechen, das könnte er unmöglich übers Herz bringen. Der junge Mann stammt aus dem Süden unseres Vaterlandes. Seine betagten Eltern besitzen unfern der französischen Grenze Haus und Hof. Ich stellte ihm vor, was er täte, wenn auf einsamen Spaziergang, den er etwa mit Mutter oder Schwester machte, jemand sich anschickte, seiner Begleiterin Gewalt anzutun, ob er ihn nicht niederschlüge? oder daß noch zur Stunde, wenn unsere Regimenter und Divisionen nicht die Wache hielten, seine Eltern und Geschwister weggeschleppt oder ihnen Haus und Heim über dem Kopfe weggebrannt und zerstört werden könnten. Es half, ihn zu überzeugen, daß auch das Totschießen unter Umständen nicht, wie er meinte, ein gottloses Morden, sondern ein Gott gefälliges Tun, ein heiliger Dienst sein könne. Ob er tatsächlich dazu bestimmt wurde, weiß ich zurzeit noch nicht.

Aber kehren wir zu Israel zurück! War der Krieg ein Gottesdienst und eine heilige Sache, so ziemte es sich auch, ihn zu führen, wie man eine heilige Sache treibt. Wie man den Altar salbt, ihn zu weihen, ja wie man den Priester zu seinem heiligen Dienst und selbst den König durch die Salbung für sein hohes Amt weiht, so salbt man auch den Schild und wohl auch das Schwert mit heiligem Öle. Sie sind ja Werkzeuge eines heiligen Tuns und darum selbst heilige Waffen. Wie man im Gottesdienst beim Tempel Opfer und Gebet und allerlei heilige Bräuche vornimmt, so wird auch dieses heilige Werk nicht anders als mit Opfer und Gebet und weihevollen Riten begonnen. Und wie man vor den Altar und das Angesicht Gottes nicht anders treten darf, als indem man sich in heiligen Zustand versetzt und alles abtut, was sich für den nicht

schickt, der in des Heiligen Nähe treten will, so hat es auch der Krieger zu halten und hat sich als einen Geweihten, auf heiligem Pfade Wandelnden, in heiligem Tun Begriffenen zu betrachten. Darum ruft man, wenn man den Heerbann aufbietet, den Mannen Israels zu: „Heiliget euch zum Streit!" und den Krieg heiligen heißt soviel als den Krieg vorbereiten, sich für ihn rüsten. Denn jeder Krieger soll ein heiliger Mann sein.

Es ist ja keine Frage, daß hinsichtlich der Art und Weise, wie man sich das Heilige dachte, und besonders hinsichtlich der Bräuche, durch die man es zu verwirklichen meinte, eine beträchtliche Verschiedenheit besteht zwischen dem, was jene vergangenen Zeiten im Auge hatten und dem, was unsere Gegenwart wertschätzt. Aber das Eine bleibt: auch uns ist der Krieg, verstehen wir ihn richtig, ein heiliges Tun. So fremd wir dem Kriege gegenüberstehen, der darauf ausgeht, friedliche Nachbarn anzugreifen, und so verwerflich und verächtlich uns der erscheint, der leichtfertig und um schnöden Gewinnes willen dies furchtbare Unglück heraufbeschwört: so gewiß ist uns der Kampf, der unternommen ist, Heimat und häuslichen Herd zu schützen, ein wahrhafter Gottesdienst. Soll er dies aber sein können, so müssen auch wir etwas davon empfinden, daß die ins Feld ziehen und die zu Hause bleiben, ein heiliges Volk sein müssen, die einen in heiligem Ernst ihr hartes Werk tuend, die anderen in gottgefälligem Sinn und Wandel jenen die Hände stützend.

Dann allein können wir auch erwarten, daß das jetzt vielgehörte Wort vom Gott der Heerscharen sich auch an uns betätige. In Israel war es selbstverständlich: sind die Kriege Kriege des Herrn, so ist er selbst auch seinen Heeren gegenwärtig und leiht ihnen seinen Arm, solange er sie als die Seinen ansehen und ihnen hold sein kann. So heißt denn der Gott Israels geradezu ein Gott der Heerscharen — Gott Zebaoth —, der als der rechte Herzog seines

Volkes an der Spitze seiner himmlischen und irdischen Heere seinem Volke voran in den Kampf zieht. In seiner heiligen Lade — der Bundeslade —, seiner sichtbaren Wohnstatt unter seinem Volke, zieht er mit hinaus, so daß die Feinde, wenn sie sie sehen, angstvoll geradezu ausrufen: „Ihr Gott ist ins Lager der Hebräer gekommen!" Mit Wagen und Reisigen in den Lüften als seinen Scharen kommt er den Seinen zu Hilfe. Ja selbst die Sterne und Sterngeister bietet er auf zur unheimlichen Geisterschlacht, um Sisera und seine Scharen aus dem Felde zu schlagen.

So ist er freilich ein Gott Israels und der Gott *seiner* Heerscharen. Ist er auch der Gott *unserer* Heere? ist er auch der Gott der Deutschen? ... Er ist vor allem ein Gott der Gerechtigkeit und der Gerechten. Ist unsere Sache eine gerechte und sind die sie Führenden Gerechte, so ist er auch unser Gott und der Gott unserer Heere.

2. Das Kriegslied Israels.

Man hat in Israel viel und gerne gesungen. An der Hochzeit, beim Keltern des jungen Weines, zur Arbeit der Schnitter in der Ernte erschollen jauchzende Freudenlieder, an der Bahre der Toten wehmütige Trauergesänge. Im Gottesdienst am Tempel und auf dem Wege zum Wallfahrtsfeste pries man in Liedern Gottes Gnade und flehte ihn um Schutz und Hilfe an. Die großen Taten der Väterzeit feierte man in schwungvollen Dank- und Heldenliedern. Es gab fast keine Beschäftigung, die man nicht mit Gesang begleitete und verschönte. Es wäre wunderbar, wenn man nicht auch den Krieg, der vielfach des alten Volkes Lebenselement war, mit Liedern begleitet, geweiht und verherrlicht hätte, oder wenn man nicht nach verlorener Schlacht in Klage- und Bußgesängen sein Herz vor dem Gotte Israels ausgeschüttet hätte. In der Tat gehören die Lieder, die aus den mancherlei Kämpfen geflossen sind, welche Altisrael zu

führen hatte, teilweise zu dem Schönsten und Reifsten, was dieses reichbegabten Volkes dichterische Muse hervorgebracht hat.

Schon in Israels Frühzeit, wenn des Volkes Mannen, die Scharen des Herrn Zebaoth, in den heiligen Kampf auszogen und man sie mit Opfer und Gebet entließ und die heilige Gotteslade, das Kriegspalladium der Wüstenstämme, mit ins Feld hinauszog, da wußte man es nicht anders, als daß man ihr mit weitschallender Stimme einen feierlichen Weihe- und Segensspruch mitgab:

Erhebe dich, Herr, daß deine Feinde zerstieben
und die dich hassen vor dir fliehen!

Und wenn das Heer des Abends rastete und die Lade niedergesetzt wurde, so sang die Heergemeinde — eine betende Schar — ihr zu:

Setze dich nieder, o Herr,
bei den Tausenden der Geschlechter Israels!

Später, als dann Israel einen König besaß, der als der Führer im Krieg an der Spitze der Heere hinauszog, da wurde im Tempel feierlicher Bittgottesdienst gehalten. Der Tempelchor, von Harfen- und Flötenspiel und schmetterndem Posaunenschall begleitet, faßte die Wünsche und Gebete der Volksgemeinde in einem Segensgesang zusammen. Als eine Art Antwort aus den Reihen der mitfeiernden Gemeinde mochte ein einzelner gottbegeisterter Mann aus der Menge den Segens- und Siegeswunsch aufnehmen und zur Gewißheit der Erhörung, die ihm in dieser feierlichen Stunde geworden war, fortführen, und in brausendem, die weiten Höfe und Hallen des heiligen Bezirkes füllendem Bitt- und Jubelgesang fiel dann zum Schluß etwa die ganze begeisterte Volksmenge ein, das tönende Finale des Ganzen zum Himmel sendend. Ein Beispiel eines solchen Liedes vor der Schlacht ist uns in dem 20. Psalm noch heute erhalten*:

*) Dieser und die folgenden Psalmentexte sind entnommen des Verfassers Uebersetzung und Erklärung der Psalmen; Leipzig, Deichert 1914.

Tempelchor:

Der Herr erhöre dich am Tage der Not,
dich schirme der Name des Gottes Jakobs!
Er sende dir Hilfe vom Heiligtum,
von Zion aus stütze er dich!
Er gedenke aller deiner Mehlopfer,
und dein Brandopfer dünke ihm fett!
Er gebe dir, was dein Herz begehrt,
Und erfülle alle deine Anschläge!
Wir wollen dann jubeln über deinen Sieg,
über unsres Gottes Namen frohlocken.
Der Herr gewähre alle deine Bitten!

Eine Stimme:

Nun weiß ich, daß der Herr Heil gibt seinem Gesalbten,
er erhört ihn von seinem heiligen Himmel
mit hilfreichen Taten seiner Rechten.
Jene sind durch Wagen, jene durch Rosse,
wir aber sind mächtig
durch den Namen unsres Gottes.
Sie müssen stürzen und fallen,
wir stehn und richten uns wieder auf.

Alles Volk:

O Herr, schaffe Heil dem König,
erhör uns heut, da wir rufen!

Ungezählte Male sind Israels Scharen sieggekrönt nach Hause gekehrt. Dann ging es hoch her. Schon während der Schlacht stehen die Späher auf den Türmen und halten weitgeöffneten Auges Ausschau, ob nicht ein Siegesbote von der Walstatt heimkomme. Oder es stehen, wie es uns das Siegeslied der Debora in meisterhafter Anschaulichkeit ausmalt, die Frauen der Heerführer am Fenster des Palastes und blicken verlangend ins Weite, ob die Sieger nicht bald heimkehren, und träumen indessen von der herrlichen Beute, die sie mitführen werden:

Beute an farbigen Gewändern, buntgewirkten,
zwei bunte Tücher für den Hals der Königin.

Unermeßlich war der Jubel, wenn die Sieger nun wirklich heimkehrten. Wie man es dabei zu halten pflegte, lehren uns manche Schilderungen. Die Zurückgebliebenen, Frauen und Jungfrauen voran, wie zum Gottesdienst im Festreigen einherschreitend, zu dem die Handpauke den Text schlägt, ziehen ihnen mit Harfen und Flöten entgegen und singen ihnen das Siegeslied, das den Herrn der Heerscharen preist und der Helden Ruhm verkündet. So zog Jeftas Tochter — sich selbst zum Verderben — ihnen allen voran, so sang Mirjam, die Pauke in der Hand, nach dem Untergang der Ägypter im Roten Meer:

Singet dem Herrn, denn hoch war er erhaben,
Rosse und Ritter warf er ins Meer!

und der Chor der Frauen fiel brausend ein, den kurzen Siegesgesang dutzendfältig wiederholend. Oder es wurden einzelne — wie es etwa bei uns aus der Menge herausschallen könnte: „Moltke hoch! Hindenburg hoch!" besonders gefeiert:

Saul hat seine Tausend geschlagen,
David aber seine Zehntausend!

War die heilige Lade mitgezogen, so wurde sie in derselben festlichen Weise eingeholt und an ihre Stätte auf den Zion zurückgeleitet. Ist der Festzug der Gemeinde vor den Toren der Stadt oder des Tempelhofes angelangt, so redet der priesterliche Vorsänger die Tore selbst, als wären sie lebende Wesen, an und fordert sie auf, sich hoch zu recken und höher und höher zu werden, weil ein gewaltiger, übermächtiger König, der himmlische Heerführer, durch sie einziehen wolle. Daraus entwickelt sich ein Wechselgesang zwischen denen drinnen und denen draußen, den uns der 24. Psalm vortrefflich zur Anschauung bringt:

Chor draußen:
Hebet hoch, ihr Tore, eure Häupter,
ja reckt euch, ihr uralten Pforten,
daß der majestätische König einziehe!

Eine Stimme drinnen:
Wer ist denn der majestätische König?

Chor draußen:
Der Herr, ein Starker und Held,
der Herr, ein Held im Streite!

Chor draußen:
Hebet hoch, ihr Tore, eure Häupter,
ja reckt euch, ihr uralten Pforten,
daß der majestätische König einziehe!

Eine Stimme drinnen:
Wer ist es denn, der majestätische König?

Chor draußen:
Der Herr, der Gott der Scharen,
das ist der majestätische König!

Als dann Israel Könige besaß und nachdem der Tempel gebaut war, wurde der Sieg vielfach im Tempel gefeiert, und so werden aus den Siegesliedern häufig zugleich Tempelpsalmen. So feiert ein Lied, der 21. Psalm — das Gegenstück zu Ps. 20 — die siegreiche Heimkehr des Königs aus der Schlacht im Dankgebet an den Gott Israels:

Groß ward sein Ruhm durch deine Hilfe,
Glanz und Hoheit legtest du auf ihn.
Ja du setztest ihn zum Segen für immer,
beglücktest ihn mit Freude vor dir.

In einem anderen, dem 18. Psalm, dankt der königliche Sänger im Rückblick auf ein von Kämpfen ausgefülltes Leben für Sieg und wunderbare göttliche Durchhilfe in allen Fährlichkeiten. In Psalm 33 wird die Gemeinde eingeladen, die Errettung aus schwerer Kriegsnot festlich zu begehen:

Der Herr hat zerstört der Heiden Plan,
der Nationen Gedanken vereitelt.
Der Plan des Herrn bleibt ewig bestehn,
seines Herzens Gedanken
auf Geschlecht und Geschlecht.
Heil sei dem Volk, des Gott der Herr ist,
der Nation, die er sich zu eigen erwählt!

In einem verwandten Liede, Psalm 49, wird der Triumph über fremde, heidnische Völker durch einen mächtigen Hymnus gefeiert:

Lobpreisungen Gottes im Munde,
zweischneidiges Schwert in der Hand:
Zu üben Rache an den Völkern,
Ahndung an den Nationen ....
zu vollziehen an ihnen Gericht, wie geschrieben —
so dient es zur Ehre seinen Frommen zumal.

Oder aber es wird der Dank der siegreichen Gemeinde in die ergreifenden, an einen Kampf um Sein oder Nichtsein übermächtigen Feinden gegenüber erinnernden Worte gekleidet, in Psalm 124:

Wäre der Herr nicht für uns gewesen,
so sage Israel;
wäre der Herr nicht für uns gewesen,
als Menschen sich wider uns stellten:
so hätten sie uns lebendig verschlungen,
da ihr Zorn wider uns entbrannt war;
so hätten die Wasser uns überflutet,
ein Strom wäre über uns gegangen;
so wären über uns gegangen
die überwallenden Wasser.

Oder es wird der Tag des Sieges und der Siegesfeier als ein von Gott ganz besonders für diesen Zweck geschaffener Tag angesehen und gepriesen — in Psalm 118:

Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat:
lasset uns freuen und fröhlich an ihm sein!

Dabei wird ein festlicher Umzug veranstaltet, an dem Vorsänger, Chöre und Halbchöre beteiligt sind, die während des Schreitens im Wechselgesang sich selbst und alles Volk an die großen Nöte, durch die man gegangen war, aber auch an den rechten Helfer erinnern. Darin finden sich Sätze wie die folgenden, die — wie manche der vorangehenden — in unseren Tagen keines Kommentars bedürfen:

Alle Völker umringen mich:
im Namen des Herrn — ich zerstampfe sie!
Sie umringten, ja umringeten mich:
im Namen des Herrn — ich zerstampfe sie!
Sie umringten mich wie Bienen,
wie Feuer die Dornen:
im Namen des Herrn — ich zerstampfe sie!
Man stieß mich, daß ich fallen sollte,
aber der Herr half mir.

Aber auch ein tapferes Volk wie Israel konnte nicht immer nur von Siegen und Triumphen reden. Es kamen auch Rückschläge und schmerzliche Niederlagen. Sein besonderes Glück war es, daß ihm auch in solchen Lagen fast allezeit Männer zur Seite waren, die die Ursache des Leidens und die Quelle des Trostes da suchten, wo sie allein zu finden sind. So ist denn in Israel der Kriegsgesang nicht nur Sieges- und Freudengesang, er ist auch Trauer- und Klagegesang, zugleich aber auch Trost- und Hoffnungslied geworden, an dem viele Geschlechter im Lauf der Jahrhunderte in so mancherlei Nöten — im Krieg und im Frieden — sich aufgerichtet haben.

Wir wissen, daß es in Israel Sitte war, in schweren öffentlichen Notlagen ein großes allgemeines Buß- und Bittfest zu veranstalten. So hat sich, als in den Zeiten des Propheten Joel eine große Dürre mit Heuschreckenplage

über das Land gekommen war, alles Volk im Tempelhof „zwischen Halle und Altar" gesammelt. Die Priester traten auf, weinten und wehklagten und sprachen mit weithin vernehmbarer Stimme ein Gebet:

Erbarme dich, Herr, über dein Volk,
gib nicht hin dein Erbe der Schmach!
Was soll man unter den Heiden sagen:
„Wo ist denn nun ihr Gott?"

Zuvor hatte alles Volk gefastet und man hatte unter Trompetenschall ausrufen lassen, keiner möge zurückbleiben, weder Mann noch Weib, weder alt noch jung, selbst Kinder und Säuglinge, selbst Bräutigam und Braut müssen erscheinen.

So hielt man es auch im Kriege. Für die Erschlagenen, vor allem für gefallene Helden, hielt man die Totenklage. Um zerstörte Städte und verwüstete Landschaften klagte man im Liede. Nach Mißerfolgen im Felde beugte man sich in Buße und Demut und schrie nach neuer Gnade und Errettung. So hat man um den im Jahre 606 bei Megiddo erschlagenen König Josia eine öffentliche Klagefeier gehalten. So hat besonders David um den Tod von Saul und Jonatan, die zusammen am Gilboa gefallen waren, sein tief ergreifendes Klagelied gesungen:

Die Zier liegt erschlagen o Israel auf deinen Höhen:
wie sind sie gefallen, die Helden!
Ihr Berge von Gilboa, nicht Tau, nicht Regen
komme an euch, ihr Todesgefilde! ..
Leid ist mir um dich, mein Bruder Jonatan,
wie warst du mir so hold!
Deine Liebe war mir köstlicher
als Frauenliebe ist.

Und der Prophet Jeremia soll um die heilige Stadt und den Tempel, als sie unter Nebukadnezar gefallen waren, ein ganzes Buch von Klageliedern gesungen haben, die man zu

einem großen Teil heute noch nur mit tiefer Bewegung lesen kann:

Wie liegt sie so einsam die Stadt,
einst reich an Volk!
wie ist zur Witwe geworden
die groß war unter den Völkern!
die Fürstin unter den Städten
muß Frondienst tun!

Aber bei der bloßen Klage bleibt es nicht, sie wird bald zur bußfertigen Bitte:

Sieh, Herr, mein Elend an, denn der Feind triumphiert!
der Herr ist gerecht, seinem Wort trotzte ich.

So halten es denn vielfach auch die Psalmen, die aus solchen Notlagen geflossen sind. Da hört man so erschütternde Töne, wie die von Psalm 44:

Ja du hast uns verstoßen und beschämt,
ziehst nicht aus mit unseren Heeren;
ließest uns fliehen vor unserem Feind,
daß uns beraubten, die uns hassen;
ließest uns auffressen wie Schafe,
zerstreutest uns unter die Heiden;
verkaufteſt dein Volk um ein Spottgeld,
hast keinen Gewinn vom Kaufpreis;
machtest uns zur Schmach unsern Nachbarn,
zu Spott und Hohn denen um uns;
machtest uns zum Sprichwort unter den Heiden,
und daß die Völker das Haupt über uns schütteln.
Wach auf, o Herr, warum schläfst du?
erwache, verstoße nicht ewig!
Warum verbirgst du dein Antlitz,
vergißt unsres Elends und Dranges?
Denn unsre Seele ist gebeugt zur Erde,
unser Leib klebt am Erdboden.
Mache dich auf zur Hilfe für uns,
erlöſ' uns um deiner Gnade willen!

Oder wir lesen in Psalm 60 das offene Eingeständnis eines schweren Mißerfolges und die flehende Bitte um Hilfe:

Gott, du hast uns verstoßen und zerstreut,
uns gezürnt, ließest uns zurückweichen ...
Schaff uns doch Hilfe vor dem Feind,
denn eitel ist Menschenhilfe!
Mit Gott wollen wir Heldentat tun,
er wird unsere Feinde zertreten.

Auch hier geht es uns so, daß manches an diesen Liedern, an dem wir sonst wohl fast achtlos vorübergingen, uns neue und unmittelbare Bedeutung gewinnt. Ich erinnere an Worte, wie die im 79. Psalm:

Laß vor dich kommen das Seufzen der Gefangenen;
kraft deines starken Arms
erlöse die Kinder des Todes!

Auch bei Worten wie denen von Psalm 143:

Errette mich vor meinen Feinden, Herr,
auf dich harre ich,
in deiner Gnade mache zunicht meine Feinde!

haben sich wohl die wenigsten in unseren Tagen noch viel Gedanken gemacht. Den meisten galten sie als Klänge aus entlegenen Zeiten und Verhältnissen. Nur wer etwa unter besonders schweren persönlichen Verhältnissen seufzte, mochte sie mit unmittelbarer Beteiligung lesen. Wie ganz anders stehen wir ihnen heute gegenüber! Ein Beispiel für viele. In dem von mir besuchten Silvestergottesdienst dieses eben verflossenen Jahres wurde der Text aus Psalm 31 zugrunde gelegt:

Ich spreche: Du bist mein Gott,
meine Zeit steht in deinen Händen —
errette mich aus der Hand
meiner Feinde und Verfolger!

Wie oft haben wir die erste Hälfte dieses Wortes als Weihe- und Geleitswort gehört und gesprochen, sei es für den Be-

ginn oder Beschluß eines Jahres, sei es an Geburts- oder Hochzeitstagen. Aber des zweiten Teiles meinten wir in unseren hochgebildeten, friedlichen Zeiten und wohlgeordneten Verhältnissen entraten zu können. Wie ganz anders heute, und wie war es der Gemeinde aus der Seele gesprochen, daß er in diesem Jahre nicht beiseite gelassen wurde!

* * *

Aber die Religion Israels war nicht derart, daß seine Sänger dabei stehen geblieben wären, ihre Gefühle auch in schweren Lagen lediglich in Klage und Bitte auszuströmen. Sie hatten vor allem durch die Propheten gelernt, daß es noch ein Drittes gab, den Glauben, der, auch wenn widrige Schicksale anhielten, den Trost des Gottvertrauens bot. Wie überhaupt das geistliche Lied den eigentlichen Höhepunkt der religiösen Dichtung Israels bildet, so hat auch das Kriegslied Israels in diesen Trost- und Vertrauensliedern seine höchste Stufe erreicht und seine schönsten Triumphe gefeiert. Da hören wir Töne wie zu Anfang von Psalm 27:

Der Herr ist mein Licht und mein Heil:
vor wem sollt' ich mich fürchten?
Der Herr ist meines Lebens Hort:
vor wem sollte mir grauen?
Wenn sich ein Heer wider mich lagert:
mein Herz fürchtet sich nicht;
wenn sich Krieg wider mich erhebt:
dabei bin ich getrost.

Oder wie in Psalm 91:

Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt,
im Schatten des Allmächtigen weilt,
der spricht zum Herrn: meine Zuflucht und Burg,
mein Gott, dem ich traue!
Ob tausend zur Seite dir fallen,
zehntausend zu deiner Rechten,
dich wird es nicht treffen.

Denn du — deine Zuversicht ist der Herr,
den Höchsten nahmst du zur Zuflucht:
kein Übles wird dir begegnen,
keine Plage deiner Hütte sich nahn.
Er entbietet seine Engel über dir,
daß sie dich behüten auf all deinen Wegen;
daß sie dich auf den Händen tragen,
daß dein Fuß an keinen Stein stoße.
Über Löwen und Ottern magst du gehn
und treten auf Leun und Drachen! — —

Ja, wir erleben mit, wie Luther an einem Klange dieser Art zu jener gewaltigen Schöpfung begeistert wurde, die mehr und mehr aus einem Kampf- und Trutzlied der Reformation wider Papsttum und römische Kirche zu einem Zuversichts- und Siegesgesang aller Deutschen geworden ist:

Chor:
Ja Gott ist uns Zuflucht und Hort,
eine Hilfe in Nöten, gar wohl bewährt,
Drum fürchten wir nichts, ob die Erde wiche,
ob die Berge wankten, mitten ins Meer;
mögen toben und schäumen seine Wogen,
vor seinem Ungestüm Berge schwanken:

Gemeinde:
Der Herr Zebaot ist mit uns,
unsre feste Burg der Gott Jakobs!

3. Seelsorge im Krieg.

Man wird geneigt sein, zu denken, daß die Idee, den kämpfenden Heeren Seelsorger mitzugeben, die ihnen in ihrer schweren Arbeit ermunternd, das Pflichtgefühl stärkend, tröstend und nach oben weisend zur Seite stehen, erst der neuen Zeit angehöre. In gewissem Sinn mag dies auch wirklich der Fall sein. Aber etwas davon besaß doch auch schon das alte und älteste Israel. Der große Führer

Israels aus Ägypten und durch die Wüste war nicht allein sein Feldherr und Gesetzgeber, er war auch sein geistlicher Leiter als ein Prophet, mit dem Gott redete „wie ein Mann mit seinem Freunde". Und als das Volk in heißer Schlacht mit dem Feinde rang, da, heißt es, trat Mose auf einen Hügel, so daß alles Volk ihn sehen konnte, und hob die Hände empor. Solange die Krieger ihn die Hände heben sahen, siegten sie, und als des Führers Hände matt zu werden drohten, da mußten Aaron und Hur sie stützen. Wir kennen den ältesten Sinn dieser Erzählung nicht ganz, aber wir dürfen als sicher annehmen, daß die späteren Leser sie so verstanden haben, daß das Heer siegte, solange es die Gewißheit hatte, daß der Führer an den Sieg glaubte und betende Hände für sie zum Himmel emporgehoben wurden.

Auch Elisa, des großen Elias liebster Schüler, zog mit den Seinen in den Krieg. Und als das Heer in große Nöte kam, weil man kein Wasser hatte, da fragt der König: „Ist denn kein Prophet da?" und Elisa schafft Rat und verkündet zugleich den Sieg. Auch Samuel ist dabei, wenn Saul in den Krieg zieht, und Saul und David führen einen Priester mit, der das Opfer vollzieht und den Willen Jahwes erforscht. Viel wichtiger aber ist, was die im besonderen Sinne klassischen Vertreter ihres Standes, Männer wie Jesaja und Jeremia, getan haben, um ihrem Volke in schweren Kriegsnöten als die Vertreter ihres Gottes und die Verkünder seines Willens zur Seite stehen.

Am deutlichsten können wir dieses Verhalten bei Jesaja beobachten.* Das Volk ist in schwere Kriegsnot verflochten: zwei mächtigere, sonst vielfach unter sich selbst verfeindete Nachbarn haben plötzlich alles, was sie lange trennte, vergessen, um sich mit vereinten Kräften auf das bescheidene Juda zu stürzen. Schon haben sich ihre Heere vereinigt. Und schon sind sie im Anmarsch auf Jerusalem selbst.

*) Näheres in des Verfassers Geschichte des Volkes Israel, 2. Aufl., II, 476 ff.

In wenigen Stunden können sie vor den Toren der Stadt erscheinen. Denn sie sind bereits an den Abhängen des Gebirges Ephraim angelangt. In dieser furchtbaren Not ist guter Rat teuer. Der König selbst und die Hauptstadt sind von jähem Schrecken erfaßt und „beben wie die Bäume des Waldes vor dem Winde". Nur der Prophet hat seine Ruhe bewahrt; er weiß, daß seine Stunde da ist. Als Diener seines Gottes tritt er dem verzweifelnden und zagenden König entgegen: Nur unverzagt, mögen die Feinde immer Übles wider dich beschlossen haben, dich vom Throne zu stürzen und dein Land an sich zu bringen — es wird von alledem nichts geschehen, denn ein Höherer, dem ich diene, sitzt im Regiment. Aber eines mußt du und müssen die Deinen können: ihr müßt das glauben können. Anders müßtet ihr vergehen. „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht!"

Jesaja hat diese Botschaft nicht einmal, sondern öfter verkündet. Viele Jahre später, als Juda sich in neuer schwerer Not mit Aegypten verbünden wollte, da ruft er voll heiliger Entrüstung aus: „Die Aegypter sind Mensch und nicht Gott und ihre Rosse sind Fleisch und nicht Geist . . . durch Stillesein und Harren — d. h. durch einfaches stilles Gottvertrauen — hättet ihr können stark sein, aber ihr habt nicht gewollt!" Ein anderes Mal: „Wer da glaubt, der weicht nicht, d. h. wird nicht zuschanden!"

Sein ganzes Leben hindurch und durch alle Wechselfälle der politischen Lage ist dieser hervorragende Geist und einflußreiche Berater seines Königs und Volkes jenem Grundsatz treu geblieben. Er hat damit seinem Volk und der Welt einen unermeßlichen Dienst geleistet, hat beiden eine bleibende Wahrheit verkündet. Man hat freilich auch ihn mißverstanden. Und es wird immer Leute geben, die lebendiges Gottvertrauen für eine Utopie erklären. Aber so wie die Dinge lagen, hatte er nicht allein politisch — wie der spätere Verlauf zeigte — der kurzsich-

tigen Eintagsweisheit der anderen gegenüber das Richtige getroffen, sondern er hat vor allem religiös seinem Volke den Weg gewiesen.

Ein so großes Kind war freilich unser Prophet nicht, daß er gemeint hätte, man könne einem feindlichen Überfall mit verschränkten Armen und zum Himmel gerichteten Blicken begegnen. Natürlich sollte sich Jerusalem in Verteidigungsstand setzen und sich der Angreifer erwehren so gut es ging. Aber seine Kraft hatte ihre Grenzen und es sollte nicht meinen, durch allerlei zweifelhafte Verbindungen und gewagte Operationen — die ihm tatsächlich zum Verderben werden sollten — menschliche Hilfe erzwingen zu müssen. Er sah mit überlegenem Scharfblick den anderen Weg vor sich, daß, wenn man nur die Dinge gehen ließ, wie sie gingen, und sich hütete, die Großmächte, Assur oder Ägypten, herbeizurufen, diese ganz von selbst genötigt sein würden, sich des Angegriffenen anzunehmen. Dann hatte man den ungeheuren Vorteil, ihnen (hier zunächst Assur) keinen Rechtstitel, die Hand auf das Land zu legen, gegeben zu haben.

Das etwa sind dieses merkwürdigen „Staatsmannes" Erwägungen. Nur daß er der Großmacht mit keinem Wort Erwähnung tut. Ihm steht es fest: hinter der Großmacht und allen politischen Mächten der Erde steht ein anderer noch größerer. Was er meint, heißt nicht in stumpfem Fatalismus die Hände in den Schoß legen, sondern dem höchsten Lenker der menschlichen Geschicke da die Dinge vertrauend anheimgeben, wo menschliches Vermögen und menschlicher Witz am Ende sind. So stellt er die letzte politische Weisheit zugleich, ja zuerst unter den religiösen Gesichtspunkt. Er verbindet in bedeutsamer Weise Staatsweisheit und Religion. Er hat das felsenfeste Zutrauen und möchte es den Seinen geben, daß Gott ein Volk, wenn es — das Seine tuend — sich auf ihn verläßt, auch richtig führen wird. Er stellt damit Gott

und die letzten sittlichen Mächte mit aller Kraft seines starken und kühnen Geistes in den Mittelpunkt auch seines politischen Denkens, und er ist überzeugt, daß diese Politik, die er die des Gottvertrauens im tiefsten Sinne des Wortes nennt, allein seinem — und jedem anderen Lande zum Heile werden könnte.

* * *

Doch bleibt er auch dabei mit dem, was er seinem Volke und der Welt vom Kriege zu sagen hat, nicht stehen. Sein letztes Ziel, und nach seiner Überzeugung das letzte Ziel der Wege Gottes, ist ein noch höheres. Jetzt freilich, in der rauhen Gegenwart und nicht minder in der nächsten Zukunft, starrt die Welt von Waffen und hallen die Lande wieder vom Getöse der Kämpfenden und von den Seufzern und Klagen der Verwundeten und Sterbenden, der Witwen und Waisen, und noch scheint es Gottes Wille so zu sein. Aber es kann nicht so bleiben. Einmal muß der Tag kommen, wo an Stelle des Waffengeklirrs und des grausen Mordens die Ruhe und der Friede treten werden und wo die blutige Arbeit des Kriegers abgelöst sein wird durch das friedliche Tun des Landmanns und aller derer, die Dinge des Friedens und der Wohlfahrt der Völker treiben. Das ist die Zeit, wo die Menschen sich zu dem Gott des Friedens zurückfinden und in ihm das Heil aller Welt sehen werden. Das werden die herrlichen Tage sein, wo

Man wird umschmieden die Schwerter zu Pflugscharen
und die Spieße zu Winzermessern;
nicht wird Volk wider Volk zum Schwert greifen,
keiner wird mehr den Krieg erlernen.

Ist er auch hier Utopist? Viele meinen es, und mehr als je sieht es aus, als sollten sie recht behalten. Aber daneben gibt es doch immer noch Menschen — wie es solche zu allen Zeiten gab —, die von dem Glauben nicht lassen

können, als müßte die innere Kraft der Wahrheit, und die Wahrheit ist Friede, und die innere Vernunft der Dinge, und die Vernunft ist abermals eitel Friede, die Menschen, die diese beiden guten Geister schon so manchen Schritt auf ihrer Bahn vorwärts geführt haben, auch einmal noch, wenn auch in langsamem Fortschreiten, diesem letzten Ziele näher und näher rücken heißen.

Freilich, solange die Welt ist, wie wir sie heute sehen: solange Unrecht und Eigensucht die Herrschaft führen, werden alle Worte der Friedensapostel verhallen. Aber Gottes Mühlen mahlen langsam, doch sicher. Einmal noch muß die Welt der Erkenntnis Gottes voll werden. Und dann wird auch der Tag kommen, den die Propheten Israels erschauten, der Tag, da die Menschen den Gott des F r i e d e n s suchen und in ihm das Heil schauen werden.

Christentum und Krieg

Von Prof. D. Bachmann.

1. Etwas, was der Krieg entwertet.

Nach menschlichem Ermessen ist durch den Krieg die Kirchenaustrittsbewegung abgetan. Auch die Agitatoren für diese Bewegung konnten und mußten sehen, wie unser Volk, als die dunkle Wetterwolke des Krieges aufstieg, die Kirchen suchte, sich zur Kirche bekannte, die Sorge um das Kommende und den Jubel über die ersten Siege aus innerstem Drange heraus in Gebet und Lobgesang ausströmen ließ. Es ist undenkbar, daß sie, wenn die Sonne des Friedens scheinen wird, auch nur den Mut aufbringen sollten zu einem Versuch, unserem Volk diese Erfahrung von dem Wert der Kirche, dieses neue und starke Erlebnis eines lebenswirklichen Zusammenhangs mit ihr aus der Seele zu reißen. Noch viel undenkbarer aber ist, daß ein solcher Versuch gelinge. Der Bußtag am Anfang des Krieges, die Abendmahlsfeiern, zu denen sich die ausziehenden Truppen sammelten, die Kriegsbetstunden in den Gemeinden, die Gottesdienste in den Lazaretten — dies alles und vieles andere *muß* doch in unserem Volke das vielleicht schwankend gewordene Gefühl von der Unentbehrlichkeit der Kirche neu und sicher auf lange Dauer hinaus befestigen. Es *muß* unschwer möglich sein, unserem Volke starke und zwingende Empfindungen davon zu erwecken, was uns gefehlt haben würde, wenn in jenen großen Tagen der Entscheidung nicht die Kirche unter uns gewesen wäre, wenn in freireligiösen und freigemeindlichen

und freidenkerlichen Andachtsfeiern die seelische Waffenrüstung hätte gesucht werden müssen für den Krieg, seine Opfer, seine Leiden, seine Aufgaben. In der Tat, im Lichte der Erfahrung der letzten Wochen und Monate muß jedem ruhigen Beobachter die Kirchenaustrittsbewegung erscheinen als ein Spiel, zu dem sich unser Volk in Tagen wohligen Friedens hat verleiten lassen, das man aber unter dem Eindruck des Ernstes des Lebens beiseite wirft. Unser Volk hat — als Ganzes genommen — die Kirche wieder gefunden. Um die jahrhundertealte und durch die Jahrhunderte oft erschütterte und erprobte Gemeinschaft beider hat sich ein neuer, starker Ring frischen, unmittelbaren Erlebens gelegt. Wir danken dafür Gott von Herzen. Täglich bewegt es uns ja mit Schmerzen, was der Krieg für Werte zerstört, Personenwerte und Sachwerte. Aber er trifft doch auch das Unwerte hart. Er ruft die Völker zurück zu ihren tiefsten Kräften und nötigt sie, das Flitterwerk abzutun.

In einer seiner monistischen „Sonntagspredigten" hat kürzlich (vgl. „Frankf. Zeitung" vom 13. September 2. Morgenblatt) Ostwald erklärt: „Wir hatten unsere Zeit überschätzt und insofern falsch beurteilt, als wir hofften, daß bereits jetzt die sachlich nüchterne Überlegung der ungeheuren Nachteile, die der Krieg bringt, und des ungeheuren Segens eines vollkommen sicheren Friedens hinreichen würden, die Nationen davon zu überzeugen, daß ihre bisherige auf den Kampf gerichtete Organisation unzweckmäßig ist und durch Organisation der gemeinsamen Arbeit ersetzt werden muß." In der großen und zum Großen lenkenden Zeit, in der wir stehen, wollen wir kein Wesens daraus machen, daß hier Ostwald sich persönlich für das Opfer einer Täuschung erklärt. Aber sein Wort ist charakteristisch für den freidenkerischen Monismus und für den inneren Zusammenbruch, den die Erfahrungen der letzten Monate für ihn bedeuten. Gerade unter der Führung Ostwalds hatte der Monismus und das ihm verbündete Freidenkertum einen Zug zum Rationali-

stischen und zum Utilitaristischen angenommen. Dem Verstand, dem wissenschaftlich geklärten und abgeklärten Verstand wollte Ostwald die Weltherrschaft anvertrauen. Nun aber erleben wir es, daß starke Leidenschaften, daß der leidenschaftliche Lebenswille in der Seele der Nationen das Zepter an sich reißt. Auch Deutschland gehorcht diesem Lebenswillen; er ist bei ihm — gottlob! — die edle Leidenschaft eines guten Gewissens, das nationale Lebensrecht gegen feindliche Gewalten zu verteidigen. Unseren Gegnern steht dieser reine Beweggrund nicht zur Seite. Es ist die blinde Leidenschaft eines über seine eigenen Bedingungen irrenden Lebenswillens, die sie in den Kampf treibt. So und so aber ist klar, daß eine Bewegung, welche die nüchterne Verständigkeit für die oberste Kraft der Menschheit ansieht, die Menschheit in ihrem Herzen nicht trifft und nicht versteht. Oder wagt jemand auf der Seite der Monisten etwa zu hoffen, daß nach dem jetzigen Krieg das ersehnte Zeitalter anbrechen werde, wo der rechnende Verstand regiert? Wer den Ausbruch des jetzigen Krieges miterlebt hat, ich glaube, der hat für immer einen Eindruck davon erhalten, daß die letzten Entscheidungen der Völker über ihre Wege und Geschicke aus anderen Quellen als denen der bloßen verstandesmäßigen Berechnung entspringen. Der Monismus Ostwaldscher Observanz erblickt sein Ideal in dem reinen Verstandesmenschen. Damit verkennt er den Menschen aufs gründlichste. Wir würden von dem allen nichts sagen, wenn es sich bloß um einen unschädlichen psychologischen Irrtum handelte. Aber dieser Irrtum hat seine Folgen. Er treibt dazu, das Heil der Menschheit in der Klärung des Verstandes, also in der Aufklärung zu suchen. Aber wer der Menschheit wirklich helfen will, der muß sie in ihrer Seele fassen und den Strom der hier fließenden Leidenschaften und Lebensgefühle läutern und reinigen. Da hört aber der Dienst der Wissenschaft auf. Der Krieg lehrt, daß die Menschheit einer Macht bedarf, die sie in ihrem unmittelbarsten Innern

in Zucht nimmt. Nicht sichere wissenschaftliche Wahrheiten, die man weiß, sondern hohe Gesetze, denen man gehorcht, können allein die Menschheit bewahren und leiten. Nicht Wissen, sondern Gewissen ist das erste, was not tut. Dieser „unwissenschaftlichen" Wahrheit gegenüber ist der Monismus blind.

Es ist oft gerügt worden, in welchem flachen und engen Utilitarismus sich die Sittenlehre des Monismus von heute bewegt. Das oberste Ziel des Handelns ist die Lebensförderung, das den Einzelnen in seiner Wohlfahrt umschließende Wohl der Gattung. Es müssen sich schließlich auch alle idealen Güter, wie Ehre, Freiheit, daraufhin ansehen lassen, wie weit sie zum Lebensförderungszwecke beizutragen vermögen; sie verlieren also ihren selbständigen und vollends gar ihren übergeordneten sittlichen Wert. Zu engen und nahen Zielen wird so das sittliche Streben hingelenkt. Für den Gedanken der Opferung des eigenen Seins ist da wenig, ist da kein Raum. Und wie unmittelbarst nahe liegt hier, mehr als bei jeder anderen Ethik, die Gefahr, daß in der niedrigen Wirklichkeit des Lebens jene utilitaristischen Endziele noch weiter abgemindert, auf das Selbstische beschränkt werden! Man denke sich nun aber unser Volk unter der Herrschaft dieser Grundsätze im Ausbruch des Krieges. Hätte es in jenem Utilitarismus den hohen Schwung der Kraft finden können und finden sollen, den der Krieg von ihm verlangte? Vor einiger Zeit hatte ich mit einem Wortführer des Monismus eine Unterredung. Er hat selbst eine Ethik geschrieben, die sich um den Gedanken der möglichst vollendeten Ausgestaltung der irdischen Lebenswohlfahrt — des Einzelnen und der Gattung — dreht. Ich suchte ihm auseinanderzusetzen, daß alle seine sittlichen Vorschriften relativ, bedingt, abhängig seien; sie fallen in sich zusammen, sobald derjenige, an den sie sich richten, sich entschließt, auf das Leben zu verzichten. Ich fragte: Wenn nun aber jemand kommt und will nicht leben, was würde dann aus Ihrer Moral? Sind Sie

gewillt, ihm das Lebenwollen zur Pflicht zu machen? Darauf Achselzucken und die Antwort, das werde natürlich vorausgesetzt, daß jemand leben will. Der Utilitarismus in der Ethik kennt kein letztes und zwingendes, kein absolutes Gebot. Er ist eine Ethik der willkommenen Zwecke, aber nicht eine Ethik der unbeugsamen Pflicht. Darum ist er untauglich zur Leitung eines Volkes und erweist diese seine Untauglichkeit in der Stunde, wo ein Volk nur im Bewußtsein der Pflicht noch die Kraft findet für die ungeheuren Aufgaben, die sich ihm auferlegen. Nur eine „absolute" Moral, eine Moral, die Wohlfahrt und Leben dem einen Ziele zu opfern wagt, daß das Recht sich verwirkliche und das Gute geschehe, kann unser Volk durch den Krieg hindurch tragen und bewähren.

Der Monismus ist eine Form des Menschheitsglaubens, d. h. des Zutrauens der Menschheit zu sich selbst, daß sie imstande sei, im Gebrauche ihrer Kräfte aus sich selbst heraus sich zu einem Zustand der Vollendung emporzuarbeiten. Mit dem Widrigen und Widerstrebenden findet sich, wenn es auftritt, dieser Menschheitsglaube so ab, daß er es als Mittel zur Steigerung der positiven Kräfte wertet. Alles geht ihm in den Strom der Entwicklung ein, der nach oben führt. Wird diese Auffassung durch die Erfahrungen des Krieges gedeckt? Ich gestehe, daß mir in der Tat in mancher Hinsicht der Glaube an die Menschheit unter den Beobachtungen des Krieges gewachsen ist. Oder wer hätte sich dem erhebenden Eindruck von den sittlichen Kräften der Begeisterung, der Opferwilligkeit, der Eintracht, der Treue, der Brüderlichkeit verschließen können, wie sie so kräftig aus der Tiefe unserer Volksseele hervorbrachen? Aber gleichzeitig bin ich doch durch das, was dieser Krieg uns gebracht hat, an dem Menschheitsglauben in dem oben entwickelten Sinne erst recht irre geworden. Dieser Krieg hat uns eine so rohe Leidenschaftlichkeit, solche verschmitzte Hinterlist, solche Gemeinheit offenbart und so viel Heuchelei, so nackte Selbst-

sucht, daß ich jetzt gleich gar nicht mehr zu glauben vermag, daß es mit der Menschheit ganz von selber aufwärts geht. Es sind niederziehende Kräfte am Werke, die sich der wohlwollenden Beurteilung entziehen, als ob sie zwar das Böse wollten, aber das Gute schafften, Kräfte, die mit riesiger Gewalt die Menschheit innerlich verderben. Geht es mit der Menschheit im ganzen aufwärts oder abwärts? Es wird keiner so leicht wagen, diese Frage zu beantworten. Aber Einblick haben wir durch den Krieg doch gewonnen darein, daß die Menschheit sich in ihrem inneren Lebensstand unter der Herrschaft entgegengesetztester Gewalten befindet. Abgründe taten sich vor uns auf, in denen das Gute einfach versinkt. Wer hat Recht in seiner Weltbeurteilung: jener evolutionistische Optimismus, der überall bloß Licht sieht, oder das Christentum mit seinem ernsten Dualismus von Licht und Finsternis, mit seiner Erwartung, daß am Ende die Welt als ganzes reif sein wird zum Gericht und Untergang, daß ihr nicht durch Entwickelung und Ausbau geholfen werden kann, sondern nur durch innerste Erneuerung?

Viel tiefer und wahrer als der Ostwaldsche ist in dieser Hinsicht der Hornefferſche „Monismus", der seinen monistischen Namen freilich in Wahrheit ohne Grund trägt. Horneffer hat Auge für den Dualismus in der Welt: dem Willen zur Form steht gegenüber der Wille zum Chaos. In der ungeheuer brandenden Kriegswoge — wer erkennt nicht in ihr die chaotischen, vom Willen der Zerstörung beseelten Kräfte? In dieser Hinsicht wird also dieser Monismus ungleich mehr der Wirklichkeit gerecht als jener. Aber was lehrt uns der Krieg in bezug auf die Frage, ob am Ende der Wille zum Chaos oder der zur Form der stärkere sein wird? Horneffers Prophetie sieht bekanntlich den Willen zum Chaos triumphieren. Hätte aber unser deutsches Volk den Mut aufgebracht, den dieser Krieg von ihm verlangt, wenn solche Prophetie in seiner Seele Platz gegriffen hätte? Als der Krieg kam in seiner furchtbaren Größe, als ein Gegner nach

dem andern wider uns auf den Plan trat, ja da konnte es wirklich scheinen, als sei der Tag des Triumphes für das Chaos gekommen. Wenn dieser Glaube dann Raum fand, dann war das Ende da. Unser Volk hat sich aber über alle diese Sorge und Furcht emporgeschwungen in der Gewißheit, daß es etwas Positives aus dem Chaos heraus und durch das Chaos hindurch zu retten und zu erringen gelte. Natürlich ward dieses Positive zunächst im Nächstliegenden gesucht: Deutschlands Weltstellung, Deutschlands Ehre, Deutschlands Sein. Aber in der Zuversicht zu solchem Nächstliegenden steckt im Grunde doch immer etwas von dem Allgemeineren, nämlich von der Zuversicht, daß die Geschichte der Menschheit überhaupt, allen entgegenstehenden Gewalten zum Trotze, doch einem positiven Endziel zustrebe. Unser deutsches Volk hat sich durch seine Haltung im Kriege in tiefster Seele zu dieser Geschichtsauffassung bekannt. Damit hat es aber auch gezeigt, daß es auch mit diesem Monismus zweiter Observanz keine wahre Gemeinschaft habe.

Es wird nach dem allen nicht unberechtigt sein, wenn man die vorgetragenen Beobachtungen zu dem allgemeinen Urteil erweitert, daß die Kräfte, die hinter der Kirchenaustrittsbewegung stehen, einen moralischen Bankerott erlitten haben. Es hat sich gezeigt, daß unser Volk in seinen höchsten Erregungen von ihnen nicht geleitet wird, und daß sie unfähig sind, unserem Volke zu seiner Selbstbehauptung innerhalb höchster Anfechtung zu dienen. Den tiefsten Grund dafür haben wir aber noch nicht genannt. Wer die in der Welt vorhandenen Gegensätze von Licht und Finsternis übersieht, der kann ja freilich ohne weiteres auf ein positives Endziel der Geschichte hoffen — Menschheitsglaube, wie oben gesagt. Wer dagegen nicht gewillt ist, jene Gegensätze zu verkennen, dem wird die Geschichte zum ruhelosen und zwecklosen Auf- und Abwogen der Kräfte oder zum Drama mit völlig katastrophalem Ausgang, wenn er nicht wagt, an eine höhere Macht zu glauben, welche der Welt zur Überwindung hilft,

sie im Innersten erneuert und von sich selbst befreit — Gottesglaube. Jene „absolute" Moral, an der sich unser Volk zur Mannhaftigkeit emporreckt, setzt einen obersten gebietenden Willen voraus, genauer noch, einen Willen, der zugleich Macht ist, im Anschluß an den wir also mit unseren Lebenssorgen geborgen sind. Das sind aber keine bloß theoretischen Folgerungen. Das war vielmehr das Bedeutendste an allem, was durch die Seele unseres Volkes ging und geht, daß es seinen sittlichen Willen zur Selbstbehauptung und seine Zuversicht herholte und herholt aus der Erhebung zu dem lebendigen Gott. Die Gewißheit, daß über der brandenden Welt ein persönlicher höchster Wille waltet, dieses elementare Besitztum des Christentums, war unserem Volke in der heißesten Spannung Kraft und Friede. Der deutsche Kriegsmut ruht heute am tiefsten und festesten in der Zuversicht, daß wir mit gutem Gewissen im Kriege stehen. In dieser Tatsache ist ein ganz unmittelbarer Anschluß an eine obere, höhere Welt enthalten, das Bewußtsein einer Verantwortlichkeit vor einem höheren Richterstuhl, wo nicht blinde Naturgesetzlichkeit waltet, sondern ein prüfender und wertender Wille. In allen tiefen Erlebnissen und Erfahrungen dieses Krieges greift also unser Volk zurück und hinauf zu dem lebendigen persönlichen Gott. Bei ihm holt es sich seine Kraft, nicht in der kalten, seelenlosen, willenlosen Welt, wie der Monismus sie sieht. In schlichten, starken Tatsachen hat sich so Deutschland von dem Monismus geschieden; es hat ihn nicht für wert erachtet, in ihm Stütze und Halt in den schwersten Entscheidungen seiner Geschichte zu suchen. Der Glaube an einen lebendigen Gott — diese vom Monismus mit allen Kräften abgelehnte Stellung — hat sich als die Grundstellung der deutschen Seele erwiesen. Ist damit der Monismus nicht abgetan? Das Freidenkerwesen mit seinem Unglauben glaubte die Zeit seines Triumphes nahe. Da kam der Krieg und brandmarkte diesen Unglauben als die Unkraft, dem Glauben aber gab er Raum, neue höchste Weihe dadurch zu gewinnen, daß

er sich als innerste Lebenskraft der Volksseele bewährte. Der Krieg zerstört das Flitterwerk. Das Freidenkertum ist Flitterwerk, in den Tagen der sorglosen Ruhe ersonnen, aber jetzt durch den Krieg als unwert erwiesen, zerbrochen, zerstört.

2. Einiges, was der Krieg uns lehrt.

1.

Wenn ich hier immer von Deutschland, dem deutschen Volke und ihrem Wurzeln im Gottesglauben spreche, so meine ich natürlich nicht, daß es nicht viele Teile und Bereiche unseres Volkes gebe, in denen der Krieg keineswegs diesen Geist erweckt oder vorgefunden hat. Tatsache ist aber doch, daß der Krieg gar manches Herz gelehrt hat, sich wieder auf die letzten religiösen Maßstäbe zu besinnen, und daß er manchem Herzen Mut gemacht hat, den Gottesgedanken, der in ihm schlummerte, zu bewußterem Leben hervorzuholen. Und Tatsache ist erst recht, und ein Beharren von noch so viel Tausenden Einzelner in der alten Verneinung kann daran nichts ändern, daß das Ganze unserer Haltung sein Gepräge empfangen hat durch jene Erhebung zu dem lebendigen Gott. Daran soll, so Gott will, auch der Fortgang des Krieges nichts ändern. Nicht wird sich die Kirche der Erwartung hingeben dürfen, daß unter der Wirkung des Krieges sich die Masse unseres Volkes einem persönlichen Christentum erschließen wird. Aber der Spott soll verstummen, die flaue Gleichgültigkeit schwinden, der freche Widerspruch zurückgescheucht werden; es soll in der Seele unseres Volkes das Gefühl von der Bedeutung und der Wahrheit des Christentums zu Dauer und Herrschaft gebracht werden. Natürlich gehen unsere Wünsche noch weiter: daß eine wirkliche, bußfertige Hinkehr zu dem lebendigen Gott die endliche Frucht sei, daß in vielen, vielen Herzen ein neues Trachten nach dem Reich und der Gerechtigkeit Gottes erwache. Aber diese Wünsche zielen auf die Tiefen des persönlichen Lebens;

hierinnen wollen sie verwirklicht sein. Wir haben hier die Nation als Ganzes und ihr Verhältnis zum Christentum im Auge, und in dieser Hinsicht scheinen uns jene anderen Wünsche die Hoffnung und das Ziel zu bezeichnen. Sie werden natürlich um so sicherer und um so wahrer erfüllt werden, je mehr im Einzelleben ein ernstes Christentum sich durchsetzt. Umgekehrt wird aber auch die Herrschaft Gottes im Einzelleben dadurch eine freiere Bahn für ihre Verwirklichung finden, daß Volksseele und Christentum sich auf die beschriebene Weise verbinden. Die Arbeit der Kirche muß natürlich immer auf das Höchste gerichtet sein, also auf Gewinnung der Seelen für persönliches Leben durch Christus in Gott. Aber im Ertrag dieser Arbeit soll auch jene Verbindung zwischen Volkstum und Christentum erscheinen.

Bei allen diesen Bemerkungen rechnen wir aber ersichtlich mit einer bestimmten Voraussetzung, daß nämlich das Christentum sich wirklich dazu eigne, auch in kriegerische Erlebnisse und Taten hinein den Menschen zu leiten. Trifft das nun wirklich zu? Ist der Inbegriff jener religiösen Erregungen, in denen unser Volk in den Krieg gegangen ist, ursprünglich christlich, oder ist er vielleicht christentumsfremd, trägt nur im Gehorsam gegen ein ungeprüftes Herkommen den christlichen Namen? Wir sind diese Fragen den Gegnern schuldig, die wir vorhin befehdeten, dem Volke, für dessen Zusammenschluß mit dem Christentum wir wirken, uns selbst, die wir entschlossen sind, für diesen Zusammenschluß mit allen Kräften einzutreten.

Es ist nicht meine Absicht, die Frage nach dem Verhältnis von Christentum und Krieg in ihrem ganzen Umfang aufzunehmen. Nur ein paar Einzelbeobachtungen möchte ich aussprechen und besprechen, wie sie der Krieg dem Christen und dem Prediger aufdrängt. Noch nie habe ich so gut wie jetzt verstanden, daß an dem Wort, die christliche Lebensführung hafte am Jenseitigen und Überweltlichen und entfremde sich damit dem Diesseits und seinen Angelegenheiten,

doch etwas Wahres ist. Es soll das zunächst einmal mit aller Ruhe ausgesprochen werden; denn nur indem wir die Wirklichkeit ganz frei ins Auge fassen, werden wir die Förderung erlangen, die wir suchen sollen. In Zeiten, wie wir sie durchlebt haben und durchleben, kann sich in der christlichen Seele doch auch einmal eine Empfindung wie diese erheben: Was bewegen und erregen dich eigentlich all diese politischen und kriegerischen Angelegenheiten? Das Reich Gottes steht fest trotz ihnen, und das dir befohlene Trachten nach diesem Reiche ist unabhängig und fremd gegenüber Freud und Leid über Sieg oder Niederlage. Ein für das Christentum ursprünglichstes Gefühl der Fremdlingschaft und Pilgrimschaft regt sich darin. Ich gestehe, daß solche Empfindungen etwas in sich haben, wodurch sie alsbald verraten, daß sie auf keinen Fall in jeder Hinsicht oder unter allen Umständen rein und heilig sind. Es kann nämlich sehr wohl in ihnen ein Bestandteil liebeleerer, selbstsüchtiger Gleichgültigkeit, eine Abneigung gegen die Störung der eigenen Ruhe durch die erregenden Vorgänge des Tages enthalten sein. Soweit das zutrifft, sind sie selbstverständlich, allem Schein christlicher Ursprünglichkeit zum Trotz, ohne weiteres als Versuchung zu erkennen und abzutun. Allein *müssen* sie immer durch solche falsche Triebfedern hervorgebracht sein? Das Reich Gottes ist eben doch eine absolute Größe und darum letztlich unabhängig von den Relativitäten der Geschichte. Das Verhältnis der einzelnen irdischen Vorgänge zum Reiche Gottes ist, auch wenn sie nach dem weltgeschichtlichen Maßstab zu den größten Ereignissen gehören, zu mindesten für unseren Blick nicht immer deutlich. Meine Zuversicht, daß Deutschland siege, war von Anfang an fest auch in dem Sinne, daß *Gott* Deutschland den Sieg verleihe. Sie gründet sich auf die Erwägung, daß Deutschlands Sache gerecht ist, daß die Weltgeschichte allen Sinn zu verlieren schiene, wenn ein Reich wie Deutschland, das seine Existenz wahrlich doch in vieler Hinsicht treu und vorbildlich zur Förderung der gesamten

Menschheitsinteressen ausgewertet hat, nun wieder ausgestrichen werden sollte aus der Geschichte, bevor es seine Leistungen voll zu entwickeln Gelegenheit gefunden habe. Allein kann und darf damit gesagt sein, der Sieg Deutschlands sei uns durch das Interesse des Reiches Gottes verbürgt und gewiß? Gottes Reich kommt wohl ohne unser Gebet und kann auch ohne unseren Sieg sich durchsetzen bei uns und in der Menschheit.

Es gibt noch andere Tatsachen, die uns in ähnliche Richtung weisen. Wer mit Kriegspredigten, Kriegsbetstunden usw. zu tun hat, wird wissen, wie schwer es ist, hierfür im Neuen Testament geeignete Texte zu finden. Zunächst die Zusammensetzung der apostolischen Gemeinde bedingt das. Die urapostolische judenchristliche Gemeinde sah sich je länger je mehr im Gegensatz zur Masse des Volkes, dem sie entstammte, und war dadurch von selbst auch von deren nationalen und politischen Interessen geschieden. Und als das Evangelium gar die Grenzen des Judentums überschritten hatte, da nahm die Gemeinde alsbald einen sozusagen internationalen Charakter an und war inmitten des römischen Reiches fern von den Sorgen und Schmerzen des Krieges und der nationalen Selbstbehauptung. Schon die äußeren Umstände brachten es also mit sich, daß die Gemeinde der apostolischen Zeit nichts darüber zu hören brauchte, welche innere Stellung sie zum Kriege einnehmen solle. Es liegen aber noch tiefere Gründe vor. Das Evangelium wendet sich an den Menschen an sich, nicht an den Juden noch an den Engländer noch an den Deutschen; es ist also an der Besonderheit nicht interessiert, die den einen vom anderen trennt. Das Evangelium wendet sich an den Einzelnen, nicht an die Völker, an das Individuum, nicht an die Nation und läßt darum auch die gemeinsamen Angelegenheiten der Volksgemeinschaft außer Betracht. Und — was schließlich die Hauptsache ist und bleibt — das Evangelium leitet den Menschen an zur richtigen Ordnung seines Verhältnisses zu Gott;

über den Inbegriff des vergänglichen und zeitlichen Lebens zieht es damit den Menschen immer wieder und notwendig empor.

Ein Jünger Jesu soll in allem, was ihn bewegt und beschäftigt, innere Gemeinschaft mit dem Herrn suchen. Finden wir nun auch für unsere Anteilnahme an der ungeheueren Kriegserschütterung Anschluß an Jesus? Jesus hat Kriege und Kriegsgeschrei kommen sehen (Matth. 24, 6); er hat geweint, weil ungeheueres Kriegsschicksal sich über Jerusalem und dem jüdischen Volke zusammenballte. Er stand also doch dem Kriegsjammer nicht kalt und teilnahmslos gegenüber, und wenn es uns die Welt verleiden und entfremden will, daß der Krieg in ihr Raum findet, wenn wir den Krieg als etwas Unnatürliches und Gott- und Weltwidriges empfinden, wenn wir unter Umständen zagen und verzagen möchten, weil die nun doch schon so lange wirksame Herrschaft Christi noch immer nicht hat den Kriegen ein Ende setzen können, so kann es uns zur Beruhigung dienen, zu wissen, daß die Welt, auf der Jesu Auge vorausschauend ruhte, auch ihm sich darstellte als eine mit Krieg und Kriegsgeschrei erfüllte. Die kriegdurchtobte Welt der Gegenwart — sie ist nichts dem Blicke und der Erwartung Jesu widersprechendes. Diese zweifellose Tatsache leitet uns an, die angedeuteten Empfindungen doch immer wieder als falsche, irrende Empfindsamkeit zu erkennen und zu überwinden. Aber dem ungeachtet müssen wir doch urteilen, daß wir beim Kriege noch andere Gedanken haben, als Jesus sie ausgesprochen hat. Von aktiver kriegerischer Energie sagt Jesus nichts. Die Kriege, denen er vorahnend und bewegt entgegenblickt, waren ihm Leiden, göttliches Gericht. Vom Krieg als Mittel zu pflichtmäßiger nationaler Selbstbehauptung, wie wir ihn erleben, hat Jesus nichts gelehrt. Er hatte keinen Anlaß dazu, denn er erlebte keinen solchen Krieg. Aber auch wo er vorahnend dem Kriege entgegenblickt, da rückt er ihn nicht unter diesen Gesichtspunkt. Er übt keine Hingabe aus an den Krieg, an seine

Interessen und Zwecke. Das ist der tiefste Grund dafür, daß wir im Neuen Testament oft so vergeblich nach Texten für Kriegsbetstunden und Kriegspredigten Umschau halten.

Es folgt aus dem allen keineswegs, für uns, die wir in der Gemeinschaft und Nachfolge Christi zu leben begehren, sei eine aktive und positive Stellung zu dem Kriege, in den unser Volk und Vaterland verwickelt ist, ausgeschlossen. Wir finden ja eine solche „Lücke" bei Jesus, wie sie uns hier offenbart wird, noch in manch anderer Hinsicht vor und wissen, daß wir Jünger Jesu sein können, auch wenn uns etwa die Freude an der fortgehenden Entwicklung der Wissenschaften oder das politische Interesse in Anspruch nimmt, während wir doch wissen, daß auch diese beiden geistigen Stimmungen von Jesus nicht berührt und kaum geteilt werden. Aber klar ist, daß wir allerdings darauf zu achten haben, daß uns, während wir uns im Vollzug unseres nationalen Bewußtseins zu kriegerischem Tun und Wollen und Empfinden erheben, uns nicht jenes andere verloren gehe, worin der Herr Christus sich mit dem Kriege auseinandergesetzt hat; den Krieg durchleben als ein Gericht Gottes und als ein Anzeichen des näher kommenden Endes, und über alle Hingabe an das Vaterland die höhere Hingabe an das Reich Gottes und die ewigen Güter vollziehen.

Den Beobachtungen und Empfindungen, in denen die Einsicht in die Notwendigkeit und Bedeutung dieses Schlußergebnisses wurzelt, möchte ich nun aber einige andere und andersartige gegenüberstellen, durch welche dieses Ergebnis wesentlich ergänzt und vor einseitiger Ausdeutung bewahrt wird. Der Krieg hat vielen Bibellesern und Bibelbenutzern plötzlich das Alte Testament in einem ganz neuen Lichte gezeigt. Propheten und namentlich die Psalmen gewinnen ein unmittelbares Leben, weil hier stark und sieghaft ein Wille zum Krieg und eine lebendige nationale Empfindung zum Worte kommt. Ganz und ohne Abzug dürfen und können wir freilich auch hier das, was die Bibel uns gibt.

nicht auf unsere Lage beziehen. Wir können nicht, wie es der Psalm wohl tut, unseren Herrscher als den Gesalbten des Herrn allen anderen Herrschern gegenüberstellen; wir können nicht, wie Israel es gemäß seiner besonderen heilsgeschichtlichen Stellung unter Umständen wohl tun durfte, die Sache unserer nationalen Existenz mit der Sache Gottes in eins setzen. Aber die Bitte um den Sieg, die Hoffnung, daß die Feinde niedergeschlagen werden, das Flehen, daß Gott mit uns kämpfe, das sind Inhalte an den Psalmen, die uns unmittelbarst berühren. Was uns also das Neue Testament versagt, das gibt uns das Alte: eine urbildliche Verknüpfung des nationalen Fühlens mit der Gottesgemeinschaft, des kriegerischen Willens mit dem Aufblick zu Gott und dem Ruhen in Gott. Wir haben natürlich in diesem Bibelbestand das Denkmal davon, wie Gott sich den Weg zur Bildung einer universalen und internationalen Gemeinde von Gotteskindern bahnte dadurch, daß er seinen Heilswillen und Heilsplan mit der Sache einer Nation verknüpfte, in nationalen Erlebnissen seine Heilsmacht kundgab, die nationale Existenz zum Gefäße seiner Bundesoffenbarung machte. Es erhellt aber daraus, daß zwischen dem nationalen Leben und dem Reiche Gottes doch keineswegs eine Kluft in dem Sinne besteht, daß eines dem anderen fremd bleiben müßte, daß man das eine auch grundsätzlich nur auf Kosten des anderen betreiben könnte. Es ergibt sich vielmehr die Zuversicht, daß — unbeschadet der Einzigartigkeit der Führung und Stellung Israels — Gott durch die Erfahrungen und Führungen des nationalen Lebens hindurch die Nationen zur Pflanzstätte seines Reiches machen werde. In der Welt, in der wir leben, gehört aber zu den Erscheinungen und, fast möchte ich sagen, zu den Bedingungen des nationalen Lebens der Krieg. Auch ihm wie allen anderen Inhalten völkischer Existenz gegenüber gewinnen wir aus dem allen eine positive Stellung. Unsere Aufgabe und unser Recht ist nicht, ihm innerlich fern und fremd zu bleiben, sondern vielmehr ihn in seiner ganzen

Wirklichkeit, seinem Hoffen und Bangen, seinem Jammer und seinen Siegen so zu durchleben, daß wir die in dem allen wirkende verborgene Herrschaft Gottes spüren und erfahren. Zwischen Christentum und Krieg besteht also doch nicht eine Kluft, als ob christliche Frömmigkeit mit mimosenhafter Empfindlichkeit vor allem, was Krieg heißt, zurückschrecken müßte. Wir hören im Kriegslärm den Donner der Weltgeschichte, den Donner des Weltenrichters.

2.

Nationale Erlebnisse sind eigentümlich begrenzter Art. Nicht die Nationen, sondern die Individuen sind zu ewigem Leben bestimmt. Die höchsten Ziele und ihnen entsprechend die tiefsten inneren Erlebnisse wenden sich also an das Individuum. Was die Nationen als solche erleben, gehört dem Gebiete des Innergeschichtlichen an: im Aufstieg zur Sicherheit und Macht, im Fortschritt vom Kampfe zum Sieg, in der Gewinnung des Brotes und wachsender Wohlfahrt und in ähnlichen Beziehungen liegen im wesentlichen die Erfahrungen, in denen die Nationen Gottes inne werden. Selbstverständlich ist dadurch nicht ausgeschlossen, daß in besonderen Schwierigkeiten ein Volk auch einmal *als solches* von der Frage nach dem inneren Verhältnis zu Gott, von der Sorge um die Seele erfaßt werden kann. Aber deshalb bleibt es doch dabei, daß die mit dem Leben der Völker an sich zusammenhängenden Probleme auf jenem anderen Gebiete liegen. Das heißt: die *Nationen* erleben Gott als den Verleiher von Sieg und Frieden, als den Geber der guten *irdischen* Gaben. Es sind die Wohltaten des ersten Glaubensartikels, in denen Gott sich an den *Völkern* erweist. Auch alles, was uns im Kriege bewegt und erregt, vor Gott erregt und bewegt, liegt auf diesem Gebiete: Gott als Schöpfer, als Macht der Vorsehung, als Richter der Völker. Seine Güte und seine Gerechtigkeit suchen wir in

den Lebensangelegenheiten unſeres Volkes. Das alles ſind — im Vergleich zu jenen innerſten Fragen des Verlangens nach Gnade, nach Wiedergeburt in Gott, nach ewigem Heil — die elementaren Gotteserlebniſſe. Der Aufbau der Bibel, in welchem vor dem Neuen zuerſt das Alte Teſtament ſteht mit ſeiner oben dargelegten Eigenart, der Aufbau der Heilsgeſchichte, in welcher ſich Gott zuerſt an einer Nation als ihr Herr und Helfer und Richter betätigte, bevor er ſich als den Hort des inneren Friedens und den Spender des ewigen Lebens offenbarte, beides erinnert uns daran, daß der Weg von außen nach innen, von unten nach oben geht. Wir haben das in der evangeliſch-kirchlichen Praxis vielleicht zu ſehr vergeſſen. Ich wage das, wie ich wohl weiß, ſehr mißverſtändliche und zu manchem Mißbrauch lockende Wort: unſere Seelenpflege iſt oft zu chriſtozentriſch, zu ſoteriologiſch; ſie verfährt, als ob die Frage der Gerechtigkeit vor Gott, die die höchſte Lebensfrage iſt und bleibt, auch die einzige Lebensfrage ſei. Nun bricht über uns der Krieg herein und reißt uns mit ungeheurer Kraft hinein in den Strudel der Lebensfrage im irdiſchen Sinne des Wortes. Welche Schranke wir demgegenüber aufzurichten haben, iſt oben gezeigt worden. Jetzt aber ſoll mit allem Nachdruck hinzugefügt ſein: wir werden der Fülle der Offenbarung erſt dann gerecht, wenn wir die Seelen anleiten, auch in den äußeren und elementaren Beziehungen des Lebens Gott den Herrn zu finden und zu faſſen, wenn wir die Glieder eines Volkes ermuntern, in den Segnungen des Friedens wie in den Nöten und Aufgaben des Krieges die Hand des lebendigen Gottes zu ſpüren. Dogmatiſch ſteht uns das ja ſelbſtverſtändlich feſt. Aber gegenüber manchem Spiritualismus in der praktiſchen Erfaſſung und Behandlung der Dinge iſt der Hinweis auf dieſen bibliſchen und heilsgeſchichtlichen Realismus vielleicht Zeit erfüllet, d. h. in dieſem Falle zugleich, erſt nachdem das doch nicht überflüſſig. Chriſtus der Herr erſchien erſt, als die jüdiſche Volk in dem Durchleben ſeiner nationalen Geſchicke

in eine feste Beziehung zu Gott gelangt war. Daraus folgt nicht, daß nicht unter Umständen gar manchmal eine Seele so sich zu Gott überhaupt erheben lernt, daß sie gleich von den schwersten und innerlichsten Fragen gepackt wird. Im allgemeinen wird aber der Weg der umgekehrte sein, und jedenfalls hat die Frage: Wie werde ich gerecht vor Gott oder selig in Gott? immer zur logischen Voraussetzung ein schon vorhandenes Verhältnis zu Gott. Daß der Krieg uns dazu nötigt, diese Gebiete des äußeren Lebens und der Schicksale ins Auge zu fassen, kann manche heilsame Rückwirkung üben. Die Schwierigkeiten und Rätsel, aber doch auch die Kraft und der Friede des Gottesglaubens, der Vorsehungszuversicht offenbaren sich uns zu unserer, d. h. der Christenheit Vertiefung, Läuterung, Befestigung. Das Innerste und Zentrale *braucht* darüber so wenig verloren zu gehen, daß es vielmehr auf diesem Wege erst recht in seiner Notwendigkeit und seinem Werte, in seiner Heiligkeit sich zu erfahren gibt.

Man kann die Gedanken, die uns in dem allen beschäftigt haben, auch einordnen unter die Frage der Volkstümlichkeit der christlichen Religion. Ist die christliche Religion imstande, volkstümlich zu sein oder zu werden? Seltsamer Zweifel! möchte man ausrufen, da uns doch eben jetzt der Kriegsausbruch von der volkstümlichen Stellung des Christentums aufs erfreulichste überführt hat. Ich verstehe dabei unter Volkstümlichkeit nicht bloß den äußeren Zustand unangefochtener Geltung durch die Breite des Volkes hin, sondern tiefer und innerlicher einen solchen Zustand, in welchem das Christentum sich in die Denk- und Empfindungs*weise* des Volkes einfügt. Das Christentum hat seine Volkstümlichkeit insofern bewährt, als seine Lieder, seine Sprüche, seine Gottesdienste ganz unmittelbar von dem Volke zum Ausdruck dessen ergriffen wurden, was seine Seele bewegt; insofern auch, als alle entscheidenden öffentlichen Kundgebungen unserer Nation, ihres Hauptes und ihrer Führer ganz von selber christliche Grundwahrheiten als Gemeingut

der nationalen Empfindung bekannten und gebrauchten; insofern auch, als sich gezeigt hat, daß in der verborgenen Tiefe der Volksseele christliche Gewißheiten doch noch eine zähere Herrschaft ausüben, als der äußere Schein und die Haltung der Friedenszeit erkennen ließ. Es hat sich gezeigt, daß die auf das Ganze unseres Volkstums gerichtete Arbeit der Kirche mit ihrer Unermüdlichkeit und Geduld in allen Gebieten der kirchlichen Tätigkeit, in Unterricht, Seelsorge, Predigt, Innerer Mission doch nicht so umsonst gewesen ist, wie es scheinen mochte, daß der Krieg mit seinem gottgeordneten Anspruch an Gottesfurcht und Gottvertrauen doch etwas diesem Anspruch Entgegenkommendes in der Seele des deutschen Volkes vorfand. So erfreulich und herzbewegend das ist, so sehr es zu Dank und Zuversicht stimmt, so kann man doch fragen, ob das Christentum zu solcher Volkstümlichkeit geeignet und bestimmt ist. Ich für meinen Teil bejahe diese Fragen. Ich erblicke in jener Volkstümlichkeit nicht sowohl das Endziel oder Ideal der Entwickelung des Christentums, aber sicher einen Abschnitt seines Weges. Und zwar urteile ich so zunächst um des Christentums und seiner Gewißheit willen, daß das Heil von universaler Natur und Geltung ist. Diese universale Bestimmung kann nicht verwirklicht werden, ohne daß das Christentum auch durch die Nationen und ihr Volkstum hindurchgeht, d. h. ein nationaler Besitz, ein nationales Erbe, eine volkstümliche Größe wird. Ich bleibe bei jenem Urteil aber auch um der Nationen willen. Diese können die beständig drohende Lücke zwischen dem Herzenschristentum einer bekehrten Minderheit und einem religiösen Nihilismus der Masse nur ausfüllen durch ein zu volkstümlicher Art sich gestaltendes Christentum. Also wohl: das Christentum soll volkstümlich werden! Aber was ist der Preis, der dafür gezahlt werden muß?

Kann Goethes „Faust" volkstümlich werden? Solange er bleibt, was er ist, gewiß nicht. Dazu ist seine Seele zu differenziert, zu verwickelt, steht dem, was die Menge des

Volkes beschäftigt, zu fern. Volkstümlich kann aber recht wohl Schillers Tellfigur sein mit der Wucht ihrer äußeren Erlebnisse, mit der seelischen Einfachheit, in der sie sich bewegt. Das Beispiel genügt, um die Frage anzuregen, ob denn für das Christentum Volkstümlichkeit zu erreichen sei, ohne daß es sich eine Reduktion auf das Einfachste und Elementarste gefallen lassen muß, ohne daß ihm also gerade das beste, seine Tiefe genommen wird. Im Problem der Volkstümlichkeit liegt also in der Tat die gleiche Schwierigkeit, wie sie oben in anderem Zusammenhange sich schon herausgestellt hat. Es ist die Forderung der Volkstümlichkeit des Christentums gerade in der neueren Zeit seinen Vertretern deutlicher als vielleicht sonst zum Bewußtsein gekommen. Solange man dabei bloß an die mancherlei formalen Mittel der Darbietung denkt, haben wir keinen Anlaß, darauf einzugehen. Wie aber, wenn die Volkstümlichkeit des Christentums zugleich seine Verflachung bedeutete? Salz, das dumm, salzlos wird?

Was lehrt uns über das alles der Krieg? Ich greife auf früher Gesagtes zurück, wenn ich bemerke, daß für die ausziehenden Truppen, für den Soldaten im Kugelregen, für die Bangenden und Trauernden in der Heimat, für den besorgten Vaterlandsfreund der Aufblick zu Gott geschah und geschieht im Sinne der Bitte um seinen Schutz und um seine Hilfe in Not und Gefahr. Es liegt ja auch auf der Hand, daß aus den verschiedensten Gründen der Weg des Christentums zur Volkstümlichkeit immer und vor allem über die Brücke dieser, wie man manchmal gesagt hat, „Befiehl-Du-Deine-Wege"-Frömmigkeit führt. Sie als solche für einen erschöpfenden Ausdruck des Christentums zu erachten, sehen wir uns außerstande. Aber lehrte uns der Krieg und die innere Stellung unseres Volkes zu ihm nicht doch auch dies, daß andere und tiefere Wahrheiten des Christentums zum Erlebnis wurden? Unsere Truppen sind nicht so leichten Herzens zum Krieg ausgezogen. Sie wußten, welchen ernsten

Entscheidungen für den Einzelnen und für das Ganze sie entgegengingen. Aber beweglich und erhebend trat dabei zutage, wie das Motiv der Pflicht zur Wirkung kam. Niemand hatte den Krieg gesucht. Aber nun, da er da war, stemmte sich seinen Schrecken und Sorgen entgegen das zwingende Gefühl der Verpflichtung des Einzelnen gegenüber dem Ganzen. Ein starkes sittliches Erlebnis ward damit unserem Volke geschenkt. Ich möchte aber die Zuversicht aussprechen, daß wenigstens vielfach dieses sittliche Erlebnis religiös bestimmt war und ist. Aus Gott nehmen wir die Kraft zur Erfüllung der harten Pflicht — durch Gott und sein Gebot sind wir an sie gebunden —, wenn und wo immer in den Seelen derartiges vorging, da wurde Gott doch nicht bloß als Schutzmacht des Lebens, sondern als Hort des sittlichen Sollens und Könnens empfunden, in der Religion also die Lösung sittlicher Aufgaben gesucht und damit ein wesentlicher Schritt tiefer hinein in das innere Heiligtum des Christentums getan.

Damit hängt etwas anderes nahe zusammen. Der heldenhafte Mut unserer Heere, die opferwillige Eintracht unseres Volkes, sein Wille, unerschütterlich auszuhalten, wurzeln augenscheinlich in dem uns alle durchdringenden Bewußtsein, daß wir in bezug auf die Frage, wer an diesem Kriege die Schuld trägt, ein gutes Gewissen haben. Was es um das Gewissen ist und seine Majestät, das hat unser Volk seit langem nicht so wuchtig durchlebt wie jetzt. Und das wird wohl weiter so gehen. Je mehr uns zum Bewußtsein kommt, welche Menschenopfer der Krieg fordert und welchen Jammer er im Gefolge hat, um so mehr werden die Nachdenkenden immer Zuflucht zu jener Tatsache nehmen, daß Deutschland ein gutes Gewissen hat. Nur von hier aus sind wir fähig, das Ungeheure dieses Menschenkrieges und die Ungewißheit um seinen Ausgang zu tragen. Wer sich bewußt ist, diesen Kampf verschuldet zu haben, dem bleibt nur Verzweiflung — oder er deckt sich durch roheste Gewissensstumpfheit. In

der Erfahrung der Macht des Gewissens liegt aber immer etwas, was zu Gott führt. Denn das Gewissensurteil ruht auf Empfindung der Abhängigkeit von einem höheren Richterstuhl und der Verantwortlichkeit ihm gegenüber.

Mit ganz elementarer Gewalt hat solcher Glaube an die Gerechtigkeit der deutschen Sache sich ausgewirkt in der Zuversicht zu einem für sie siegreichen Ausgange des Kriegswetters. Deutschland hofft, daß seine Feinde unterliegen, weil nicht bloß starke Waffen, sondern weil die Gerechtigkeit gegen sie ist. Freilich ist diese Rechnung keine vollkommene. Auch Gottes Gerechtigkeitswege sind anders und höher als die der Menschen. Wir müssen uns stark machen, auch eine Niederlage zu tragen, ohne an Gott irre zu werden. Wir dürfen und wollen auf Gottes Gericht nicht trotzen. Aber unter allen Umständen bemerkenswert bleibt an jener Stimmung die Stärke der Empfindung, daß es in der Welt ein durchgreifendes Gericht geben m u ß. Es hat sich erwiesen, daß gerade in volkstümlicher Empfindung der Gedanke an Gott aufs innigste verbunden ist mit dem Gedanken an das Gericht. Mancher hat in unseren Tagen vermocht, was er vordem nicht vermochte: die Rachepsalmen zu verstehen. Gott greift rächend ein und durch durch das Toben der Völker und schützt, die er seines Schutzes für wert erachtet. Gott als persönliche Macht des Gerichts und der Gerechtigkeit, als Feind der Boshaften — wir haben es erlebt, wie man da und dort gerade in der evangelischen „Theologie des Friedens" vor diesem Gedanken mehr und mehr zurückscheute zugunsten einer weichlich-milden, mystisch-verschwommenen Gottesauffassung. Nun überführt uns der Krieg mit seiner Donnersprache gewaltig von der Stellung jenes Gedankens in einem nicht wirklichkeitsfremden, sondern mit der harten Wirklichkeit sich kühn abarbeitenden Gottesglauben.

Es ist also doch nicht so, daß die Verbindung mit Gott, in die unser Volk durch den Krieg hineingezogen worden ist und wird, zu ihrem Stoffe habe nur den Gedanken von Got-

tes Schutzmacht über unser Leben. Wir Deutschen haben in jenen inneren, uns allen mehr oder weniger gemeinsamen Erfahrungen Gott erfaßt auch als den heiligen sittlichen Willen, der gebietend und richtend die Welt durchwaltet. Der allgemeine Gedanke des Gottesglaubens wird dadurch in entscheidender Richtung verchristlicht. Das Christentum konnte wenigstens in Hinsicht auf die Erfassung Gottes als sittlicher Macht seine tieferen Wahrheiten zur Geltung bringen, gerade indem es die Art der Volkstümlichkeit annahm.

Natürlich ist es mit dem, was bisher gesagt wurde, der ganze Wert dieser Gotteserfassung noch immer nicht ausgeschöpft. Vollständig und wahr wird sie erst dadurch, daß die Gewißheit um den sittlichen Ernst in Gott ihre Spitze auch gegen das eigene Herz unseres Volkes kehrt, also durch bußfertige Beugung unter Gott, durch aufrichtige Erfassung des Krieges als einer wohlverdienten richtenden Züchtigung. Vielleicht hat der Krieg in dieser Beziehung auf Seiten der christlich Denkenden manchen Pharisäismus gezeitigt, als ob zwar „unser Volk", aber natürlich nicht „wir", das Strafgericht Gottes herausgefordert hätten. Die Leichtigkeit, mit der jenes Urteil manchmal von den Lippen fiel, mußte wenigstens bedenklich erscheinen. Andere haben sich sicher mit eingeschlossen, wenn sie im Kriege das auch bei uns einsetzende Gericht Gottes empfanden. Wie weit freilich diese Empfindung ausgebreitet ist, vermag ich in keiner Weise zu ermessen. Ernste Äußerungen von Predigern in jenem Sinne wurden nach meiner Meinung manchmal da, wo man es nicht erwartet hätte, als berechtigt empfunden. Würde diese innere Überführung durch den Ernst des Krieges eine wirklich irgendwie allgemeinere, dann dürften wir von Volkstümlichkeit des Christentums in einem ganz besonders dankenswerten Sinne reden.

Eine wichtige Ergänzung dazu kommt von einer ganz anderen Seite. Zu den eindrucksvollsten religiösen Erlebnissen gehörten ohne Zweifel für Beteiligte und Unbeteiligte

die Abendmahlsfeiern derer, die sich zum Auszug rüsteten. Das Heiligste des christlichen Gottesdienstes rückte hier mit einem Male in eine unmittelbare Volkstümlichkeit ein. Als was wurde dieses Mahl da begangen? Augenscheinlich als Mahl der Gemeinschaft und bleibenden Verbundenheit angesichts einer nahen schmerzlichen Trennung. So feierten Eltern und Kinder, Gatte und Gattin das Mahl des Herrn. Nicht minder als Quelle des Trostes und des Mutes angesichts der Todesgefahren des Schlachtfeldes, als Weihe auch für den Tod durch Verbürgung des den Tod überwindenden Lebens. Man wird sich nicht verhehlen dürfen, daß da und dort in den Vorstellungen von dem allen auch Superstitiöses mit untergelaufen ist. Aber ich habe doch die feste Überzeugung, daß das Abendmahl in jener seiner tausendfachen Feier auch mit seiner tiefsten Sprache die Herzen erreichte: Gottes sündenvergebende Gnade, Christi, des sich für uns opfernden Heilands, Liebesbund mit den Menschen.

An dieser Beobachtung ist mir nun ein Doppeltes wichtig. Zunächst birgt sie uns in Hinsicht auf den materiellen Inhalt des Christentums dafür, daß das Evangelium auch mit seinem spezifisch soteriologischen und christozentrischen Wesensgehalt unter den besonderen Umständen des Krieges eindrucksvoll an das Herz unseres Volkes herangekommen und von diesem gewiß auch verstanden worden ist. Es konnte und kann also wohl das Christentum, ohne notwendig sein Wesen aufzugeben, den Charakter und die Art der Volkstümlichkeit haben. Volkstümlichkeit bedeutet nicht notwendig inhaltliche Verflachung. Wohl aber — und das ist das zweite Wichtige — hängt die Volkstümlichkeit an bestimmten Bedingungen hinsichtlich der Art der Darbietung. Es erscheint mir geradezu charakteristisch und wertvoll, daß es gerade die Sakramentsfeier war, in welcher sich der Bund zwischen dem Christentum und unserem Volkstum jetzt vollzogen hat. Dem modernen Christen liegt bekanntlich das Sakramentale nicht recht. Er denkt immer gleich an Sakramentsmagie. Es

ist ihm zuviel Objektives, Fixiertes, Gegebenes darin, zu wenig Spielraum für die Subjektivität. Da hat sich nun gezeigt, daß dieser Zustand für die Kraft des Christentums, in das Volkstum einzugehen, keinen Mangel, sondern das Gegenteil bedeutet. Gerade das Handlungsmäßige, Sakramentale wird als das Tragende und Fördernde erlebt. Diese Beobachtung läßt sich aber mit vollem Rechte noch weiter ausdehnen. Unser Volk fand religiösen Halt in diesen Kriegszeiten in festen, klaren Gewißheiten. Bibelspruch, Lied, Katechismus ward ihm der unmittelbare Ausdruck der geltenden Wahrheit. Das von den Vätern Überlieferte, mit der Kraft der Überlieferung Ausgestattete, das von der Schrift autoritativ Bezeugte, die großen alten Grundgewißheiten der Kirche — ihnen ergab und unterwarf sich die Seele unseres Volkes. Nicht als eine Wahrheit, die der Mensch sucht, sondern als eine Wahrheit, die von Gott her feststeht, ward das Evangelium unserem Volke Stütze und Stab. Das ist eine beherzigenswerte Tatsache in einer Zeit, die nur allzu geneigt ist, das Wesen unserer Gottesgemeinschaft in das individuelle Suchen, in das persönliche Erleben zu verlegen. Man fühlt gegenwärtig weithin den Reiz, das Christentum zu verflüssigen, es einer starken individuellen Analyse zu überantworten, die es subjektivistisch zerfasert, ohne Gewähr dafür und ohne Rücksicht darauf, ob dieser Analyse eine starke und mutige Synthese, der Verflüssigung eine Fixierung nachfolgen wird. Es liegt mir fern, das relative Recht dieser Neigung zu verkennen. Aber ihren Einseitigkeiten zur heilsamen Warnung wage ich den Satz, daß die Wirkung des Christentums bedingt ist durch die Kraft, mit der es als etwas Objektives, Fixes, dem menschlichen Zugriff Entzogenes auftritt. Zum mindesten wird es nur auf diesem Wege Volkstümlichkeit gewinnen. Das Dogmatische und Autoritative, nicht subjektive Gefühligkeit, sondern klare Lehrhaftigkeit, nicht die Kraft des Sichselbstinfragestellens, sondern die Kraft, Unterwerfung zu fordern, bahnt dem Christentum den

Weg ins Herz des Volkes. Denjenigen wird dieses Urteil natürlich verwerflich erscheinen, denen persönlich das Dogmatische und Autoritative zuwider ist. Ich rechne mich nicht zu ihnen. Um so lieber entnehme ich aus unseren Kriegserfahrungen das Dargelegte.

Volkstümlichkeit des Christentums! Es war erhebend an der so ernsten Gegenwart, daß sich das Christentum an unserem deutschen Volke als volkstümliche Macht bewähren durfte. Wir haben auch ersehen, in welchen Richtungen nach den Erfahrungen der Zeit die Volkstümlichkeit des Christentums vorhanden und möglich ist, wie in inhaltlicher Beziehung und in Hinsicht auf die Art der Pflege des Erwerbs das Christentum sich zu volkstümlicher Art gestaltet. In beiden Hinsichten bringt die Volkstümlichkeit Gefahren der Verflachung und Veräußerlichung mit sich. Die Wahrheit Gottes ist ein Ganzes, das sich der Zerteilung widersetzt, ein Ganzes von Ernst und Kraft und Frieden, nur in ihrer Ganzheit wirklicher Ernst, Kraft und Friede. Und die Wahrheit will nicht bloß gehört und angenommen sein; sie will, daß man sich unter sie beugt. Darum verlangt die Gegenwart und Gott durch die Gegenwart von der Kirche besonders zielbewußte und eindringende Arbeit. Es gilt das in der Seele unseres Volkes zur Erscheinung und Wirkung Gelangte zu vertiefen und zu pflegen. Man hat die Alternative gestellt, ob man jetzt Buße oder den Vorsehungsglauben predigen soll. Steht sich beides im Wege? Fordert nicht eins und das andre, in seiner Wahrheit genommen, sich gegenseitig? Darum nicht alles zu jeder Zeit, jedes einzelne ernst und gründlich für sich, aber keines einseitig, immer mannigfaltig und doch aus dem Besitz einer innersten Einheit heraus! Die Kirche gehe ein auf alle religiösen Motive und Interessen, die hervorgetreten sind. Aber sie suche jedes auf das Christentum hin zu läutern. Sie bringe das, was oft mit der Macht des Unbewußten im Volke wirkt, zu klarer, befreiender Bewußtheit. Sie lehre unser Volk, auch in religiöser Hinsicht das

Interesse nicht eigensüchtig auf die Einzelperson, den Sohn und Bruder etwa, der im Felde steht, konzentrieren, als ob ihm ein besonderer Weg durch den Kugelregen erbeten werden sollte; sie lehre Todesbereitschaft als Pflicht. Dann wird der Providenzglaube von selber nach Ergänzung suchen und sie vielleicht doch willig nehmen aus dem festen Glauben der Kirche, daß der Mensch zu einem ewigen Leben geboren sei. Die Kirche verkündige dem Volke den Krieg als Gericht auch über uns und lehre die Majestät des heiligen sittlichen Willens über die Welt. Aber sie gebe auch die Gewißheit, daß Gott Menschen und Völkern gnädig ist. Sie lehre zugleich unser Volk den Krieg verstehen als eine von Gott uns auferlegte weltgeschichtliche Arbeit, und predige Gott als den, der allein die Kraft zu ihrer innerlichen und fruchtbaren Durchführung verleiht. So wird die Kirche Christentum und Krieg in ein fruchtbares positives Verhältnis zueinander setzen; so wird sie dem Zug des Christentums, volkstümlich zu werden, gerecht werden können, ohne sein Wesen preiszugeben.

Unser Volk erntet — so Gott will, auch weiterhin und bis zu einem siegreichen Ende — im jetzigen Kriege die Frucht langer, treuer Arbeit, seiner Arbeit zunächst auf dem Gebiete der militärischen Durchbildung und Organisation, aber auch der Arbeit an der Pflege der Volksgesundheit und Volkswohlfahrt, der sozialpolitischen Bemühung um den vierten Stand, seiner Geistesarbeit in öffentlicher Erziehung, in Pflege der technischen und allgemeinen Wissenschaften. Das sagen wir ohne Hoffart, im Bewußtsein des vielen, was Gott an uns mißfällt. Im gleichen Bewußtsein und auch ohne Hoffart sagen wir aber auch: unser Volk erntet jetzt auch Frucht aus der langen, umsichtigen stillen Geduldsarbeit der Kirche. Christliche Kirche und deutsches Volk sind doch eng dadurch verbunden: christliches Volkstum, volkstümliches Christentum. Möchte es der Kirche gegeben sein, diesen Bund aufs allerfruchtbarste inmitten des Jammers und der Erhabenheit des Krieges zu befestigen.

Der Krieg und unser Gottesglaube.

Von D. Paul Althaus.

Krieg und Gottesglaube — in welchem Verhältnis stehen sie zueinander? Sind sie nicht zwei unversöhnliche Feinde? Scheinen sie sich nicht wie unvereinbare Gegensätze geradezu auszuschließen? Christlicher Gottesglaube und Krieg — ist es nicht, als wollte man Feuer mit Wasser mischen, wenn man es versucht, hier künstlich miteinander in Einklang zu bringen, was sich im innersten Wesen fremd ist und fremd sein muß? Ist nicht die christliche Religion der flammende Protest gegen den Krieg und der Krieg der schmähliche Bankerott des Christentums?

Daß der Krieg eine politische Notwendigkeit werden kann, das leuchtet auf den ersten Blick ein. Daß es sich in dem gegenwärtigen furchtbaren Kriege, der wie ein allgemeiner Weltenbrand fast die ganze Erde entzündet hat, nicht bloß um die Ehre und Machtstellung unseres deutschen Volkes, sondern um Sein oder Nichtsein handelt, daß unsere nationale Selbständigkeit, unsere gesamte wirtschaftliche und kulturelle Zukunft auf dem Spiele steht, ist keinem Einsichtigen verborgen. Der Haß und die Niederträchtigkeit unserer Feinde, die unter der heuchlerischen Maske des Kampfes gegen deutschen Militarismus und Barbarismus in Wahrheit nichts geringeres gegen uns im Schilde führen, als uns zu verderben, deutsche Art und Wesen auszurotten, haben diesen unerhörten Krieg uns aufgenötigt und zur Verteidigung unserer Volksexistenz die Waffen uns in die Hand gezwungen. Aber was hat das mit unserem Gottesglauben zu

tun? Was hat dieser Glaube in unserer Kriegsführung zu sagen? Ja, wie ist die Ausübung unserer Religion jetzt überhaupt möglich?

Die christliche Religion bekennt den Gott der Liebe und des Friedens; der Krieg entfacht den Zorn und nötigt zum Blutvergießen, zum Sengen und Brennen. Das Christentum will das Reich Gottes unter den Menschen bauen und alle Völker der Erde in seinen Segensbereich hineinziehen. Der Krieg reißt nieder und zertrümmert, er säet Zwietracht und Trennung unter den Völkern. Er will dem Gegner schaden, soviel er kann, er scheut keine Mittel, um ihn zu vernichten. Im Kriege werden Wahrheit und Recht zum Schweigen gebracht, während die brutale Macht im Bunde mit skrupelloser Ungerechtigkeit, egoistischer Gewinnsucht und frecher Lüge triumphierend ihr Haupt erhebt. Welche unergründlichen Tiefen von Haß und berechnendem Ehrgeiz, welche dunklen Fluten von Heuchelei und Verrat hat vollends der jetzige beispiellose Weltkrieg aufgewühlt, zu schwerer Enttäuschung aller Kulturschwärmer und Friedensenthusiasten! Die großen europäischen Kulturmächte des zwanzigsten Jahrhunderts sehen wir in erbittertster Feindschaft wider einander entbrannt: Wieviel Blut und Tränen, wieviel Angst und Schrecken, welche Greuel und unmenschliche Schändlichkeiten, welche Verheerungen und Verwüstungen hat dieses entsetzliche Völkerringen bereits hervorgerufen! Christliche Völker in Waffenbrüderschaft mit heidnischen und mohammedanischen Nationen kämpfen gegen christliche Völker, ja unsere Feinde haben es über sich zu gewinnen vermocht, halbwilde, barbarische Horden Asiens und Afrikas zum Streite wider ihre christlichen Bruderstämme herbeizuholen. Scheint nicht hiernach der Einfluß der christlichen Religion auf Kultur und Gesittung der Völker so gut wie ausgeschaltet zu sein? Kann man nach alledem noch den Mut finden, dem Christentum eine irgendwie ausschlaggebende Bedeutung für den Krieg beizumessen?

In der Tat sehen es viele so an: Krieg und Religion haben nichts miteinander gemein. Sie liegen in zwei völlig voneinander geschiedenen Sphären. Sie gleichen zwei Schubfächern, von denen das eine geschlossen werden muß, wenn das andere geöffnet wird. Im Kriege führt nicht die Religion das Wort, sie wird vielmehr sozusagen eine Zeitlang sistiert. Nicht religiöse oder religiös-sittliche, sondern rein politische Gesichtspunkte sind für den Beginn eines Krieges sowohl wie für die Art seiner Führung entscheidend. Während die Waffen reden und die Geschützdonner ihre gewaltige Sprache führen, muß die Friedensbotschaft des Evangeliums verstummen. Die Sittenregeln des Christentums, welche in Friedenszeiten die oberste Norm unseres Handelns bilden, sind durch die Zwangslage des Krieges außer Kraft gesetzt — ähnlich wie im Kriege ein besonderes Kriegsrecht in Geltung tritt und bestimmte Kriegsartikel die bürgerlichen Vorschriften ersetzen müssen. Dem entsprechend suchen Unzählige, auch solche, die im übrigen der Religion keineswegs ablehnend gegenüberstehen, mit dem Kriege ohne Religion fertig zu werden, ohne sich von dem christlichen Glauben das Licht für seine furchtbare Wirklichkeit und die maßgebenden Weisungen für ihr Verhalten im Kriege geben zu lassen.

Aber was ist uns eine Religion, die nur für gewisse Zeiten, für die Tage des Friedens und des Glücks Bedeutung hat und nicht auch in den dunkelsten Geschehnissen uns Licht und Trost und Halt gewährt? Was ist uns ein Gott, dem wir nur für gewisse Erlebnisse bestimmenden Einfluß auf unser Tun und Leben vergönnen, während wir zu anderen Zeiten uns ohne ihn behelfen müssen, ihn gleichsam in den Winkel stellen und zur Untätigkeit verurteilen? Ist Gott wirklich unser *Gott*, so will und muß er uns *alles* sein, in allen unseren Widerfahrnissen und Lebenslagen unser Hort und Trost, unsere Sonne und Schild, unser Licht und unser Heil, der alles entscheidende Faktor auch im Kriege. Die Wirklichkeit des Begriffs „Gott", der Inhalt und die Wahr-

heit unseres Gottesbewußtseins würde uns verloren gehen, wenn wir ihn nicht wissen dürften als den Allbeherrschenden, alles Bedingenden, alles Durchwaltenden, von dem wir uns ganz abhängig wissen, dessen allmächtiger Fürsorge wir uns allezeit getrösten können.

Woher anders sollten wir der welterschütternden Wirklichkeit dieses furchtbaren Krieges gegenüber einen inneren Anhalt gewinnen, als aus unserem Gottesglauben? Wohin sollten wir fliehen, wenn alles rings um uns her wankt und weicht? wo uns bergen, wenn die Welt unter unseren Füßen zusammenbricht und die Berge mitten ins Meer sinken? Was wir jetzt vor Augen sehen, bietet soviel des Erschreckenden und Grauenerregenden, daß wir darunter erliegen müßten ohne die Religion. Wer mit offenem Blick die Ereignisse der letzten elf Monate überschaut und innerlich durchlebt: diese Unsumme von Not und Schrecken, dieses Übermaß an Opfern und unsagbaren Verlusten; wer gar selbst von dem Elend des Krieges direkt betroffen und der eigenen Habe oder geliebter Angehöriger beraubt worden ist, dem legt sich der Krieg wie ein lähmender Bann auf die Seele, er fühlt sich wie gänzlich aus dem inneren Gleichgewicht herausgehoben. Es ist uns zumute, als sei uns der Boden unter den Füßen hinweggerissen und die tragenden Fundamente unseres Lebens in die Tiefe gesunken. Unser Glaube an die fortschreitende Durchsittlichung der Menschheit, an die Macht der Liebe und des Guten in der Welt, unsere Hoffnung auf den Sieg des Rechts und der Wahrheit — das alles liegt jetzt zertrümmert wie Scherben vor uns. Wir finden weder einen Schlüssel der Erkenntnis, der das unheimliche Phänomen des Krieges uns deutet, noch eine Quelle der Kraft, aus der wir neuen Mut zum Tragen und Handeln schöpfen können.

Gewiß, der Krieg zeigt auch leuchtende Züge, und es gibt nicht wenige, deren Auge nur an diesen Erscheinungen, an der Lichtseite des Krieges haften bleibt. Die einmütige vaterländische Begeisterung, unter der unser Volk sich wie Ein Mann

erhob, die beispiellose Opferfreudigkeit in allen Ständen, die herrlichen kriegerischen Leistungen unseres Heeres, seine Tapferkeit, sein unerschütterlicher Heldenmut, seine zähe Ausdauer, sein entschlossener Wille zum Siegen — das alles versetzt manche in einen förmlichen Taumel von Kriegsenthusiasmus und macht sie zu fanatischen Lobrednern des Krieges. Aber wird es ihnen auf die Dauer gelingen, sich gegen seine Nachtseite zu verschließen? Vermag auch die hochgespannteste und leidenschaftlichste Kriegsbegeisterung uns über seine grauenvolle, blutige, zerstörende Wirklichkeit hinwegzutäuschen? Und wie sollen wir beides miteinander vereinigen? Wie gelangen wir aus der Zerrissenheit der zwischen Angst und Hoffnung hin und her gezogenen Stimmungen zu der Stetigkeit und inneren Ruhe eines festen Herzens, daß sich weder die Sinne blenden und in einen Rausch ungesunder Kriegsleidenschaft fortreißen, noch sich zur Mutlosigkeit niederdrücken und außer Fassung bringen läßt? Nur dann, wenn es uns gelingt, den Punkt zu finden, wo Krieg und Religion sich einen. Unser Glaube an das Walten des lebendigen Gottes gibt uns das feste Herz. Er nötigt uns, auch den Krieg mit einzubeziehen in den Lebensbereich der Religion. Er befähigt uns, Krieg und Religion so nahe zusammenzurücken, zusammen zu denken, zu fühlen und zu tun, daß wir zuversichtlich gewiß sein dürfen, unseren Gottesglauben nicht nur *trotz* des Krieges, sondern auch *im* Kriege und *durch* den Krieg bewähren zu können.

Gehen wir zum Nachweis hierfür von einer Tatsache aus, die jedermann zugänglich ist. Es ist eine alte, durch die Geschichte tausendfach bestätigte Erfahrung, daß die Religion in einem Volke immer dann besonders lebendig wird, wenn das Vaterland mit Krieg überzogen wird. Ähnlich wie bei gewaltigen Naturkatastrophen, im Gewitter, bei einem Erdbeben, bei verheerenden Seuchen, so brechen auch unter den Schrecken und Erschütterungen der Kriege die Tiefen religiösen Lebens auf, die schlummernden Kräfte der Volksseele

werden geweckt und zur Entfaltung gebracht. Das Furchtbare, alle Menschenkraft übersteigende dieser Vorgänge weiset die Seele unwillkürlich über sich hinaus auf eine überweltliche Macht, die über dem Weltgeschehen waltet. Man ahnt das Wirken einer unsichtbaren Hand. Wir vernehmen den gewaltigen Schritt Gottes, der über die Erde geht und tiefe Fußspuren in die Geschichte eingräbt. Es ist die Nähe des Unendlichen, die Majestät der Gegenwart des Allmächtigen, die wir inne werden. Wir spüren unsere „schlechthinige Abhängigkeit" von ihm. Und je gewaltiger und unbezwinglicher die feindliche Macht erscheint, die sich gegen uns heranwälzt und uns zu zermalmen droht, je deutlicher uns das Gefühl der eigenen Ohnmacht und Hilflosigkeit zum Bewußtsein kommt, desto mehr sehen wir uns angewiesen auf die Hilfe des Herrn der himmlischen Heerscharen und fliehen zu ihm im Gebet.

Wer die Geschichte Israels durchblättert, gewinnt alsbald einen unmittelbaren Eindruck davon, wie gerade unter den Notzeiten der Kriege die Frömmigkeit immer wieder eine wunderbare Steigerung, Reinigung und Neubelebung empfangen hat. Man ist dessen gewiß: Gott waltet im Kriege und tut große Taten. Er sammelt die Völker der Erde auf seiner Wage und prüft ihr Gewicht. Gott ist es, der in den Kriegen richtet und vernichtet, der aufbaut und erneuert. Die Kriege sind die besonderen Stunden der Offenbarung seiner Herrlichkeit. Wenn darum Israel zum Schwerte wider die heidnischen Völker greift, so ist es sich bewußt, eine heilige Sache zu führen, es vollbringt eine göttliche Mission, es kämpft im Namen und in der Kraft des Herrn Zebaoth. Oder man vergegenwärtige sich die tiefgehenden Wirkungen, welche der Dreißigjährige Krieg auf die Religiosität unseres deutschen Volkes ausgeübt hat. Die Gebete und geistlichen Lieder, die uns aus jenen Tagen der Drangsal und der sittlichen Verrohung und Verwahrlosung überkommen sind, enthalten die ergreifendsten Zeugnisse unerschütterlichen Gott-

vertrauens, heiliger Geduld und demütiger Ergebung in Gottes Vaterwillen. Welch eine Innigkeit und Kraft unwandelbarer Zuversicht zu Gottes Liebesregiment spricht sich in den Dichtungen eines Johann Heermann oder Paul Gerhardt aus, die unter dem unsagbaren Elend der Kriegszeit geboren sind! Gott ist es, der die Seinigen von einem Jahr zum anderen durch Krieg und große Schrecken hindurchführt, er wird endlich mit starken Händen das Herzeleid wenden, die Jammerpforten zuschließen und die Friedensströme fließen lassen.

Und wie haben sich die deutschen Befreiungskriege vor hundert Jahren als eine weckende, aufrüttelnde, läuternde Macht bewiesen, als unser geknechtetes und zu Boden getretenes Volk nach den trüben Zeiten religiösen Tiefstandes, sittlicher Erschlaffung und leichtfertiger Frivolität sich wie Ein Mann erhob und wieder auf die hohen Ideale der Väter besann. Mit welcher Wucht klammerten sich die Seelen wieder an die ererbten heiligen Güter, mit welcher Inbrunst scharten sie sich um die Altäre, mit welcher Glut vaterländischen Empfindens, der Opferwilligkeit und des Bekennermutes zogen sie aus zum Streite, demütigten sich unter die gewaltige Hand Gottes und gaben ihm allein die Ehre! Nach der Völkerschlacht bei Leipzig schrieb Ernst Moritz Arndt die denkwürdigen Worte: „Das haben wir nicht getan, das waren wir nicht, das hat Gott getan, das war Gott! Gott gab uns die Kraft, Gott gab uns das Glück, Gott wollte, wir haben wollen müssen."

Haben wir nicht ähnliche Erfahrungen auch beim Ausbruche des jetzigen gigantischen Weltkrieges machen dürfen? Es sei mir gestattet, ein kurzes, schlichtes Gedicht zu zitieren, das im vorigen Jahre in den Münchener „Fliegenden Blättern" zu lesen stand:

„Wie kindlich fromm sie jetzt geworden,
Der Philosoph, der Atheist,
Seitdem der Jammer und das Morden,
Des Krieges Wut die Welt zerfrißt.

Kannst du mir das erklären, weiser Mann?
Sie brauchen einen Gott, der helfen kann."

Ein gewiß vorurteilsloses, aber um so wertvolleres Zeugnis! Es entspricht durchaus der Wirklichkeit. Wie ist in den ersten unvergeßlichen Tagen des August 1914 der religiöse Glaube in der Seele unseres deutschen Volkes leuchtend aufgeflammt, in allen Schichten und Ständen! Wir wollen uns keiner Übertreibung und optimistischen Schönfärberei schuldig machen. Wir wagen es nicht, zu behaupten, daß das deutsche Volk durch den jetzigen Krieg bereits ein anderes geworden sei. Aber soviel dürfen wir getrost als einfache geschichtliche Tatsache hinstellen, daß unter den gewaltigen Erschütterungen des plötzlich hereinbrechnden Kriegssturmes längst versiegt scheinende Quellen religiösen Lebens wie mit elementarer Kraft neu hervorgesprudelt sind. Viele in unserem Volke sind unter dem Donner der Kanonen aufgewacht aus dem Schlafe der religiösen Gleichgültigkeit, der Gottentfremdung, der Habsucht, des Parteihaders, der Genußsucht und haben angefangen, sich wieder auf sich selbst und den lebendigen Gott zu besinnen. Ein Suchen und Fragen nach Gott regte sich in weiten Kreisen, selbst in solchen, in denen die Religion bisher keine oder nur eine untergeordnete Stellung eingenommen hatte. Wir haben das überraschende Schauspiel erlebt, welches wir vor einem Jahre wohl kaum für möglich gehalten hätten, daß politische Tagesblätter, in denen die religiösen Fragen und vollends die kirchlichen Angelegenheiten vielfach mit ironischer Überlegenheit oder mit schlecht verhehlter Abneigung behandelt zu werden pflegten, nun mit begeisterten Zungen von der „Offenbarung Gottes" im „heiligen deutschen Kriege" Zeugnis ablegten. Wer hätte gerade dem „Berliner Tageblatt" eine Sprache zugetraut, wie sie in den folgenden Strophen zum Ausdruck kommt?

„Steht auf nun vom Beten!
Das Feld ist zertreten,
Es fließt deutsches Blut.

Gierig umspäht der Feind unser Gut:
Dem Herrn der Heere darf keine fehlen
Von unsern Seelen.

Erst wieder am Ende,
Wenn unsere Hände
Vom Blute gereinigt,
Die Kirche der Heimat wieder vereinigt,
Soll unsern lieben fernen Verstreuten
Die Glocke läuten.

So mag unsre Stimme
Nun rauher vom Grimme
Im Feld zu ihm schallen.
Gott gibt uns den Odem von denen, die fallen,
Einst siegreich f r i e d e voll vor ihn zu treten,
Im D a n k zu beten."

Oder wer würde in den humoristischen „Fliegenden Blättern" ein so tiefernstes und ergreifendes Weihnachtsgedicht anzutreffen erwartet haben, dessen Mitteilung wir uns ebenfalls nicht versagen können:

„Weihnachten! — Feierlich schallt Geläut.
Durch die Luft rauscht's wie Seraphschwingen.
Wiederum Gottes Engel singen:
„Euch ist geboren der Heiland heut!"
Wieder, wie einst den Hirten und Herden,
Bringen sie frohe Botschaft allen:
„Ehre sei Gott und Friede auf Erden,
Und den Menschen ein Wohlgefallen!"

„Friede auf Erden! — O Jammer, o Graus!
Herr Gott, wie sieht es auf Erden aus!
Rings ein Zerfleischen, Toben und Morden,
Brennende Städte, plündernde Horden,
Stürzende Mauern, zerberstende Wälle,

Rings das Krachen und Brüllen der Hölle,
Tod und Vernichtung tagein — tagaus.
Tod zu Wasser und Tod zu Land —
Selbst durch die Wolken kommt er geflogen,
Taucht aus brausenden Meereswogen
Zischend empor wie Kraterbrand —
Tod und Verderben überall —
Tod beim Siegen und Tod beim Fall,
Als sollte die Erde entvölkert werden.
— — — — — — —
Und die Glocken läuten: Friede auf Erden!

Herr, du weißt es: S i e haben's gewollt,
Aber w i r zahlen der Sünde Sold.
Fremder Blutgier und Leidenschaft
Opfern wir tausendfach Blüte und Kraft —
Ein Meer von Tränen, ein Meer von Blut,
Keine Ebbe wird d i e s e r Flut!
Und müssen doch alle zugrunde gehn,
Deutschland aber, das wird bestehn. — —

Herr, mache d u der Not ein Ende!
Deine heiligen Engel sende
Und lasse wahr ihre Botschaft werden:
Ehre sei dir — und Friede auf Erden!"

Solche Zeugnisse zu häufen wäre nicht schwer. Sie reden eine deutliche Sprache und sind uns als Symptome überaus wichtig. Wie vieles, was wir hier in der Heimat seit den Augusttagen gesehen, was wir in unseren Gottesdiensten erlebt, was wir in den Leitartikeln unserer Tageszeitungen gelesen haben, was uns aus den Schützengräben und Bereitschaftsstellungen, von den Schlachtfeldern und aus den Lazaretten berichtet wird, deutet auf eine starke religiöse Ergriffenheit unseres Volkes hin. Der Ernst der Zeit, die Überzahl unserer Feinde, die erschütternde Predigt des

Todes, die uns so handgreiflich vor Augen führt, daß alles Fleisch wie Heu ist und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume, der tausendfache Zusammenbruch von Familienglück, die Vernichtung so vieler Zukunftshoffnungen — das alles zieht die Gedanken nach oben und weckt ein Verlangen nach dem ewigen Gott, ein Hungern und Dürsten nach dem Trost des göttlichen Wortes, nach Kraft aus der Höhe. Viele haben wieder gelernt, die Hände zum Gebet zu falten, und schämen sich dessen nicht. Wer die täglich an uns gelangenden Feldpostgrüße mit rechten Augen liest, der kann sich dem Eindruck nicht entziehen: es wird gebetet im deutschen Heere. Der Krieg hat den Geist des Gebets auch unter unseren kämpfenden Scharen draußen im Felde geweckt.

Es liegt nicht im Rahmen der Aufgabe, die unser Thema uns stellt, auf den Segen des Krieges auf religiös-sittlichem Gebiete hinzuweisen. Noch weniger halten wir uns dazu berechtigt — wie noch einmal ausdrücklich betont sei —, in die sattsam gehörten Lobesergüsse über eine bereits jetzt erfolgte oder deutlich sich anbahnende Wiedergeburt unseres deutschen Volkes einzustimmen. Auf Kanzeln und Konferenzen, in kirchlichen Schriften und in unseren politischen Blättern kann man sich vielfach nicht genug tun, den gewaltigen religiös-sittlichen Umschwung mit hohen Worten zu feiern, der wie in Sturmesbrausen im jetzigen Kriege mit unserem Volke vor sich gegangen sei. Möchten wir uns doch vor vorschnellem Urteile hüten und von aller unnüchternen und unwahren oder halbwahren Schönfärberei frei halten! Uns ist es hier zunächst lediglich um die grundsätzliche Feststellung der offenkundigen Tatsache zu tun, *daß* zwischen Krieg und Religion durchaus nicht ein Verhältnis der sich ausschließenden Gegensätze besteht, daß vielmehr der Krieg mit dem religiösen Glauben und Leben unseres Volkes aufs engste verflochten ist, so daß man geradezu von einer Wechselwirkung zwischen beiden reden darf.

Allerdings die Wirkung, welche der Krieg auf die Religion ausübt, ist keineswegs nur eine fördernde und weckende, sondern auch eine störende und hemmende. Wir denken nicht bloß an die vielen zertrümmerten Kirchen, die verödeten Gottesdienste, die zersprengten Gemeinden, sondern weit mehr an die zerrissenen Bande der Brudergemeinschaft unter den christlichen Nationen, an den unberechenbaren Schaden, den dieser mordende Krieg der blühenden christlichen Mission zugefügt hat. Wer vermag die unheilvollen Folgen zu ermessen, welche die Hereinziehung heidnischer Völker in den europäischen Krieg und das Hinaustragen des Kriegszustandes in unsere Kolonialgebiete durch die Engländer für das Ansehen und den Einfluß des Christentums in der Welt nach sich ziehen wird! Jedenfalls dürfen wir schon jetzt so viel sagen, daß der Krieg manchen in jahrhundertelanger mühevoller Arbeit errungenen Besitz der Religion zerstört, unendlich viele religiöse Werte vernichtet hat. Ganz zu geschweigen von dem religiösen Zusammenbruch, den *Einzelne* in ihrem persönlichen Glaubensleben unter den furchtbaren Kriegsheimsuchungen erlitten haben. Vergegenwärtigen wir uns die übermenschlichen Qualen, denen die Bewohner unserer Grenzgebiete durch die rohe Grausamkeit und schändliche Vergewaltigung plündernder Mordbuben hingegeben worden sind, versetzen wir uns in die Seelenverfassung von Müttern und Frauen, denen der Krieg alles geraubt, ihr ganzes Lebensglück vernichtet hat, so wird es uns nicht unverständlich sein, daß manche unter ihnen in dumpfe, hoffnungslose Verzagtheit oder gar in die Nacht der Verzweiflung geraten sind, in der sie die Hand eines gerechten und gnädigen Gottes nicht mehr zu finden vermochten.

Aber selbst diese negative Wirkung des Krieges auf die Religion bildet doch auch an ihrem Teile einen deutlichen Beleg für das Wechselverhältnis, in welchem die beiden Größen zueinander stehen. Freilich stellt sie uns zugleich recht handgreiflich die eigentümlichen Schwierigkeiten vor

Augen, vor welche sich der christliche Gottesglaube angesichts des Krieges gestellt sieht. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß es hier Anstöße zu beseitigen und schwere Anfechtungen zu überwinden gilt, die den Bestand unseres Glaubens ernstlich zu gefährden drohen.

Was besagt denn unser Gottesglaube? Welches ist sein unveräußerlicher Inhalt? Er besteht in der zuversichtlichen Gewißheit, daß der ewige und allmächtige Gott, der die Liebe ist, unser Schöpfer und Vater, die Welt in ihrem ganzen Umfange nach seinem heiligen Willen regiert, so daß er alles Seiende ohne Ausnahme, das Größte und Kleinste, die Kräfte und Ordnungen der Natur ebenso wie die freien Handlungen der Personwesen und den Gang der Menschheitsgeschichte nach seinem allweisen Rat als Mittel zur Verwirklichung seiner ewigen Heilszwecke verwendet. Was uns daher auch begegnen mag, seien es individuelle Erlebnisse oder erschütternde weltgeschichtliche Ereignisse, die in unser Leben eingreifen: der Christ sieht in dem allen nicht das Verhängnis einer dunklen Schicksalsmacht, nicht das Gesetz starrer Notwendigkeit oder das willkürliche, launenhafte Spiel des blinden Zufalls, sondern das Walten des weltüberlegenen gerechten und zugleich gütigen Gottes. Er nimmt darum jegliches Widerfahrnis, von welcher Seite es ihm auch kommen, wie immer es auch vermittelt sein möge, unmittelbar aus Gottes Hand, als *seine* Schickung und Fügung.

Es leuchtet ein, daß solchem Glauben weltüberwindende Kraft innewohnt; er macht still und getrost im Leiden, er erhellt das Dunkel, das vor uns liegt, mit dem Lichte der Hoffnung, er erfüllt uns mit dem Mute furchtloser Gelassenheit mitten in Nöten und Gefahren, in dem unerschütterlichen Vertrauen: „Es kann mir nichts geschehen, als was er hat versehen und was mir selig ist.“ Aber es leuchtet ebenso sehr ein, daß dieser Glaube keine kampflose Selbstverständlichkeit sein kann, sondern im Ringen mit schweren Widerständen sich bewähren muß. Von allen Seiten erheben sich die

schroffsten Proteste wider ihn, an allen Enden erwachsen ihm peinvolle Fragen und ernste Schwierigkeiten, die sich seiner Selbstbehauptung hemmend entgegenstellen und zumal in der gegenwärtigen Kriegszeit eine schier unversiegliche Quelle von Anfechtungen für ihn bilden.

Je tiefer wir nüchternen Auges in die furchtbare Wirklichkeit des Krieges hineinblicken, desto mehr scheinen sich uns die hellen, lichten Fußspuren des lebendigen Gottes zu verlieren. Von welcher Seite auch wir den herrschenden Kriegszustand betrachten, ob nach seinen Beweggründen oder Auswirkungen, ob nach seinen Begleiterscheinungen oder Folgen, immer tun sich dunkle Abgründe vor uns auf, vor denen wir schaudernd zurückbeben; immer drängt sich uns die brennende Frage auf, wie sich solche entsetzliche Tatsachen mit dem regierenden Walten eines guten Gotteswillens vereinigen lassen. Was hat der Meuchelmord von Serajewo und seine Begünstigung durch Rußland, was haben die gallischen Revanchegedanken, was der wirtschaftliche Brotneid und der brutale Egoismus Englands oder der schändliche Treubruch Italiens mit Gott zu tun? Der grenzenlose Jammer der Schlachtfelder, die Tausende von niedergeschlagenen oder verstümmelten Menschenleibern, die brennenden Dörfer, die zerstampften Saaten, die obdachlos flüchtenden Einwohner, die trauernden Mütter und Witwen, die verwaisten Kinder — hat Gott das getan? hat Gott das gewollt? Erscheint nicht das alles wie ein Hohn auf den christlichen Vorsehungsglauben? Und was wollen wir antworten, wenn die Frage des Spottes oder der Schrei der Verzweiflung uns entgegentönt: „Wo ist nun euer Gott? Wo zeigt sich seine leitende Vaterhand?"

Die Antwort, die wir geben, wird gewißlich nicht einen triumphierenden Ton anschlagen. Wir schämen uns des Eingeständnisses nicht, daß wir Mühe haben, unseren Gottesglauben einer so entsetzlichen Wirklichkeit gegenüber, wie sie die Gegenwart zeigt, festzuhalten. Auch der gereifteste Glaube

hat täglich neu um seine Existenz zu ringen, im heißen Kampfe. Wir können uns keinen ernsten Christen denken, der sich leichtherzig über die Schrecken und Greuel des Krieges hinwegsetzte. Er empfindet sie mit Grauen und mit tiefem Schmerz. Jene künstlich gesteigerte exzentrische Kriegsstimmung, die mit dem Kriegsunheil und der Kriegsnot schnellen Kaufes fertig wird und sich so gebärdet, als ob das alles so in der Ordnung sei, ja als ob der Krieg gewissermaßen das eigentliche Äußerungsgebiet des Christentums wäre, liegt der wahren Frömmigkeit durchaus fern.

Der christliche Glaube fühlt die innere Spannung, in die er durch das, was vor Augen liegt, hineingestellt ist. Die ungeheuren Rätsel, die der Krieg ihm aufgibt, bewegen ihn bis in seine Tiefen. Aber er weicht ihnen nicht aus, er geht nicht mit verbundenen Augen an ihnen vorüber. Vielmehr hat er an ihnen recht eigentlich die Probe seiner Echtheit zu bestehen. Nehmen wir nur „Glauben" nicht in irgendwelchem abgeblaßten und verschwommenen Sinne, sondern in dem Vollsinne des neutestamentlichen Begriffs als unbedingte Zuversicht zu dem lebendigen Gott, dann wird gerade eine Notzeit wie die gegenwärtige dazu dienen, sein innerstes Wesen zu offenbaren. Glauben heißt sich halten an den Unsichtbaren, als sähe man ihn, den Anker seines Lebens fest und tief eingründen in das Verheißungswort des Treuen und Wahrhaftigen und dann auch unentwegt dabei bleiben mitten im wilden Gebrause der Wellen, wenn wir auch gar nichts fühlen von seiner Macht — ja wider alles Fühlen, wider alles Sehen und sinnenfälliges Wahrnehmen. Nur der Glaube, der dem ganzen schweren Ernst der Wirklichkeit mit festem Mute ins Angesicht blickt, ohne etwas davon zu verschleiern oder abzuschwächen, und es dennoch wagt, trotz allem entgegenstehenden Augenschein an seinem Vertrauen auf Gottes heiliges Weltregiment festzuhalten, nur solcher Glaube wird dem Sturme der Anfechtungen gewachsen sein und weltüberwindende Kraft bewähren.

Man möge uns nicht falsch verstehen. Wir sind nicht der törichten Meinung, als ob der Glaube oder die christliche Glaubenswissenschaft gleichsam einen Zauberschlüssel zur Hand hätte, um in irgendeiner geschickten Formel das lösende Wort aussprechen zu können, durch welches das geheimnisvolle Walten Gottes für unser menschliches Auge klar durchschaubar und für unsern Verstand restlos begreifbar würde. Von einem verstandesmäßigen Erkennen kann auf dem Gebiete der Religion überhaupt keine Rede sein. Vielmehr indem wir unsere Weltanschauung ganz auf *Glauben* aufbauen, *verzichten* wir gerade darauf, das große Geheimnis der göttlichen Weltregierung mit unserem Denken auszumessen und ihre dunklen Führungen mit unserer kleinen Vernunft aufzuhellen. Auch für den religiösen Glauben bleiben hier undurchsichtige Rätsel, und es wird für immer bei der Überzeugung des Apostels Paulus sein Bewenden haben: „Unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege."

Aber sofern unser Glaube eben Glaube an *Gott* ist, liegt in ihm die unvertilgbare Gewißheit beschlossen, daß Gott die Welt in seiner Hand hält und trotz der dunklen, oft so furchtbaren Geheimnisse des Geschichtsverlaufs alles zu einem seligen Ende führt. Der christliche Gottesglaube zwingt uns, sowohl Gott über die Welt hinauszudenken, wie ihn in die Welt und ihre Geschichte hineinzudenken. Es ist — theologisch-wissenschaftlich ausgedrückt — der Transzendenzgedanke und der Immanenzgedanke, welche das Christentum in seinem Gottesglauben vertritt; den einen nicht ohne den anderen, beide in ihrer unauflöslichen Zusammenfassung. Überweltlich, welterhaben ist unser Gott als Schöpfer des All und sein tragender Grund. Innerweltlich ist unser Gott, weil er der Welt und jeder einzelnen Kreatur allgegenwärtig nahe ist und ihr Leben wirksam durchwaltet. Für uns ist durchaus Gott in der Geschichte. Wir wüßten gar nicht, wie wir die Geschichte auffassen sollten, wenn uns Gott in der Geschichte,

in irgend einer Phase oder auch nur an einem einzigen Punkte derselben fehlte. Erst durch seine lebendig wirkende Macht, welche die Weltentwickelung leitet und ihr Ziel bestimmt, empfängt die Geschichte einen Sinn. Auch der Krieg, so sinnwidrig er uns erscheinen mag, bildet ein Glied in der Kette der Geschehnisse, durch welche Gott seine heiligen Liebeszwecke an der Menschheit zur Durchführung bringt und sie der ewigen Vollendung entgegenführt.

Denn freilich Gottes Wille geht nicht in der natürlichen Ordnung der Dinge auf, so gewiß das Leben Gottes nicht mit der Geschichte der Welt zusammenfällt. Der diesseitige Weltverlauf ist nicht das endgültige und letzte Ziel der Gedanken und Wege Gottes. Über diese vergängliche Erde hinaus führt seine Liebe eine höhere Lebensordnung herauf, das ewige Reich seiner Gnade und Herrlichkeit, in welchem die vollkommene Gottesgemeinschaft hergestellt sein wird. Indem wir an Gott glauben, glauben wir an ein ewiges Vollendungsziel. Das ist der feste Punkt, auf dem wir mit freudiger Zuversicht beharren, wenn auch das Meer wütete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Auf diesen festen Grund hat uns Jesus gestellt, indem er uns beten gelehrt: „Vater, dein Reich komme, dein Wille geschehe!" In dieser Gewißheit liegt das wahrhaft Befreiende unseres christlichen Glaubens. Hat Gott es mit seiner Weltregierung auf die Herbeiführung seines Reiches abgesehen, dann muß *alles*, was geschieht, auch der Krieg, diesem einen Zwecke dienen. Mögen darum Königreiche dahinsinken und Throne zerbrechen, mögen die gewaltigsten Menschenwerke zerscheitern und Berge einstürzen — das alles gehört dem diesseitigen Weltbestande an, dem vergänglichen. Über dem allen triumphiert Gottes heiliger und weiser Rat, der auch durch Trümmer und Verheerung, durch Verluste und Hemmungen hindurch seinen Willen durchsetzt und seine Liebesabsichten zur Verwirklichung bringt.

Denn Gottes Reich findet hier auf Erden Widerstände, die es überwinden muß. Sein Wille setzt sich durch im Kampfe gegen die feindlichen Gewalten der Finsternis und des Bösen, denen die irdische Weltordnung noch Raum gewährt. Jesus, der Verkündiger und Bringer des Gottesreiches, kennt eine Macht und rechnet mit dieser Macht, welche die Menschen bei ihrer Beurteilung der harten Schicksalsschläge entweder gar nicht oder viel zu gering in Anschlag bringen, das ist die Großmacht der Sünde. Wer diesen massiven Wirklichkeitsfaktor aus der Menschheitsgeschichte ausschaltet, dem wird sich freilich niemals der Sinn des Krieges erschließen. Mögen die Kriege mancherlei naturgeschichtliche und soziologische Veranlassung haben — das tiefste Problem ist mit allen derartigen Erklärungen nicht gelöst. Der Krieg kommt her von der Sünde. Wir sehen auch darin eine der heilsamen Wirkungen dieser ernsten Zeit, daß man wieder unumwunden und ungescheut von „Sünde" reden darf, auch außerhalb der Kirche, und weithin auf Verständnis dafür rechnen kann.

Zwar würde es irrig sein, Krieg und Sünde ohne weiteres zu identifizieren. Der Krieg ist nicht schlechthin das Böse in der Welt, er ist nicht bloß Übel, und vor allem nicht das einzige Übel in der Welt. Das ist die arge Übertreibung, der sich die Pazifizisten schuldig machen. Unzweifelhaft ist der Krieg unter allen Umständen ein furchtbares Übel, gleichwie andererseits der Friede ein hohes, heiliges Gut bedeutet, um dessen Erhaltung wir mit aller Energie zu ringen haben. Darin können wir den Trägern der Friedensbewegung nur beipflichten. Der Friede ist ein kostbares Gefäß, voll des edelsten Inhalts und der wertvollsten Gaben. Wer es mit frevelnder Hand zerschlägt, wer ohne äußerste Not das entsetzliche Schicksal des Krieges heraufbeschwört, der legt eine ungeheure Verantwortung auf sich. Wir Deutschen haben wahrlich alle Ursache, mit Dank

gegen Gott auf das goldene Segensgeschenk eines so langen Friedenszeitalters von mehr als vierzig Jahren zurückzublicken.

Und dennoch, kann man wirklich die Ansicht vertreten, daß der Friede an sich *das* Gut sei, das man auf jeden Fall behaupten, und darum das höchste sittliche Ziel, das man um jeden Preis erstreben müsse? Gibt es nicht auch einen faulen Frieden? einen falschen Frieden, der weitab liegt von den Friedensidealen, auf welches die prophetische Verheißung und die tiefste Sehnsucht des Menschenherzens geht? Ist der Friede immer die segensreiche Himmelstochter, die uns Glück und Eintracht, Licht und Heil aus ihrem Schoße spendet? Bietet der Friede als solcher bereits eine Gewähr für die Förderung von Frömmigkeit und Sittlichkeit? Oder war es bloße Schwarzseherei, wenn alle Ernsterdenkenden über die zunehmende Gottentfremdung und Entchristlichung in unserem deutschen Volke vor dem Kriege klagten? über den Mangel an sittlichem Pflichtbewußtsein, an Selbstzucht, an sozialem Gemeinsinn und Opferwilligkeit? Waren nicht unter dem Sonnenschein des Friedens der letzten Jahrzehnte weithin in deutschen Landen Friedens*sünden* in erschreckendem Maße emporgesproßt wie giftige Wucherblumen? ein Hang zur Genußsucht und Üppigkeit, eine geistige Verflachung und sittliche Verweichlichung, energielose Tatenscheu, eitle Modetorheit, Sensationslüsternheit und andere bedauerliche Erscheinungen undeutschen und unchristlichen Wesens? Ein langer Friede kann zum Fluche und Verderben für ein Volk werden, wie die Geschichte tausendmal gezeigt hat. Die Ideale des Volkes siechen dahin, das Mark der moralischen Tatkraft verzehrt sich.

Wer, wie die Friedensschwärmer, in dem bloßen Niederlegen der Waffen die Gewähr für das höchste Menschenglück finden will, der begeht einen doppelten Fehler: Man übersieht, daß äußerlicher Wohlstand, irdisches Wohlergehen, Gelingen im Beruf, kurz, alle diesseitigen Kulturgüter nicht das

wahre Menschenglück bedingen, nicht das Höchste und Letzte bilden, worauf es mit unserem Dasein abgesehen ist. Und ferner verkennt man die Wirklichkeitsbedingungen, auf denen unser gegenwärtiges Leben ruht. Man rechnet nicht mit der Menschheit, mit den Völkern, wie sie wirklich sind, sondern mit Utopien und Fiktionen. Man schaltet den Faktor der Sünde aus dem Menschentum aus: die Sünde der Selbstsucht, der Begehrlichkeit, des Eigennutzes, des Ehrgeizes. Wäre die Menschheit frei von Sünde, ganz vom Geiste Jesu beherrscht, eine Gemeinschaft vollkommener Gotteskinder, so würden die Kriege von selbst ein Ende haben — wie es Jesus für den seligen Zustand im vollendeten Gottesreiche in Aussicht stellt. Solange sündige Menschen und nicht Engel auf Erden wohnen, solange werden auch Kriege sein und müssen Kriege sein. Der Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge, Sünde und Gerechtigkeit ist durch das Evangelium Jesu nicht nur nicht beseitigt, sondern verschärft und vertieft. So gibt es einen Krieg auch im Frieden. Und der Krieg mit Waffen ist nur eine Erscheinungsform, eine Auswirkung dieses Zustandes.

Ist das aber der Fall, dann zeigt sich vollends, in welchem Irrtum diejenigen befangen sind, die den äußeren Frieden unter allen Umständen als das allein erstrebenswerte Gut hinstellen. Und damit wird zugleich deutlich, wie verkehrt es wäre, den Krieg mit Waffen von vornherein als den Inbegriff alles Bösen, alles Übels zu bezeichnen. Nur soviel ist richtig: der Krieg kommt her aus dem Bösen, er wurzelt, wie alles Übel in der Welt, in der Sünde.

Oder bedeutet das einen finsteren, mittelalterlichen Wahn? ist das zu schwarz geurteilt? Man lege sich nur die Frage vor, auf welche Veranlassung der jetzige Völkerkrieg zurückzuführen ist, und es wird keiner weiteren Begründung für unsere Behauptung bedürfen. Menschliche Sünde und Bosheit, berechnende Gewinnsucht, Rachsucht und Hinterlist

haben ihn heraufbeschworen. Oder wie wollen wir das ganze Lügengewebe, das England seit Jahren mit seiner Einkreisungspolitik im geheimen Bunde mit Rußland und Frankreich gesponnen hat — wie wollen wir den serbischen Fürstenmord, die belgischen Franktireurgreuel, die Schandtaten der brandschatzenden Kosaken und Italiens feigen Verrat anders charakterisieren? Die Religion nennt das alles Sünde und bezeichnet es damit als das Unnormale, das Gottwidrige, weil dem heiligen Gotteswillen und der sittlichen Weltordnung Widersprechende. Nicht aus Gottes ursprünglichem Willen stammt also der Krieg, so gewiß Gott die Sünde nicht will. Nicht Gott ist verantwortlich zu machen für all das entsetzliche Blutvergießen und das namenlose Elend des Krieges, sondern der sündige Wille der Menschheit. Nein, Gott sei gelobt, *sein* Name ist heilig und *seine* Hände bleiben rein.

Und doch ist Gott auch im Kriege und wirkt im Kriege. Wir glauben nicht an einen Gott, der schläft und schlummert, der zu Zeiten gar nichts tut und die Welt sich selbst überläßt. Mögen auch die Zügel seines Weltregiments scheinbar noch so lose schleifen, daß die Menschen sich ihren Weg selbst bereiten, sie bleiben immer in seinen Händen. Kein Sperling fällt vom Dache und kein Haar von unserem Haupte ohne seinen Willen. Der Allmächtige, dem Wind und Meer gehorsamen müssen, der den Elementen einen Damm entgegenbaut, daß sie keinen Schaden tun dürfen, er waltet auch über den Anschlägen der Völker und kann ihnen ein gewaltiges „Bis hierher und nicht weiter" entgegenrufen: „Beschließet einen Rat, und werde nichts daraus!" Er kann sie mit einem eisernen Zepter zerschlagen, wie Töpfe kann er sie zerschmeißen. Der Ungerechte hätte keine Macht, sein Vorhaben auszuführen, wenn sie ihm nicht von oben gegeben wäre. Denn über allem Willen der Kreatur herrscht doch zu oberst Gottes Wille. Auch das sündige Tun der Menschen muß ihm zum Werkzeuge dienen und dazu beitragen,

seinen Ratschluß hinauszuführen. Auch der Krieg. So ist der Krieg zwar nicht Gottes Werk, er stammt nicht von ihm, wohl aber ist er Gottes Schickung, ein Mittel in seiner Hand, durch das er seine Zwecke fördert, ein Gefäß, in das er seine Gedanken hineingießt.

Damit erst erschließt sich uns der tiefste Sinn des Krieges. Im Kriege wirkt sich nicht nur die Sünde der Völker aus, sondern im Kriege ergehen zugleich Gottes Gerichte über die Sünde der Völker. Bereits dem heidnischen Bewußtsein war die Erkenntnis nicht verborgen, daß zwischen Sünde und Übel ein innerer Zusammenhang besteht, daß aus der bösen Aussaat, die des Menschen freie Willenstat ist, mit Naturnotwendigkeit eine schlimme Ernte hervorgeht, die uns in der Form schwerer Gerichtsheimsuchungen entgegentritt. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht — das steht auf allen Blättern der Menschheitsgeschichte wie mit Flammenschrift geschrieben, das bezeugt uns die Erfahrung unseres eigenen Lebens und die Stimme des Gewissens. Jesus selbst hat dieses eherne, unverbrüchliche Gesetz der sittlichen Weltordnung so wenig geleugnet, daß er vielmehr das über Jerusalem hereinbrechende Kriegsverhängnis ausdrücklich als unvermeidliche Folge der beharrlichen Selbstverstockung Israels geweissagt hat.

Wollte aber jemand hiergegen einwenden, daß diese Anschauung mit dem Glauben an Gottes unendliche Liebe unverträglich sei, so können wir ihn nur dringend bitten, seine Gottesvorstellung einer gründlichen Revision zu unterziehen. Was für einen Begriff machen wir uns denn von unserem Gott? Ist er wirklich der gutherzige „liebe Gott", der es nicht so genau nimmt? der alles gehen läßt, wie es geht, und nicht einmal sauer sieht zu dem Leichtsinn und Frevel seiner Kinder? Ist seine Liebe weichliche Liebe, schwächliche Nachgiebigkeit, die es auf nichts anderes abgesehen hat, als daß wir hier in der Welt gute Tage haben, Glück und Freude genießen und möglichst vor Erdennot und Schmerzgefühl be-

wahrt bleiben? Nein wahrlich, unser liebender Vater, dem wir vertrauen dürfen, ist zugleich der gerechte Richter, den wir fürchten müssen. Denn seine Liebe ist heilige Liebe, eine Liebe, die auch zürnen kann, die hart und schonungslos strafen kann. Kann Gott nicht zürnen, so kann er auch nicht lieben. Gerade von diesem ethisch erfüllten Gottesbegriffe aus ist uns der Gedanke unvollziehbar, daß der heilige Gott gegen die Sünde seiner Kinder gleichgültig bleiben könnte, ohne wider sie zu reagieren in gerichtlichen Strafakten. Im Kriege gehen Gottes Gerichte durch die Welt; und auch der glücklichste Krieg ist eine schwere Heimsuchung. Wie der brausende Sturmwind, der durch die Bäume fährt, die tauben Blüten und das welke Laub niederschüttelt und die dürren Äste zu Boden peitscht, so fahren Gottes Gerichtswetter im Kriege über die Sünden der Völker dahin, niederreißend, zerschmetternd, vernichtend, was vor seinem heiligen Auge nicht bestehen kann.

Und doch ist das nur die eine Seite der Betrachtung. Alsbald zeigt sich uns eine andere Seite. Sie besteht in der beseligenden Erkenntnis, daß auch die Strafen Gottes, daß seine Züchtungen und Gerichtsheimsuchungen doch letztlich im Dienste seiner Heils absichten stehen. Sie sind geboren aus seiner Gnade. Gott ist der große Künstler, der auch das Böse mit hineinnimmt in seinen Weltenplan, um es als Werkzeug seines heiligen Liebeswillens zu benutzen. Wir sagen darum nicht: obwohl Gott die Liebe ist, sondern: weil Gott die Liebe ist, aber heilige Liebe, die uns heilen und erretten will, die unsere Seligkeit im Auge hat und vollkommene Gemeinschaft mit uns sucht, darum betätigt er sich an der sündigen Menschheit in gerichtlichen Akten seiner Gerechtigkeit. Gottes Liebe ist nicht so grausam, daß sie es übers Herz bringen könnte, uns ungezüchtigt die Wege der Sünde wandeln zu lassen und damit vollends der Macht des Bösen zu überlassen. Sie scheut sich nicht, den Menschenkindern wehe zu tun, sie in Not und Jammer zu versetzen,

ihnen Wunden zu schlagen und schmerzliche Verluste zu bereiten — um ihre Seelen für die Ewigkeit zu erretten.

Damit eröffnet sich dem christlichen Glauben eine neue, weite und überaus klärende Perspektive für das Rätsel des Krieges. Auch über den dunklen Kriegswolken steht wie ein tröstlicher Regenbogen die Verheißung von den göttlichen Friedensgedanken. Denn wenn wir nun fragen: warum hindert Gott nicht den unsäglichen Jammer des Krieges? warum läßt er das Böse zu einer solch furchtbaren Verderbensmacht emporwachsen und ausreifen? — so antworten wir getrost: weil er durch diese Gerichte uns innerlich von der Herrschaft des Bösen lösen, uns reinigen und läutern, die Sünde in uns überwinden und uns dadurch für das ewige Reich seiner Herrlichkeit erziehen will.

Freilich, wir sind nicht imstande, den Gottesgedanken im einzelnen nachzuspüren und das Geheimnis seines Waltens beiseite zu schaffen. Wir verstehen nicht alle Wege, die er je und je mit uns einschlägt. Für den natürlichen Blick bleiben hier zahllose unerträgliche Disharmonien und Unbegreiflichkeiten. Aber dem Glauben ist es gewiß: Gott läßt in der Geschichte doch schließlich das Schlechte untergehen und das Gute triumphieren. Er läßt die Lüge und die schnöde Selbstsucht, die eine Zeitlang ungehindert ihr Haupt erheben durften, endlich zuschanden werden und die Wahrheit und das Recht zu Ehren kommen.

Sehen wir den Krieg so an, glauben wir das — denn wir haben es hier durchaus mit einem Glaubensurteil zu tun —, dann haben wir eine sturmfreie Position gewonnen, die durch keine noch so schweren Kriegsnöte erschüttert werden kann, auch dann nicht, wenn es Gott gefallen sollte, unseren Glauben auf härteste Proben zu stellen. Sollte er unserem Volke tiefe Demütigungen auferlegen wollen, wie unsere Väter sie im Jahre 1806 erfahren haben, so würden wir auch dann nicht an ihm irre werden. Unser Gottesglaube ist nicht von äußeren Kriegserfolgen abhängig. Und der Sieg als sol-

cher ist kein „Gottesurteil". Auch wenn wir überzeugt sein dürfen, einen „gerechten" Krieg zu führen und für die höchsten und heiligsten Güter zu kämpfen, die Gott uns anvertraut hat, sind wir doch weit entfernt von dem hoffärtigen Wahne, als ob wir vollkommen wären und keine Züchtigung verdienten. Auch ein auf Gott vertrauendes Volk kann ernster Heimsuchungen zu seiner Läuterung und Erneuerung bedürfen. Auch ein gerechter Krieg braucht nicht nur von Sieg zu Sieg zu führen.

Wohl hoffen wir zuversichtlich auf einen siegreichen Ausgang dieses blutigen Krieges — aber nicht deshalb, weil wir uns so viel besser und vortrefflicher dünken als andere Völker, sondern weil wir die Gewißheit hegen dürfen, daß Gott mit unserem reichbegabten und hoch begnadigten deutschen Volke, wenn anders es sich zu ihm zurückführen läßt, noch etwas Großes im Sinne hat für die Förderung seines Reiches auf Erden. Wohl *beten* wir um den Sieg, aber wir wollen Gott in seiner Weltregierung mit unseren Gebeten nicht meistern. Wir beten in demütiger Beugung unter seinen allweisen Rat, in gehorsamer Ergebung unter seine gewaltige Hand: „Vater, *dein* Wille geschehe!" Wir beten in bußfertigem Ernst, mit dem heiligen Gelübde unserer Besserung. Wir haben es oft genug in der Geschichte der Völker und in unserem eigenen Leben erfahren, daß der Weg zur wahren Größe vielfach durch die Tiefen der Niederlagen und Verluste, durch Hemmungen und Mißerfolge führt; daß erst aus der Tränensaat die Freudenernte erwächst. Was aber auch immer Gott über uns beschlossen haben möge, in jedem Falle sind wir im Glauben dessen gewiß, daß *Gottes* Sache schließlich doch den Sieg behält.

Die herrlichste Kundgebung des Triumphs der göttlichen Heilsgedanken über alle widergöttlichen Mächte in der Welt ist uns in der Geschichte Jesu Christi, insonderheit in seinem Kreuzesleiden und Auferstehen gegeben. Jesus selbst ward in einen Kampf hineingestellt wie kein anderer. Die Ab-

gründe der Bosheit tun sich wider ihn auf. Haß und Feindschaft, Verrat und blutige Verfolgung, alle Gestalten der menschlichen Sünde erheben ihr Haupt gegen ihn und tauchen ihn, den Unschuldigen, in die äußerste Qual und schmachvollen Tod — ohne daß die Hand des Vaters hindernd eingreift. Und doch auch in diesen unbegreiflichen Führungen sieht Jesus das Walten des heiligen und gerechten Gottes und wird in seinem Vertrauen auf ihn nicht wankend. Er weiß, daß auch dieses Furchtbarste und Grauenvollste, was die Menschen ihm antun, der Leitung des Erlösergottes untersteht, der am Kreuze durch die Sünde die Sünde vernichtet und aus der Aufopferung des Einen Heil und Leben für die ganze Menschheit erblühen läßt.

Hier liegt für uns Christen der leuchtendste Beweis für die Wahrheit des Josephwortes: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen." In diesem Sinne kann man wirklich von einem „Segen der Sünde" reden, so mißverständlich der Ausdruck auch immer lauten mag. Jedenfalls aber dürfen wir von einem Segen des Krieges reden, und gerade vom Standpunkte unseres Gottesglaubens empfängt das zwiefache Urteil Schillers sein volles Licht: „Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen, doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie." Daß er nicht das eine oder das andere ist, sondern beides zumal, Plage und Segen, das wird uns nicht mehr als ein unerträglicher Widerspruch erscheinen. Das erstere sehen wir Tag um Tag mit unseren Augen an dem unermeßlichen Jammer des Krieges. Das andere glauben wir, weil wir an den lebendigen Gott und an sein väterliches Weltregiment glauben.

Und doch, auch der Segen des Krieges ist nicht nur Sache des Glaubens. Wir haben unter den Schrecknissen des jetzigen Krieges bereits so viel Großes und Gewaltiges, so viel Leuchtendes und Hoffnungerweckendes an unserem deutschen Volke und seinen kämpfenden Söhnen erleben

dürfen, daß es uns auch an sichtbaren und greifbaren Tatzeugnissen für das Recht unseres Glaubens nicht mangelt. Wir spüren uns umweht von lebendigem Gottesodem. Wir vernehmen die Stimme des Ewigen in unserer Mitte. Alles deutet darauf hin: Gott *will* noch etwas mit unserem geliebten deutschen Volke, er gebraucht uns noch, er bekundet sich noch an uns. Er möchte einen neuen Frühling heraufführen über unserem Vaterlande, eine Neugeburt an uns vollziehen, eine Rückkehr zu dem heiligen Erbe unserer Väter, zu neuer Frömmigkeit und neuer Sittlichkeit. In dieser Hoffnung wollen wir mutig und getrost bleiben und unsere Herzen stärken mit der freudigen Glaubenszuversicht: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen", ja *alle*, auch der Krieg.

Geeignete Schriften für unsere gebildeten Soldaten im Felde!

Deutschlands Schwert durch Luther geweiht

von **Prof. D. Walther,** Geh. Konsistorialrat in Rostock. **4. Auflage.** M. 1.—

Inhalt: Die Berechtigung des Krieges; Der gerechte Krieg; Die Siegeszuversicht; Die Opfer des Krieges; Der gerechte Zorn; Das Gebet im Krieg.

Eins der köstlichsten Kriegsbücher. (Neue Preuß. (Kreuz-) Zeitung vom 6. Dez. 1914.)

Geistliche Weckstimmen

aus der Zeit der Erniedrigung und Erhebung unseres Volkes.

Zeitpredigten ausgewählt u. eingeleitet von **Lic. F. J. Winter.** Geb. M. 3.—

Es werden u. a. dargeboten Predigten von Schleiermacher, Klaus Harms, L. E. von Borowski, Peters, Tzschirner, Heubner, Draeseke, Theremin. Der Verfasser hat dieser Predigtenauswahl eine recht instruktive, vorzüglich orientierende Einleitung (34 Seiten) vorangestellt, die in feinsinniger Weise sich nicht nur über die Tätigkeit der Genannten erstreckt, sondern auch andere, von denen mangels an Raum keine Predigtproben dargeboten werden konnten, mit in den Bereich der Erörterungen hineinzieht, z. B. Nitzsch, Sievers, Hanstein, Tiede, Eylert u. a. m.

Für Lazarette, Krankenhäuser, Diakonissen-Anstalten besonders empfohlen:

Warum mir das?!

Lichtvolle Antwort aus dem Buche Hiob auf leidvolles Fragen und Klagen **in schwerer Zeit** von **Gotthold Schanz.** Vornehm geb. M. 2.—

Allen Angefochtenen, Kranken, Leidtragenden, sowie ihren Freunden und Pflegern gewidmet.

Das Beste, was wir bisher über das Buch Hiob bezw. aus ihm heraus gelesen haben. Wir empfehlen es besonders solchen, denen der Krieg für sie und andere schwere Rätsel aufgibt. (Stuttg. Ev. Sonntagsblatt 1915.)

Evangelium für jeden Tag

(Volksausgabe). 1. Band: **Die festliche Hälfte des Kirchenjahres.** 2. Band: **Die festlose Hälfte des Kirchenjahres.** Dem 2. Bande ist ein Verzeichnis der Schriftstellen angefügt. Von **Wilhelm Laible.**

Pro Bd. geb. M. 2.80

In der „Kirchl. Rundschau f. d. ev. Gemeinden Rheinl. und Westf." befindet sich folgendes Urteil:

„Ich benutze das Buch seit einem Jahr und muß sagen, daß es den Durchschnitt der deutschen Andachtsbücher um ein Erhebliches übertrifft. Der Verf. besitzt eine außerordentliche Schriftkenntnis und eine überraschend feine und gründliche Kenntnis unseres Liederschatzes, die sich nicht aufdringlich, sondern vielfach nur andeutend, wie ein leiser Griff über eine Harfe, möchte ich sagen, bemerkbar macht. Dazu ist er ein feiner und tiefer Psychologe. Mein Exemplar trägt zahllose Bleistiftstriche, mit denen ich mir die Stellen, die mir etwas Besonderes zu sagen hatten, angezeichnet habe . . . Ich wüßte für unseren Stand kaum ein Buch zur täglichen Betrachtung, aus dem sich mehr Förderung für den inwendigen Menschen und reichere Befruchtung für Predigt und Seelsorge schöpfen ließe, als Laible."

Dörffling & Franke, Verlag, Leipzig.